

Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

3/2011



Jahrg. 23, Heft 3, Dezember 2011, ISSN 0947-7233



MANTIS VERLAG

Titelbild: Römisches Goldmultiplum (Medaille) mit Sol Invictus und Kaiser Konstantin I. (vorne); Prägung von 313 mit 39,79 gr. In diesem Heft wird Konstantin der Große mehrfach behandelt [Titelbild von Rolf Bergmeier (2010): *Kaiser Konstantin und die wilden Jahre des Christentums*; Aschaffenburg].

Impressum:

Zeitensprünge *Interdisziplinäres Bulletin*

(*vormals, Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart'*)

Mantis Verlag Dr. Heribert Illig

D-82166 Gräfelfing, Lenbachstraße 2a

Tel. 089 / 87 88 06

Fax: / 87 139 139

mantisillig@gmx.de

ISSN 0947-7233

Edition und Redaktion: Dr. phil. Heribert Illig

Contributing Editor: Prof. i. R. Dr. phil. Dr. rer. pol. Gunnar Heinsohn

Raphael-Lemkin-Institut für Xenophobie- und Genozidforschung

Universität Bremen, 28359 Bremen, Sportturm C 6180

Tel. 0421/2183154 Fax: 0421/2182089

gheins@uni-bremen.de

Verlags-Homepage

www.mantis-verlag.de

mit Online-Bestellmöglichkeiten und Stichwort-Verzeichnissen

Phantomzeit:

www.fantomzeit.de

Blog zur Mittelalter-Phantomzeit mit Forum

Dazu

www.chrono-rekonstruktion.de

mit Zugang zu erweiterten Funktionen nach

Anmeldung über

andreas.otte@chrono-rekonstruktion.de

Druckerei: Difo-Druck GmbH, 96052 Bamberg, Laubanger 15

Bezugsbedingungen:

Nach Einzahlung von 40,- € auf das Verlagskonto (außerhalb Deutschlands bitte 45,- € bar senden oder überweisen) werden bei Erscheinen die drei Hefte des Jahresabonnements 2012 verschickt.

Frühere Hefte können einzeln nachgeliefert werden. Preise für Einzelhefte und Bestellmöglichkeit siehe www.mantis-verlag.de

Jahrgänge: 1989-1996 je 20,- ; 1997-2002 je 22,- ; 2003-2006 je 35,- , 2007-2008 je 38,- , 2009-2011 zu 40,- . Inlandsporto im Preis enthalten.

Copyright ©. Mantis Verlag Dr. Heribert Illig

Für unverlangte Manuskripte und Fotos keine Haftung

Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Dr. Heribert Illig

Namentlich gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Konto: 137238-809 Heribert Illig Verlag (zwingende Kontobezeichnung),
Postbank München (BLZ 700 100 80)

EU-Überweisungen: IBAN: DE21700100800137238809 BIC: PBNKDEFF

Zeitensprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

Jg. 23, Heft 3
Dezember 2011

Editorial

Bis man sich versieht, ist das Jahr bereits vergangen. Während ringsum die Zahlen immer größer werden – mittlerweile ist uns die Billion vertraut, die der Amerikaner als Trillion anspricht – bleiben die *Zeitensprünge* in altvertrauten Dimensionen. Freilich kann niemand absehen, wie die Lage in zwölf Monaten aussieht: Lässt sich der Euro unter stetig wachsenden Schutzschirmen bewahren? Müssen trotz allem einige angeschlagene Mitgliedsländer aus dem Süden vom Euro absehen? Oder müssen die 'Nordlichter' den Euro verlassen, um ihre Volkswirtschaften zu schützen? Oder....

Wie dem auch sein wird: Das *Zeitensprünge*-Abonnement für 2012 erneuert sich nicht automatisch. Wer verfolgen möchte, wie das weitere Werden und Wachsen der Rekonstruktionen aussieht, der überweist als *Inländer* 40,- € auf das Konto (nebenstehend im Impressum). *Im Ausland Wohnende* überweisen bitte 45,- € oder schicken die Summe im Kuvert, was sich gerade für Bewohner der Schweiz rechnet.

Jahrestreffen: Die Vorbereitungen laufen für das Wochenende vom 7. bis 10. Juni 2012, voraussichtlich in Göttingen. Die Details werden per Email verbreitet. Da sich mittlerweile eine stratigrafische Debatte über die Grabungen unter dem Kölner Dom angebahnt hat und das Domforum dazu Führungen im Untergrund anbietet, ist hier aktuell noch eine Alternative hinzuzutreten, die demnächst geprüft wird.

Zur eigenen Position: Manch einen Leser mag überrascht haben, dass im letzten Heft auch auf ein Forschungsergebnis Fomenkos zurückgegriffen worden ist [Heinsohn, 446 f.]. Nun ist der russische Mathematiker zunächst ein Forscher, der aus Regentenlisten unter Einsatz komplizierter Statistik Vergleiche zwischen Geschichtsabschnitten angestellt hat, die in der konventionellen Lehre um Jahrtausende auseinander liegen können. Seine Arbeit ist nicht per se falsch, solange sie als permanentes Korrektiv archäologische Befunde heranzieht. Bekanntlich kann der Archäologe keine Geschichte liefern, wohl aber das Grundgerüst für Geschichtsabläufe, während der schriftorientierte

Historiker allzu leicht übersieht, dass der Bodenbefund etwas ganz anderes aussagen kann als die schriftlichen Quellen. Diese Einschätzung ist in dieser Zeitschrift mindestens zweimal klar vertreten worden [Illig 1995; 2010]. Nachdem es im Netz durchaus Ansätze gibt, unsere kritische Vorgehensweise mit der von Fomenko und seinen Gefolgsleuten zu verbinden [etwa Breit], möchten wir unsere Position noch einmal klarstellen.

1. Die Chronologie vor 1000/1200 ist nicht kontinuierlich aufgezeichnet worden. Sie wurde rückblickend nicht gefälscht, sondern zum Teil konstruiert und ist deshalb irreführend. Aber sie hat auch Unschuld, weil die damaligen Konstrukteure weder zuverlässige Zeitreihen noch archäologische Befunde zur Verfügung hatten, also ohne wirkliche Korrekturmöglichkeiten arbeiteten.

2. Die Fomenkoisten sind ebenfalls Konstrukteure von Chronologie und landen deshalb ebenfalls in Irreführungen. Sie haben aber weniger Unschuld, weil ihnen stratigrafische Informationen zur Verfügung stünden, die sie wenig, meistens gar nicht beachten, sondern lieber von ihnen selbst vorgegebene 'Muster' oder Motive bestätigen. Daraus können Ideologien entstehen.

3. Wir sind Rekonstrukteure, die sich mühsam – und ebenfalls in Gefahr des Irrtums – von (scheinbar) gesicherten Teilchronologien in die Geschichte vortasten und dabei dem stratigrafischen Befund eine führende Funktion zuweisen. Selten ist es so, dass Schriftquellen und archäologischer Befund dermaßen ineinandergreifen, dass wir jahrgenaue Absolutdaten liefern können. Das gilt gleichermaßen für die herrschende Lehre (vgl. S. 527), die aber im Zweifelsfall immer der schriftlichen Quelle den Vorrang gibt und dabei buchstäblich die Bodenhaftung verliert (vgl. S. 720).

In diesem Heft stehen die Thesen für und gegen eine spätantike Phantomzeit zum ersten Mal auf dem Prüfstand, wobei den stratigrafischen Argumenten ebensolche entgegengehalten werden. Wir können gespannt sein, ob hier ein weiterer und wiederum gewichtiger Stein aus dem Gefüge der altvertrauten chronologischen Abfolge herausgebrochen werden kann, ja sogar muss.

Mit den besten Wünschen beider Herausgeber für ein Neues Jahr 2012, das die härtesten Prüfungen der letzten Jahrzehnte für das Finanz- und Währungssystem erleben könnte. 29.11.

Breit, Hermann (2011): Ist die gesamte Geschichtsschreibung vor 1500 gefälscht?

http://www.politaia.org/geschichte-hidden-history/ist-die-gesamte-geschichtsschreibung-vor-1500-gefalscht-_politaia-org/

Heinsohn, Gunnar (2011): Ist die Spätantike eine Phantomzeit? ZS 23 (2) 429-456

Illig, Heribert (1995): Fomenko - der große, statistische Wurf? Rezension und Standortbestimmung; ZS 7 (2) 104-121

- (2010): Fomenko und die Folgen. Pompeji als Beispiel für historisches Freibeutertum; ZS 22 (1) 218-234

Rätselhaftes Zinn - eine Fortschreibung

Volker Heinitz

Der nachfolgende Beitrag stellt eine Ergänzung zum Artikel Rätselhaftes Zinn in Zeitensprünge-Heft 3/2010 dar.

2001 erschien von Wolfgang Korn der Artikel *Zinnrausch in Zentralasien*, den er folgendermaßen beginnt:

„Treffen sich drei deutsche Professoren in der Einöde Zentralasiens und suchen nach Zinn...

Was sich zunächst wie der Beginn eines Witzes anhört, hat archäologische Brisanz, denn: ohne Zinn keine Bronze und ohne Bronze keine Fortschritte in der menschlichen Zivilisation. Von zirka 3000 v. Chr. bis etwa 1000 v. Chr. bestimmte die Legierung aus 90 % Kupfer und 10 % Zinn die Weiterentwicklung von Persien bis an die Adria [...] Prof. Ernst Pernicka, Lehrstuhlinhaber für Archäometallurgie in Freiberg, Prof. Hermann Parzinger, Leiter der Eurasienabteilung des Deutschen Archäologischen Institutes in Berlin und Prof. Gerd Weisgerber, der Nestor der deutschen Bergbauarchäologie aus Bochum, sind in Zentralasien auf der Suche nach der Initialzündung für diese (Weiter-)Entwicklung. Ihr gemeinsamer Ausgangspunkt ist die Frage: Woher stammt das Zinn in den Bronzen des Alten Orients? Denn Kupfer findet sich im östlichen Mittelmeerraum reichlich, aber weit und breit kein Zinn.“

Nun sind Zinnlagerstätten selten und im Nahen Osten/Mittelmeerbereich nicht vorhanden – dem Bereich, der nach derzeitiger chronologischer Ansicht *zuerst* Bronze produziert haben soll. Das nachfolgende Zitat von Mike Hausteine, der bei Prof. Pernicka promovierte, versucht einen Spagat zwischen archäologischem Befund und Logik, in dem das archäologische Dilemma offenbar wird:

„Die Herkunft des in der Bronzezeit Mitteleuropas verarbeiteten Zinns liegt weitgehend im Dunklen. Die nächsten Vorkommen, die allem Anschein nach in dieser frühen Zeit ausgebeutet wurden, finden sich erst in Cornwall oder der Bretagne. Gerade für die reichen Bronzefunde in Mitteldeutschland erscheint es *höchst verwunderlich*, dass die leicht abzubauenen reichen Zinnseifen des Erzgebirges in prähistorischer Zeit *keine* Beachtung gefunden haben sollen. Dennoch gibt es derzeit keinerlei Beleg dafür, die Indizienlage ist eher dürftig“ [Hausteine, Hvhg. V.H.,].

Auch die aus dem Wrack von Uluburun gehobene Tonne Zinn ist isotopisch noch keiner Lagerstätte eindeutig zugewiesen worden; diese stammt aber aus

viel späterer phönizischer Zeit [Anonymus, 2006]. Man steht also vor dem Problem, im Vorderen Orient aufgrund einer Chronologievorgabe Zinn *früher* verarbeitet zu haben, als durch Fernhandel aus Mitteleuropas bekannten Zinnquellen verfügbar war. Da man aber aus logischen Gründen eine Zinnquelle besessen haben muss, damit die Chronologievorgabe der Archäologie Bestand haben soll, wird deren Verortung bisher schmerzlich vermisst.

Die griechischen Geschichtsschreiber sahen den Beginn der Bronzezeit bei den Chaldäern in Mesopotamien eher bei -1000 als bei heute gelehrten -3000 für diese Region. Von Gunnar Heinsohn [2007, 174] wird dazu, unter Bezug auf John Dayton [1978, Part II and passim] folgende Auffassung vertreten:

„Der katastrophische Anlass für das Ende der Jung-/Kupfersteinzeit kommt demnach in Mesopotamien (wie auch in anderen Regionen der Erde zur selben Zeit des späten -2. Jtsd.) an Ort und Stelle direkt zur Wirkung. [...] Es sei an dieser Stelle daran zu erinnern, dass die skandinavischen ›Erfinder‹ der Geschichteinteilung nach der Bearbeitung von Metallen die Steinzeit erst um -1000 zum Abschluss kommen ließen. Noch Jacob Worsaae datierte die frühe europäische Bronzezeit auf 1000–500. Inzwischen wissen wir überdies, dass die Bronze nicht im Alten Orient, der ja kein Zinn hatte, sondern in Europa (Cornwall, Böhmen/Erzgebirge) entwickelt wurde. Einen metallischen Grund für einen früheren Bronzezeitbeginn Altvorderasiens gibt es mithin nicht.“

Andreas Neubert schreibt über die Verwendung von zinnhaltigen Kupferlegierungen im Mittel-Elbe-Saale-Gebiet beim Übergang vom Endneolithikum zur Frühbronzezeit Folgendes:

„K. Spindler (1971) stellt für die SK [Schnurkeramik; V.H.] wenige Bronzen fest, die er als isolierte Kontakte zu bronzezeitlichen Kulturen deutet. Bei der GBK [Glockenbecherkultur; V.H.], wo immerhin 65% der Gegenstände Zinnzusätze aufweisen (obgleich mit großer Streuung), hält er ebenfalls Kontakte mit bronzezeitlichen Kulturen für wahrscheinlich, was seine Betrachtungen der Endkupferzeit als parallel zur Frühbronzezeit untermauert.“ [Beier/Einicke 2006, 298]

Offensichtlich will die Archäologie trotz dieses starken Indizes der GBK keine eigene Kupfer/Zinn-Technologie zutrauen, indem sie immer auf „Kontakte“ zu bereits Kundigen verweist, ohne sie zu nennen. Die bereits Kundigen wären die Aunjetitzer, die aber ebenfalls kein eigenes Zinn hätten. Dies ist in Deutschland eine der ersten Kulturen, die Bronzegegenstände herstellt, wobei die Grenze zwischen zinnhaltigen Kupferlegierungen des Endneolithikums und 'echten' Zinnbronzen willkürlich bei 2% Zinngehalt gezogen wird [ebd.].

Der geringe Zinngehalt bei gleichzeitiger großer Streuung spricht m.E. eher dafür, dass die GBK als *erste* zinnhaltige Kupferlegierungen herstellten,

sich aber noch in der Experimentierphase befanden. Sie hatten ja die Zinnseifen vor der Haustüre in den Flüssen. Damit wäre über die nachfolgenden Aunjetitzer „Voll“-Zinnbronzeproduzenten der Fernhandel z.B. entlang der Donau via Straubinger Kultur bis in den mediterranen Raum denkbar. In der vorherrschenden Chronologie 'hinken' die Aunjetitzer Zinnbronzelegierungen den Bronzeproduzenten Mesopotamiens im -3. Jtsd. zeitlich jedenfalls nicht allzu sehr hinterher.

Wenn sich also drei deutsche Professoren in der Einöde Zentralasiens treffen und nach dem Zinn der Frühbronzezeit suchen, könnte es sich *doch* um einen archäologischen Witz handeln.

Wie ging es nun weiter in der Bronzezeit ?

Klaus *Waniczek* hat Untersuchungen angestellt, ob die Funde aus Hügelgräben der mittleren Bronzezeit vom „Roten Hügel“, einem Gebiet zwischen Saalfeld und Kamsdorf und seiner ostthüringisches Kupfererz führenden Zechsteinplatte metallurgisch im Zusammenhang stehen. Auch wurde in die Untersuchung spätbronze-/urnenfelderzeitliches Material aus weiteren Gebieten Ostthüringens und Sachsens mit einbezogen [Waniczek 1986, 112 ff.]. Folgende Schlussfolgerungen sind aus *Waniczeks* Untersuchungen zu ziehen:

1. Eine örtliche Trennung zwischen Rohkupfergewinnung und Bronzeherstellung (in z.T. befestigten) Siedlungen ist z.B. im Orlagebiet frühestens für die Urnenfelderzeit nachweisbar.

2. Der steigende Bleigehalt in Zinnbronzen von Randleisten-, Absatz-, und besonders Tüllenbeilen ist überregional nachweisbar (er darf aber nicht über einige Zehntelprozent steigen) und steht im Zusammenhang mit der Verwendung von metallischem Zinn zur Bronzelegierung.

3. Die Ursache wird im steigenden Zinnbedarf der entwickelten Zinnbronzezeit gesehen, wobei das Aufsammeln optisch auffälliger, großer Zinngraupen aus dem Wascherz zur Bedarfsdeckung nicht mehr ausreicht. Bei Verwendung kleiner kristalliner Wascherze steigt die Verunreinigung mit Hämatit und besonders Magnetit. Beim Seigern der Zinnschmelze (einem Schlackeabtrennverfahren) fallen unerwünschte Eisen-Zinn-Härtlinge an, die die Zinnausbeute schmälern. Bei gezieltem Bleizusatz in der Schmelze wird das Zinn in den unerwünschten Härtlingen gegen Blei ausgetauscht und die Ausbeute steigt. Das setzt komplexe metallurgische Kenntnisse voraus, die in der Urnenfelderzeit bereits erarbeitet waren. Nach *Waniczek*

„stellt das Orlagebiet sich als zinnimportabhängig dar. Als einer der Zulieferer sollte die Siedlungskammer zwischen Oelsnitz und Plauen am Paßweg nach Cheb in Betracht gezogen werden, insbesondere der Elstertalabschnitt unterhalb der Zinnerzgänge der Umgebung von Oelsnitz mit

möglicher Seifenbildung (Waniczek 1980). Beziehungen zwischen Reschwitz bei Saalfeld sowie anderen Orten des Orlagebietes und diesem Teil des Vogtlandes leitet Kaufmann (1963, S. 63) aus Ähnlichkeiten der Grabhügel der Urnenfelderzeit her. Simon (1969, S. 253ff.) datiert Keramik des Eisenbergs, der Befestigung über der (Weißen) Elster am Ausgang der Siedlungskammer, ebenfalls in diese Zeit.“

In einem neuen Licht stellen sich damit aus obigem Zusammenhang heraus auch vier weitere urnenfelderzeitlich datierten Höhenbefestigungen als Kontroll- und Sicherungspunkte für den Zinnfernhandel an der Weißen Elster dar und zwar flussabwärts innerhalb nur ca. 24 km Luftlinie zwischen

Großdraxdorf (südlich Wünschendorf/Elster) mit dem Dachsberg,
Gera –Liebschwitz mit dem Zoitzberg,
Gera-Untermhaus mit dem Hainberg,
Crossen/Elster mit dem Mühlberg.

Literatur

- Anonymus (2006): Vom Meeresgrund ins Rampenlicht; *Archäologie in Deutschland*, Nr. 1, 14 ff.
- Beier, Hans-Jürgen / Einicke, Ralph (2006): *Das Neolithikum im Mittelelbe-Saale-Gebiet und in der Altmark*; Langenweissbach
- Dayton, John (1978): *Minerals, Metals, Glazing & Man or Who Was Sesostris I?* London
- Haustein, Mike (2009): *Zinnseifen aus dem Erzgebirge*
<http://mars.geographie.uni-halle.de/for550/index.php/nw3/laufebde-arbeiten/46...>
- Heinitz, Volker (2010): Rätselhaftes Zinn; *ZS* 22 (3) 579-586, s. a. dortiges Literaturverzeichnis
- Heinsohn, Gunnar (?2007): *Die Sumerer gab es nicht*; Gräfelting
- Korn, Wolfgang (2001): Zinnrausch in Zentralasien; *Bild der Wissenschaft*, Nr. 10, 86 ff.
- Waniczek, Klaus (1986): Ein Beitrag zur Zinnmetallurgie der Bronzezeit; *Alt-Thüringen*, Jg. 21, Weimar

Volker Heinitz, 07554 Brahmennau, Am Zuckerberg 31

Der 6. Tag der antiken Numismatik Münzen, Medaillen und Siegel

Andreas Otte

Einleitung

Bereits zum sechsten Mal fand in Münster der Tag der antiken Numismatik (14./15. 10. 2011) statt. Die jährliche Veranstaltung wird getragen von dem LWL-Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte, der Forschungsstelle Antike Numismatik der Wilhelms-Universität Münster, dem Verein der Münzfreunde für Westfalen und Nachbargebiete e.V. sowie privaten Sponsoren. Die Kosten der Tagung wurden von den Veranstaltern und Sponsoren übernommen, der Zu- und Eintritt war daher kostenlos, die Veranstaltung öffentlich. Veranstaltungsort war das Fürstenberghaus, Lesern der *Zeitensprünge* vielleicht bekannt aus Werner THIELS Roman *Eine Leiche im Fürstenberghaus*. Das Konzept der Veranstaltung hat sich inzwischen bewährt: In lockerer Atmosphäre präsentieren angehende Numismatiker und Koryphäen des Faches neue Forschungsergebnisse. Der Fokus liegt dabei auf den angehenden Wissenschaftlern des Faches, die hier eine Chance erhalten, vor fachkundigem Publikum (ca. 60 Teilnehmer) ohne Druck vorzutragen zu können. Die Vorträge sind jeweils nur 30 Minuten lang einschließlich Diskussion. Themen und Inhalte geben einen guten Einblick in die Methoden und die Geisteswelt der Numismatik.

Einstieg

Den Anfang machte bereits am Freitag Abend Dr. Markus PETER (Augst) mit einem längeren Einführungsvortrag über neuere (1998!) [Augusta Raurica], bisher nur teilweise publizierte Funde aus der *Augusta Raurica* (Kaiseraugst). Es geht hierbei um einen Brunnenschacht mit angefügtem unterirdischem Gewölbe. Das Gewölbe selbst hatte einen weiteren Zugang über einen Tunnel. Der Brunnen wurde verfüllt, auch das Gewölbe war zum Teil von der Verfüllung betroffen. Die Brunnenverfüllung bestand in der untersten Lage aus einer vermutlich rituellen Ablage (Kolkrabe und Seeadler); die darüber liegenden mehrere Meter Material scheinen innerhalb kürzester Zeit eingefüllt worden zu sein, eingestreute Scherben passten auf der gesamten Einfüllhöhe zusammen. Die Einfüllung enthielt neben Speiseresten mit hohem Anteil von Schwein (spricht in der damaligen Zeit für eine hochwertige Ernährung) auch größere Mengen von un- oder wenig zerteilten Tierkadavern: 59 Hunde, 7 Pferde, Braunbär, Katze (!), etc.

Im Schutt der Brunnenverfüllung fanden sich aber auch die Überreste von sieben Männern, die praemortal verheilte Schnittverletzungen an den Beinen aufwiesen, außerdem ca. 600 römische Schuhnägel und Einmal-Gussformen für ca. 3.000 Münzen. Die Vermutung lag zunächst nahe, dass es sich bei den sieben Männern um Falschmünzer handelte, die an Ort und Stelle exekutiert und deren Falschmünzerwerkstatt 'versiegelt' wurde. Die festgestellten Verletzungen deuten dabei auf Kavallerie-Soldaten hin.

Die gefundenen Tongussformen sind für Münzen des 3. Jh. hergestellt worden, hauptsächlich wurden Silberdenare des *Septimius Severus* kopiert. Die mit diesen oder ähnlichen Formen erstellten Münzen wurden auch tatsächlich anderswo gefunden. Die Kopien bestanden aus einem spröden Material, welches entsprechend legiert den Anschein von Silber weckte, jedoch schnell korrodierte. Die Münzen zeigen oft noch die Ausbruchsstellen der Gussform.

PETER glaubt jedoch nicht, dass es sich um exekutierte Falschmünzer handelt. Die verwendete Gusstechnik tritt nur während eines ganz kurzen Zeitraumes im Nordwesten des römischen Reiches auf, bemerkenswerterweise überall zeitgleich. Deshalb hält PETER die aufgefundene Falschmünzerei für eine staatlich geduldete Aktion zur Beseitigung eines kurzfristigen Liquiditätsproblems im nordwestlichen Bereich des Reiches. Die Datierung erfolgt auf 250 ± 5 Jahre. Hier ergibt sich ein interessanter Querverweis auf Heinsohns Überlegungen zum Münzminimum während dieser Zeit (s. S. 640 f.). Es war offenbar *en vogue*, ältere Münzen zu fälschen.

Vormittag

Den Einstieg in die Hauptvorträge am Samstag Morgen machte Dr. Clare ROWAN von der Frankfurter Universität mit einem Bericht zu Überprägungen im Mittelmeerraum aus der Zeit von 550–100. Als Überprägung bezeichnet man die Umwidmung einer bestehenden, z.B. korinthischen Münze in eine lokale Währung. Gelingt die Überprägung vollständig, ist sie nicht mehr als solche erkennbar. Man ist also auf Fehlüberprägungen zur Erkennung angewiesen, eine quantitative Abschätzung des Phänomens ist so jedoch nicht zu gewinnen. Aber es scheint im griechischen Raum in großem Umfang betrieben worden zu sein, während in Spanien zu dieser Zeit Fremdmünzen als Hacksilber endeten. In der folgenden Diskussion wurde klar, dass das Wie und Warum von Überprägungen noch weitgehend unverstanden ist. Ein Blick auf die Heinsohn/Steigersche Eigentumstheorie [Heinsohn/Steiger] könnte hier den Numismatikern sicher beim Verständnis der Vorgänge helfen, denn wie auch Silber bleibt danach jede Münze solange Ware (Material), bis sie vom Münzherren durch Prägung zu Geld erhoben wird.

Im Folgenden beschäftigte sich Andreas MURGAN (M.A., ebenfalls Universität Frankfurt) intensiv mit der Ikonographie der sogenannten Terina-Münzen. Die Stadt Terina wurde nach herrschender Chronologie im -6. Jh. als Kolonie der Stadt Kroton (Magna Graecia) nahe der heutigen Stadt Sant' Eufemia Vetere am Golf von Calabrien gegründet und -203 von Hannibal zerstört. MURGAN sieht einen Wechsel in der Ikonographie auf der Münzrückseite von der Göttin Nike hin zur Göttin Iris und bringt ihn in Zusammenhang mit einem gleichnamigen Fluss in Stadtnähe. Interessant waren seine Ausführungen in Bezug auf das Vorhandensein von Schriftzügen, die bei nicht eindeutigen Ikonographien diese erklären und anderen Fällen, in denen die Ikonographie offenbar allgemeinverständlich war und daher ohne Schriftzug auskam.

Nach einer ersten Pause trug PD Dr. Wolfgang FISCHER-BOSSERT aus Berlin über seine neuesten Arbeiten zur „Chronologie der Serie der ‚signierenden Künstler‘ von Syrakus“ vor. In vielen Details stellte er die Beziehungen zwischen den Münz-Stempeln dar und begründete Abänderungen der bisherigen Chronologie um wenige Jahre. Die Probleme bei der Erstellung solcher Chronologie wurden deutlich: Wurde der Stempel perfekt erstellt und später durch „Zitation“ verschlechtert oder hat sich das Motiv allmählich zur Perfektion entwickelt? Das ist nur sehr schwer zu entscheiden. Am Ende seines Vortrags bat FISCHER-BOSSERT deshalb auch um Unterstützung bei dieser mühseligen Arbeit.

Im Anschluss zeigte Prof. Dr. Janis HOURMOUZIADLIS (Berlin), wie man heute moderne Fälschungen antiker griechischer Münzen erstellen kann. Er kommt aus dem Flugzeugbau und ist Münz-Sammler. Im Laufe der Jahre hat er sich nebenbei eine große virtuelle Münz-Bibliothek zugelegt. Dabei fiel ihm irgendwann auf, dass er absolut identische Exemplare in seiner Sammlung hatte. Und das betraf nicht nur seine „virtuelle“ Sammlung. Es handelte sich offenbar um gegossene, nicht um geschlagene Münzen. Die Ausführung war jedoch perfekt. Als Einzelmünze ist kein Unterschied zu einem Original zu erkennen, unter dem Mikroskop ist ebenfalls kein Unterschied zu sehen. Einmal aufmerksam geworden, fanden sich viele Beispiele, sogar zwei identische Exemplare in einer einzigen Auktion, direkt nebeneinander abgebildet. Zur Überprüfung seiner Annahmen beauftragte er einen Präzisionsgießer mit der Erstellung einer Kopie der Kopie. Nur durch Materialanalysen, die den Wert der Münze um ein Vielfaches überstiegen, ließen sich die Fälschungen sicher entlarven. Fälschungen diesen Typs kommen seit ca. 1995 verstärkt auf den Markt; eines der Zentren wird in Bulgarien vermutet.

Dr. Wilhelm HOLLSTEIN (Dresden) widmete sich danach der Frage „Quirinus oder *flamen Quirinalis* – Der Denar des N. Fabius Pictor“. Die



Der Denar des Fabius
Pictor [acsearch]

heutige Forschung vermutet in Quirinus einen Kriegsgott der römischen Frühzeit. Die Quellenlage hierzu ist jedoch sehr schwach. Es gibt nur zwei vermutete Bildnisse von ihm, eines davon ist die hier genannte Münze. Flamen Quirinalis bezeichnet hingegen den für den Quirinus-Kult zuständigen Priester, der spätestens seit Augustus zu den höchsten Priester-Kollegien gehört. Augustus hatte Romulus zum Gott Quirinus erhoben [Wissowa, 141]. Die auf der Rückseite des Denars dargestellte Person trägt einen Schild mit der Aufschrift **QVI / RIN** (s. Abb.). Wollte sich Pictor über die Münze für das Amt des *flamen* empfehlen? Wollte er seine Vorfahren ehren, die dieses Amt bekleidet hatten? Wollte er seine Kriegstauglichkeit demonstrieren? Welche Interpretationsvariante die richtige ist, konnte Hollstein am Ende nicht schlüssig beantworten. Völlig unberücksichtigt bei diesen Überlegungen blieb jedoch, dass 'Quirinus' auch eine Ableitung von der Bezeichnung für den römischen Eigentumsbürger *quiris/quirites* sein kann und daher einfach bürgerlich bedeutet, bzw. in diesem Zusammenhang den bürgerlichen Eigenschaftsschutz bezeichnet.

Zwischenspiel

Nach dem Mittagessen blieb gerade noch genügend Zeit für einen Kurzbesuch des im Erdgeschoss des Fürstenberghauses untergebrachten Archäologischen Museums der Universität Münster. Wer hier nun reichhaltige frühmittelalterliche Münsteraner Funde erwartet hatte, wurde komplett enttäuscht. Im Museum fand sich absolut nichts 'Münsteranisches'. Das Hauptthema des Museums ist Griechenland von Mykene bis zur Polis, es finden sich aber auch römische Münzen und ägyptische Siegel.

Eigentlich konnten hier wie auch anderswo die fehlenden Münsteraner Funde nicht wirklich überraschen, hatte doch der Archäologe Dr. Christoph GRÜNEWALD aus Münster bei einem Vortrag über die frühmittelalterlichen Grabfunde Westfalens zwei Tage zuvor im Bielefelder Stadtarchiv bereits bestätigt, dass aus archäologischer Sicht Münster auf der grünen Wiese bzw. im braunen Moor gebaut worden sein muss. Aber lässt ihn das an den Quellen zweifeln? Natürlich nicht! Auf Nachfrage bestätigte er auch noch einmal, dass

es keinerlei archäologische Hinweise auf die Sachsenkriege Karls des Großen gibt. Jedoch habe es diese *unzweifelhaft* gegeben, das belegen schließlich die pergamentenen Quellen. Ansonsten recht kritisch und um methodische Korrektheit bemüht, bestätigte GRÜNEWALD einmal mehr, dass für den gestandenen Archäologen des frühen Mittelalters die Quadratur des Kreises kein Problem darstellt.

Nachmittag

Patrick WYSSMANN aus Bern leitete die Nachmittagsvorträge über die Ikonographie der Münzen Samarias ein. Samaria war die Hauptstadt des Königreiches Israel (ca. -876) und lag nahe der heutigen Stadt Nablus [s. Heinsohn, 41]. WYSSMANN zeigte zunächst die Unterschiede zwischen Imitationen und Adaptionen bestehender Münzen auf und beschäftigte sich dann mit den Münzen der Jerobeam-Gruppe, datiert etwa 375–333. Das Besondere an diesen Münzen ist das Wiederaufgreifen des Jerobeam-Motivs, d.h. im -4. Jh. wird das Motiv eines verfeimten Königs des -10. Jh. (Jerobeam I.) wieder verwendet. Wyssmann tat sich sichtlich schwer, ein Motiv hierfür zu finden. Aus chronologiekritischer Sicht könnte es sich bei Jerobeam um den eingesetzten König der persischen Satrapie Nordisrael handeln, der seinen eigenen Namenszug auf die Münzen bringt. Aber von dieser Möglichkeit ahnen Numismatiker gewöhnlich nichts.

Auch der nächste Vortrag blieb thematisch in der Levante. Anne LYKKE (Wien) berichtete über Münzen der Herodianischen Tetrarchen des +1. Jh. aus Paneas, dessen hervorstechendes Merkmal ein von einer Hand umgriffenes Ährenbündel ist.

Susanne BÖRNER (M.A., Saarbrücken) zeigte auf, wie sich bei Marc Aurel das familiäre, politische und militärische Zusammen- und Wechselspiel seiner Herrschaft mit dem Mitkaiser Lucius Verus teilweise jahrgenau in neuen Münz- und Medallenserien spiegelt. Marc Aurel vermittelte sein 'Image' über Münzen und Medaillen, wie andere Kaiser auch. Einer ähnlichen Stoßrichtung folgte auch der Vortrag von Matthias NIEDERZOLL (M.A., Augsburg), der sich mit den Geschehnissen des Jahres +238 auseinandersetzte, dem sogenannten Sechskaiserjahr. Es war offensichtlich üblich, innerhalb kürzester Frist Münzserien auf den Markt zu bringen, die Herrschaft dokumentieren und legitimieren sollten.

Dragana EREMIĆ (M.A., Frankfurt) wandte sich dann der Interpretation der Bedeutung des Kürzels SM auf einigen Münzen zu. Bedeutet es *Sacra Moneta*, und zeigte an, dass da Geld geschlagen wurde, während der Kaiser in der Stadt war? Bezeichnete es die Münzanstalt der Stadt Sirmium? Bedeutete es „Imperiales Geld“? Aber welches Geld ist eigentlich nicht imperial/verkehrsfähig? Antworten gab es keine.

Den Abschluss bildete Dr. Peter KRITZINGER aus Jena mit Überlegungen zu Ursprung und Aussage eines antiken (Blei-)Siegelmotivs. Aus der blanken Rückseite folgerte er, dass es sich um ein Papstsiegel handeln könnte, 'natürlich' um das älteste bisher bekannte. Auch hier spielt die Ikonographie wieder eine große Rolle. Die Vorderseite zeigt angeblich die Apostel Petrus und Paulus einträchtig vereint und einander zugewandt, obwohl die biblischen Quellen die Eintracht zwischen den beiden mehr als in Frage stellen. KRITZINGER vermutet, dass solche generischen Siegel in der Sedisvakanz zwischen zwei Päpsten benutzt wurden. Wenig wichtig war ihm seine eigene Entdeckung, dass das Siegel an einem Draht aufgehängt war und damit wohl eher zur Verplombung von Handelsware benutzt wurde.

Abschlussbetrachtung

Es war sehr interessant, mitzuverfolgen, was Numismatiker heutzutage beschäftigt. Dazu gehört die Fälschungsthematik, wie auch in den Pausendiskussionen mehrfach deutlich wurde. Die Interpretation der Ikonographien unter der Berücksichtigung, dass mit den Münzen gezielt Botschaften vermittelt werden sollten, bildet einen deutlichen Schwerpunkt bei den Nachwuchsn Numismatikern. Recht deutlich wurden auch die wechselseitigen Abhängigkeiten zwischen Numismatik und Chronologie. Die Chronologiekritik könnte hier sicherlich zahlreiche Interpretationsblockaden lösen. Aber deren Akzeptanz würde die Grundlagen der heutigen Numismatik zutiefst erschüttern.

Literatur

- acsearch (2011): *Der Denar des N. Fabius Pictor*; http://www.acsearch.info/search.html?search=similar%3A402149&view_mode=1#0
- Augusta Raurica (1999): *Die Entdeckung des Jahrzehnts*;
<http://www.augustaurica.ch/ausgrabungen/frey2.htm>
- Heinsohn, Gunnar (1991): Stratigraphische Chronologie Israels. Ein Kurzauszug zur Rehabilitation historischer Informationen aus den biblischen Legenden; *ZS* 3 (5) 37-52
- Heinsohn, Gunnar / Steiger, Otto (1996): *Eigentum, Zins und Geld*; Marburg
- LWL (2011): Veranstaltungsprogramm;
<http://www.lwl.org/pressemitteilungen/daten/anlagen/10770.pdf>
- Thiel, Werner (2008): *Eine Leiche im Fürstenberghaus*; Norderstedt
- Wissowa, Georg (1902): „Religion und Kultus der Römer“; *Hb. d. klass. Altertumswissenschaft*, Bd. V Abt. 4, Halle/Saale

Andreas Otte, 33813 Oerlinghausen, Dalbker Str. 54 a
andreas.otte@chrono-rekonstruktion.de

Sieben Severine

Eine Zusammenschau von Heribert Illig

„Es ist *ein seltener Fall*, dass schriftliche und gegenständliche Quellen sich passgenau zusammenfügen.“ Joachim Oepen, Historiker am Archiv des Erzbistums Köln [Rossmann; Hvhg. HJ] bei Abschluss der Restauration des Severin-Schreins im Jahr 2011.

Der Name Severin, der Gestrenge, ist wohl nur in der Antike und fürs dunkle Mittelalter an Geistliche vergeben worden, die aus der Herde der Gläubigen hervorstachen. Die katholische Kirche kennt ihrer sieben, mit ganz unterschiedlichem Bekanntheitsgrad; sie zeigen den 'Wert' von Heiligenlegenden und hagiographischen Berichten eindrücklich auf:

† 170	Hl. Severin, in Vienne Märtyrer	(19. 11.)
† 397	Hl. Severin von Köln, Bischof	(23. 10.)
† 420	Hl. Severin von Bordeaux, Bischof	(21. 10.)
† 482	Hl. Severin von Noricum, Missionar	(08. 01.)
† 506	Hl. Severin von Agaunum, Abt	(11. 02.)
† 555	Hl. Severin von Paris, Einsiedler	(27. 11.)
† 640	Severin, Papst	(02. 08.).

1) Hl. Severin von Vienne

Von dem in Vienne zu Tode gebrachten Severin fehlt nicht nur jede gesicherte, sondern auch jede ungesicherte Nachricht. Er wird zusammen mit den Märtyrern Exuperius und Felicianus aus dem 2. Jh. verehrt, die allerdings Pendanten haben, die 302 bzw. 305 gestorben sein sollen [zeno; wiki ↔ Severinus, Exuperius und Felicianus].

2) Hl. Severin, Bischof von Köln

Dieser Severin schützt vor Trockenheit, denn er lässt es regnen, manchmal auch zu viel [im Folgenden nach Rossmann]. Am 03. 03. 2009 ließ eindringendes Grundwasser das Gebäude Nr. 222 in der Severinstraße in der Tiefe versinken: das *Historische Archiv* der Stadt Köln. Am 25. 10. 1998 war es richtiger Niederschlag: Bei der traditionellen Severins-Prozession drang bei einem Sturzregen Wasser in die zur Schau getragenen Reliquienlade und wurde so zum Auslöser für eine 13-jährige Restauration, die kaum acht Monate später mit dem Öffnen des schlichten hölzernen Reliquienschreins begann. Zu Tage

kamen sieben Textilien, die ein Gemenge aus Menschen- und Tierknochen sowie anderen Überresten einhüllten.

Die drei Leinenstoffe stammen aus Mitteleuropa, die vier Seidentücher aus dem Osten (syrisch-römisch bzw. sassanidisch). Ein Stoff mit Rautenmuster misst 2,74 auf 1,34 m und ist damit das größte erhaltene Seidengewebe aus dem 1. Jtsd.

Damit setzten die Datierungsbemühungen ein, die sich an der ersten überlieferten Umbettung orientieren. 948 wurde der verfaulte Sarg durch eine neue Lade ersetzt. Die aus ihr entnommenen Tücher werden dem 7. bis 10. Jh. zugewiesen, Dendrochronologie bestätigt diese Überlieferung, C14 liefert dasselbe Alter für drei Zwergmäuse, die bei der Umbettung eingedrungen sind und die Tücher angenagt haben, außerdem für andere organische Überreste im Schrein. Wie steht es nun um den Heiligen?

„Das Individuum, das die anthropologischen Untersuchungen in Verbindung mit DNA- und Strontiumanalysen ermittelt haben, war männlich, knapp 1,60 Meter groß, verbrachte seine Kindheit im Linksrheinischen, wurde – so lässt die Zahnringmethode ablesen – etwa 55 Jahre alt und starb spätestens 410 nach Christus. Erstbestattet wurde der Mann in einem wahrscheinlich römischen Steinsarkophag, der um 230 bis 310 nach Christus datiert und, damals nicht ungewöhnlich, wiederverwendet wurde. Auf eine hochrangige Persönlichkeit deuten Hautreste, die eine Einbalsamierung belegen, sowie ein winziges Textil: Der sogenannte Blöckchen-damast, von dem sich ein fingernagelkleines Fitzelchen in der Markhöhle eines der Oberschenkelbeine fand, wurde zwischen 230 und 420 nach Christus gewebt“ [Rossmann].

Ob der Heilige tatsächlich in dem ihm zugewiesenen Sarkophag und in dem Gräberfeld oder der „Kapelle“ bestattet worden ist, weiß niemand. Obwohl alles auf den Heiligen hinzulaufen scheint, bleiben aber die Herausgeber [Oepen] zurückhaltend wie Zeiteinsparer:

„Zugespitzt formuliert: Der Befund bestätigt nicht die Legende, sondern die Legende bildete sich analog zum Befund aus.“

Da kein gleichermaßen hochgestellter 'Ersatzmann' bekannt ist, könnte tatsächlich dieser Severin der leibhaftige gewesen sein. Wir wollen ihm diese Ehre zugestehen, nachdem er die Wissenschaftler dazu gebracht hat, die Seltenheit übereinstimmender Quellen und Artefakte ausdrücklich hervorzuheben, wie das Eingangszitat dieses Artikels belegt.

Severin gilt nach Maternus und Euphrates als dritter Kölner Bischof. Nach ihm (mutmaßlich † um 400) „bricht die Liste der Kölner Bischöfe zunächst einmal ab. Der nächste Name ist Evergisus (Eberigisil)“ [Brühl, 17]. Dieser wird erst 590 geführt. Auch wenn eine andere Liste noch Carentinus um 565

nennt [ebd. 18, Fn. 159], bleibt hier eine Lücke von 160 bis 190 Jahren (vgl. S. 665).

Die Kölner Severinskirche bietet laut G. Wolff [1993, 208-217] eine dicht belegte Stratigraphie.

Köln, St. Severin, Stratigraphie

7	1230 Umbau des Langchors, Bau zweier Chortürme	1230
6	1043 Bau von Langchor und Krypta (Heriman-Oratorium)	1043
5a	950 Einbau des Wichfried-Oratoriums	970
5	9. Jh. Neubau einer nun geosteten Kirche mit Westbau	950
4	8. Jh. Neubau einer größeren, immer noch gewesteten Kirche vorwiegend aus Abbruchmaterial und Sarkophagfragmenten (wegen Nachricht über eine Stiftsgründung als Stiftskirche des 8. Jh. eingestuft).	600
3	6. Jh. erweitert und wieder Coemeterialbasilika: neben älteren Plattensarkophagen auch fränkische Gräber, darunter das „des Sängers“ und das „der reichen Frau“, zeitgleich mit dem Frauengrab unterm Dom.	550
2	5./6. Jh. Gemeindegkirche mit angefügten Seitenschiffen und Vorhalle (Fritz Fremersdorf sah sie zu Unrecht kurz vor 400, Fried Mühlberg und Sebastian Ristow frühestens im 5. Jh., Mühlberg selbst im 6. Jh. [Brühl, 29]).	450
1	Spätes 4. Jh.: Auf dem Friedhof gewestete Kapelle mit spät-römischen Bestattungen, die an den Kapellenmauern orientiert sind, während diese Mauern ältere Gräber überschneiden; Datierung über Severins gemutmaßte Lebensdaten († um 400).	350
0	Friedhof mit Urnengräbern und ab ca. 160 auch Körperbestattungen; laut Brühl [29] „von der römischen bis in die fränkische Zeit durchgängig belegt“.	50–350

Das Problem mit der Phantomzeit hat bei *Wikipedia* [→ St. Severin Köln] zu einer unhaltbaren, aber originellen Lösung geführt:

„Nach Erweiterungen im 6. und im 8. Jahrhundert wird der *Neubau einer romanischen Basilika* begonnen (fertiggestellt um 900). Anlass für den Neubau könnte die Überführung der Reliquien des Hl. Severin in die *damals neue karolingische Krypta* sein.“ [Hvhg. HI]

Zurück in die Seriosität.

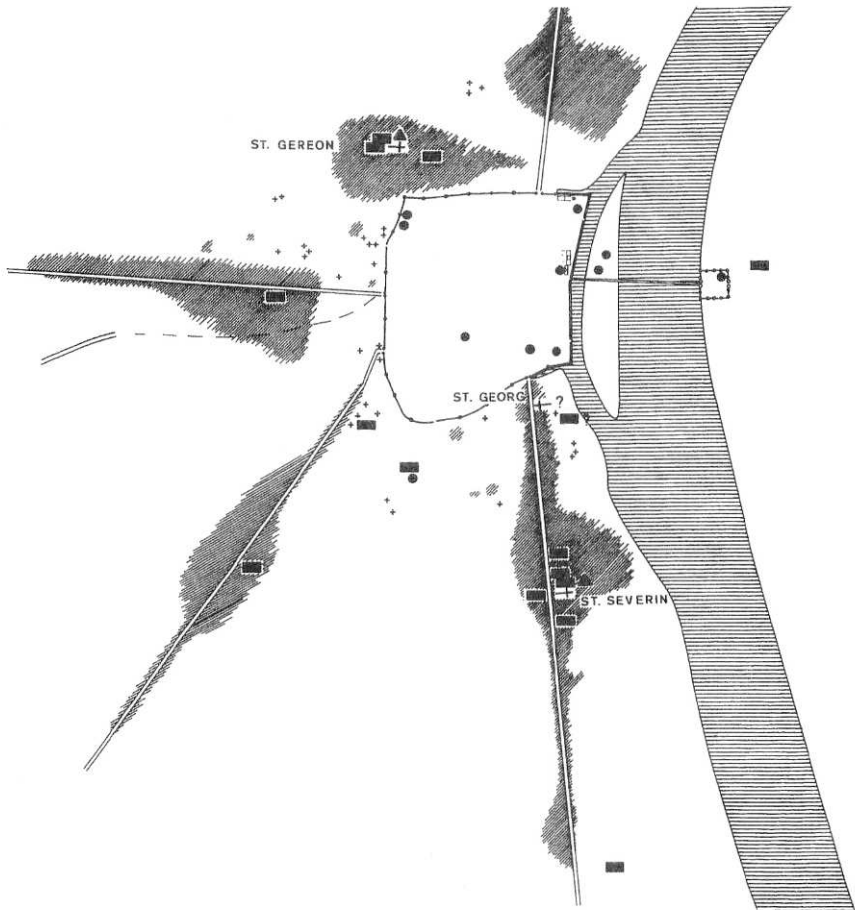
Bau 5 ist wegen des Westbaus als ottonische Kirche des 10. Jh. einzustufen, während Bau 4 aus phantomzeitlicher Sicht im Übergangsbereich von

614|| 911 anzusetzen ist.

Bau 3 ist nicht nach 565 einzustufen, weil die zeitgleichen Frankengräber im Dom der Zeitspanne 533–566 zugewiesen werden und auch in St. Severin erst die Kirche gestanden haben muss.

Das bringt Bau 2 von „5./6. Jh.“ ins frühe 6. oder 5. Jh.

Ein Bau 1, der spätrömische Bestattungen enthält und über älteren Bestattungen errichtet worden ist, bringt für Gräberfeld und Kirche von St. Severin eine gut besetzte Stratigraphie vom 2. bis zum 11./13. Jh., angesichts dessen, dass die Gräberfelder vor den Stadtmauern des 1. Jh. angelegt worden sind, sogar eine Stratigraphie vom 1. bis zum 11./13. Jh.



Römische Gräberfelder um Köln, Merowingerfunde in Schwarz [A. Wolff, 104].

Heinsohn [i. V.] sieht für die Fürstengräber hingegen die Zeit von 270–300. Damit würden Bau 3, 2 und 1 zumindest ins 3. Jh. veraltet, mindestens einer wohl sogar ins 2. Jh. Können sie schon für das Christentum stehen? Immerhin folgen alle späteren Bauten der Richtungsvorgabe des ersten Baus, der „Kapelle“ [G. Wolff, 209]; das lässt auch Bau 1 als christlich erwarten. So würde bei Heinsohns Einstufung die Christianisierung am Rhein in die Zeit um oder sogar vor 200 gebracht, eine schwer begründbare Konsequenz.

3.) Hl. Severin von Bordeaux

Dieser Severin kam 410 nach Bordeaux, wurde hier Bischof und starb um 420. Er wäre dem Amandus im Amt gefolgt, der dann wiederum ihm folgte. „So die Legende, welche aber durch keinerlei historische Gewähr beglaubigt ist“ [Stadler].

4) Hl. Severin von Noricum

Dieser Severin bekam durch seine von Eugippius geschriebene Vita [= v.] entscheidende Bedeutung, ist doch diese 511 südlich von Neapel geschriebene Heiligenlegende praktisch die einzige Quelle für das 5. Jh. in Österreich und Bayern und für die Zeit des imperialen Endes Westroms, deshalb für uns

„von ganz unschätzbarem Wert, indem sie einen hellen Lichtstrahl wirft in Zeiten und Zustände, von denen wir sonst gar nichts wissen würden, wie denn auch vorher und nachher tiefe Finsternis diese Donauländer bedeckt“ [Rodemann s. V. 9].

Severin steht für die Zeit nach Attilas Tod, für 453 bis 482; er selbst war möglicherweise römischer Offizier oder Beamter [Kaphahn, 113, 115]. Doch der historische Wert dieser frühen Hagiographie ist als bescheiden einzustufen. Die Lage der ihr wichtigsten Stadt, Favianis, ist heute unbekannt, ebenso die des benachbart gelegenen Severin-Klosters; ebenso spurlos vom Erdboden verschwunden sind die Städte Comagenis und Asturis [v. 29 = Kap. 1]. Severin respektive Eugippius wissen nichts von der Existenz Regensburgs, während sie Linz/Lauriacum, Passau/Batavis und das Städtchen Künzing/Quintanis kennen. Das „eigentümliche Nebeneinander der magischen und rationalen Elemente in der Vita“ gibt uns Rätsel auf [Kaphahn, 106], etwa, wenn der Heilige eine Art Landsturm mobilisiert und so die Alamannen aufhält [ebd. 143]. Die Römer werden selten genannt [v. 33, 41, 56 f.], aber immerhin mit zwei oft interpretierten Passagen [v. 20 / [v. 85 = Kap. 44]:

„Während der Zeit, da noch die römische Herrschaft bestand, wurden in vielen Städten Soldaten zur Bewachung des Grenzwalles auf öffentliche Kosten unterhalten; als das aufhörte, lösten sich die Besatzungen auf, und der Grenzwall verfiel. Nur die batavische Schar hielt aus, so gut es ging“.

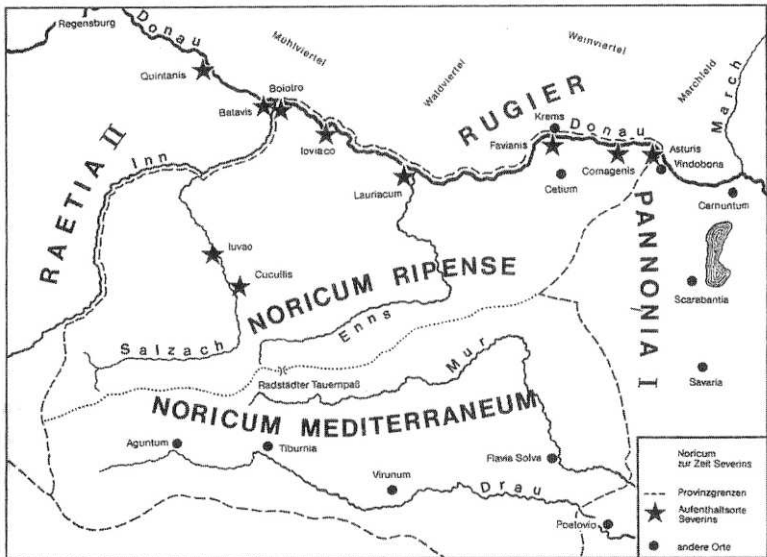
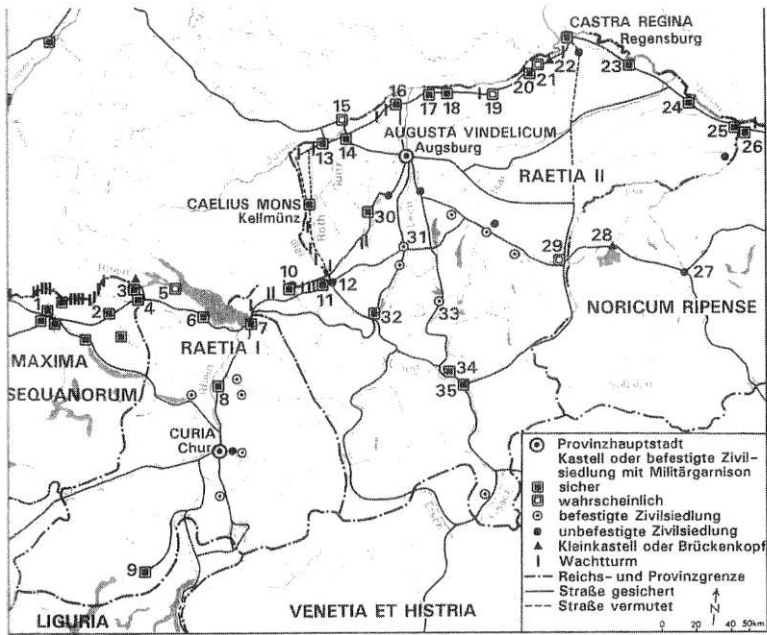
„Onulf aber befahl im Auftrage seines Bruders [Odoaker] allen Römern, nach Italien auszuwandern“.

Die Übersetzer zögern bei „römische Herrschaft“, weil hier auch das römische Reich gemeint sein könnte. Daraus wird manchmal geschlossen, dass hier sogar über 476 hinaus – „inselartig“ – noch römische Truppen Dienst bis 488 taten [Fischer, 36]. Das hätte insofern Sinn, als Theoderich die Reichsstatthalterschaft, den Purpurpatriziat in der Präfektur Italia und das Regnum Italiae von Kaiser Anastasios I. verliehen worden waren. So unterstanden ihm die Provinzen Raetia I, II und Noricum ripense wie Noricum mediterraneum von 497 bis zu seinem Tod 526 [Faußner, 15 f.]. Früher war man gegen die *Vita* der Meinung, dass die Römer bereits bald nach 400 abgezogen wären. Die Archäologen melden allerdings, die Limeskastelle seien bis gegen 450 noch besetzt gewesen [ebd. 33], ein Hinweis, der die angestrebte Zeitrichtung weist, aber die *Vita* noch nicht bestätigt.

Ob sich tatsächlich viele Romanen – niemals alle, denn es blieben die als Walchen bezeichneten Welsch – nach Italien zurückgezogen haben, ist ebenfalls ein Problem für die Forschung [vgl. Fischer, 49-53]. Dass der junge Odoaker seine Klause aufsuchte und eine gute Prophezeiung für sein weiteres Wirken erhielt – freilich ohne Warnung vor seiner Ermordung durch Theoderich [V. 36 f. = Kap. 7] –, ist schwerlich als realistisch zu erachtet. Der Kreis schließt sich auf andere Weise: Odoaker ließ 476 den Kaiser Romulus Augustulus absetzen, der nach einem Jahr im Amt gerade 16 Jahre zählte, und ihm das Landgut des Lucullus am Golf von Neapel samt guter Apanage zuweisen. Dort war er direkter Vorgänger von Eugippius, der im Castrum Lucullanum ab 482 ein Kloster leitete und hier 488 die sterblichen Überreste Severins beisetzen ließ [en.wiki ↔ Romulus augustulus]. Niemand kennt das Sterbejahr des Romulus; aber wenn die englische *Wikipedia* recht hätte – „possibly alive around 500“ –, dann hätten sich Eugippius und Romulus über Severin und die letzten Dinge unterhalten können. (Der letzte weströmische, von Ostrom anerkannte Kaiser war Julius Nepos, der im dalmatischen Salona bis 480 residierte.)

Erst in jüngster Zeit hat der Spaten auch Spuren einer Besiedlung in Severins Zeit erbracht, eine Sensation, weil „für das 5. Jahrhundert die archäologischen Quellen lange Zeit fast völlig schwiegen“ [Fischer 2009, 23, dito 39]. Es fällt also schwer, Severins Hagiographie historisch relevantes Material abzugewinnen. Immaterielles ist hingegen leicht zu eruieren:

„So gliedert sich das Wirken Sankt Severins an der Donau als eindrucksvolle Apotheose in die Geschichte der Römerherrschaft in Noricum ein. Nach dem Tode Attilas erscheinend, hatte er wie ein Lotse das führer- und steuerlos auf dem Meer der Weltgeschichte treibende Schiff, als welches die Provinz in dieser Zeit erscheint, bestiegen, hatte die demoralisierte



Raetien um 370 / Noricum zur Zeit Severins [Th. Fischer, 33, 37]

und desorganisierte Mannschaft wieder zusammengefaßt und dem Fahrzeug einen festen Kurs gegeben, freilich nicht, wie es anfangs scheinen konnte, zu einer neuen Fahrt hinaus ins Leben, sondern schließlich nur, um es in einen sicheren Hafen zu steuern, seine Besatzung vor dem Untergang zu bewahren und eine ungestörte Abwrackung zu gewährleisten“ [Kaphahn, 152].

Gleichwohl sieht die Forschung diese Vita als unersetzlich, stammt doch der nächst ältere Text bereits aus der Zeit um 400, die *Notitia Dignitatum*, die sich mit der Reichsgliederung, Dienststellen und den Einheiten des römischen Militärs der damaligen Zeit bis hin zu den Zeichen auf den Schilden befasst.

5) Hl. Abt Severin von Agaunum

Dieser Heilige ist am 11. Februar 506 oder 507 in Château-Landon gestorben. Sein Andenken wird in zwei Vitae festgehalten. Wie es sich für einen Klostervorsteher gehört, hat ein „angeblicher“ Schüler, Bischof Faustus von Sens, die erste geschrieben; eine zweite entstand dann um 800 im Auftrag des Bischof Magnus von Sens. Severin soll als Abt dem Kloster Agaunum – heute Saint-Maurice-d’Agaune – vorgestanden haben, das freilich der Überlieferung nach für ihn zu spät, nämlich erst am 22. 09. 515 gegründet worden ist. Ihn rief der schwer erkrankte König Chlodwig I. nach Paris. Er heilte den König und auf dem Weg noch etliche Kranke. Auf dem Rückweg besuchte er zwei heiligmäßig Lebende bei Château-Landon, wo er selbst verstorben ist [wiki → Severinus von Agaunum].

Saint-Maurice-d’Agaune ist uns wohlbekannt, verwahrt doch die Abtei die sog. Wasserkanne Karls des Großen. Freilich ist sie eine Emailarbeit des 11. Jh. [vgl. Illig 1996, 194]. Weil ihr ein awarisches Einsprengsel zugeschrieben wird, könnte sie für den Wiener Kustos Peter Stadler [Daim/Stadler] aus dem einzigartigen Schatz von Nagyszentmiklós stammen, der konventionell ins 7./8. Jh. datiert wird [vgl. Illig 2002; Weissgerber 2003; 2003a].

6) Hl. Severin von Paris

„Sichere Quellen über das Leben des Heiligen Severinus von Paris liegen nicht vor.“ Diesem lapidaren Befund durch *Wikipedia* [→ Severinus von Paris] ist wenig hinzuzufügen. Seine Einsiedelei mitten in Paris wirkt seltsam, sein Kontakt zur Königsfamilie, insbesondere zur hl. Chlotilde, der Witwe von Chlodwig, wirkt gesucht, wie auch die Errettung des Königssprosses Chlodoard, den sein Onkel Chlothar ebenso wie seine beiden Brüder umbringen wollten. Der heute als St-Cloud verehrte Chlodoard wurde dann Priester und ließ dem Severin eine Pfarrkirche errichten. Der heutige Bau von St-Séverin de Paris, Quartier Latin, stammt aus dem 15. Jh.

7) Papst Severin

Von ihm ist kaum mehr bekannt, als dass er 67 Tage auf dem Stuhl Petri saß, vom 28. 05. bis zum 02. 08. 640. Er war in einen Streit verwickelt, der aus der Frage nach ein oder zwei Naturen Christi auch noch die Frage nach einem oder zwei Willen Christi gewann. Der Glaube an einen Willen (Monothelismus) soll im 7. Jh. aufgekommen und wieder ad acta gelegt worden sein [Seppelt/Löffler, 62-65].

Literatur

- Brühl, Carlrichard (1990): *Palatium und Civitas. Studien zur Profantopographie spätantiker Civitates vom 3. bis zum 13. Jahrhundert. Band II: Belgica I, beide Germanien und Raetia II*; Köln · Wien
- Daim, Falko / Stadler, Peter (o.J.): *Der Goldschatz von Sinnicolaul Mare* (Nagyszentmiklós) <http://winserion.org/NHM/Prehist/Stadler/Halbturn96/Nagyszentmiklos/Nagyszentmiklos.html>
- Eugippius (511): *Das Leben des Heiligen Severin*. Nach der Übersetzung von Carl Rodenberg; Essen 1986
- Faußner, Hans Constantin (1988): *Die staatsrechtliche Genesis Bayerns und Österreichs. Zur Bajuwarenfrage aus rechtshistorischer Sicht*; Sigmaringen
- Fischer, Thomas (2009): Von den Römern zu den Bayern; in Siegmund Bonk / Peter Schmid (Hg): *Bayern unter den Römern, Facetten einer folgenreichen Epoche*; Regensburg
- Illig, Heribert (1996): *Das erfundene Mittelalter*; Düsseldorf
- (2002): Theoderich d. Gr. – Vorlage für Karl d. Gr.; *Zeitensprünge* 14 (4) 656-671
- Kaphahn, Fritz (²1947): *Zwischen Antike und Mittelalter. Das Donau-Alpenland im Zeitalter St. Severins*; München (¹1944 mit dem der Zeit geschuldeten, dem 1943 verstorbenen Autor zugemuteten anderen Untertitel: *Das Donau-Alpen-Land in der Völkerwanderungszeit*)
- Oepen, Joachim (Hg. 2011): *Der hl. Severin von Köln - Verehrung und Legende. Befunde und Forschungen zur Schreinsöffnung von 1999*; Siegburg
- Rossmann, Andreas (2011): Der Heilige, der durch den Regen kam; *F.A.Z.*, 13. 08.
- Seppelt, Franz Xaver / Löffler, Klemens (1933): *Papstgeschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart*; München
- Stadlers *Vollständiges Heiligen-Lexikon* = http://www.heiligenlexikon.de/Stadler/Severinus_von_Bordeaux.html
- Weissgerber, Klaus (2003): *Ungarns wirkliche Frühgeschichte*; Gräfelfing
- (2003a): Noch einmal: Ajtony und der Goldschatz von Nagyszentmiklós (Hungarica II); *Zeitensprünge* 15 (1) 150-160
- wiki ↔ entsprechend titulierter Artikel aus Wikipedia
- Wolff, Gerta (¹1993): *Das Römisch-Germanische Köln. Führer zu Museum und Stadt*; Köln
- zeno = [http://www.zeno.org/Heiligenlexikon-1858/A/Severinus,+S.S.+\(15\)](http://www.zeno.org/Heiligenlexikon-1858/A/Severinus,+S.S.+(15))

Die Befestigungen von Rom und Konstantinopel

Heribert Illig

Da die Frage im Raum steht, ob Roms Kaiserzeit weniger als 300 Jahre gedauert hat und zu ihrer Beantwortung auch Befestigungen am und dicht beim Limes herangezogen werden, lohnt sich ein Blick auf die verschiedenen Limites und ihre Erbauer. Diese Übersicht folgt der herrschenden Lehre.

1. Der Limes zwischen Rhein und Donau

Der Limes hat als Pfahl oder Teufelsmauer die deutschen Gemüter früh bewegt, zumal lange nicht restlos klar war, wer die Urheber dieses riesigen 'Fossils' – für uns heute das längste deutsche Bodendenkmal – gewesen sein sollten. Noch 1799 mutmaßte der Stuttgarter Professor Johann F. Lebrét als Vorstand der Herzoglich Württembergischen Sammlungen „ein Werk der Karolinger bzw. der bayerischen Herzöge“ [Braun, 15]. Dabei hat schon Aventinus (Johannes Turmaier, 1477–1534) von einer römischen Landwehr mit Wall und Graben gesprochen; auch die Bevölkerung der damaligen Zeit ging von einem römischen Bollwerk aus [ebd. 6]. Aventin sah vorrangig den Verlauf bei Ingolstadt und nahe der Altmühl, wusste aber auch um die Weiterführung hin zum Neckar. Allerdings präsentierte er mit Kaiser Probus (276–282) einen deutlich zu spät kommenden Auftraggeber, stattete den raetischen Limes fälschlicherweise mit Wall und Graben aus und interpretierte die römische Heerstraße im Donaubereich als Limes. Er konnte sie von den Peutinger-Tabellen gekannt haben, die der – auch hier unvermeidliche – Konrad Celtis 1507 als mittelalterliche Abschrift entdeckt haben wollte [ebd. 7].

Ab dem frühen 18. Jh. wurde nach dem Limes gesucht. Kurioserweise war es ein Prof. Johann B. I. Pickel aus Eichstätt, der die Teufelsmauer an mehreren Stellen ergrub, drei Türme freilegte und die ersten exakten Grabungsunterlagen für den raetischen Limes hinterließ [ebd. 19]. Kurios, weil Celtis die latinisierte Namensform für „Pickel“ darstellt.

Im 19. Jh. verstärkte sich das Interesse an den römischen Kastellen wie an den römischen Namen dieser antiken Stätten, erste Vereine wurden ab 1822 gegründet. 1853 folgte die „Commission für die Erforschung des *Limes Imperii Romani*“. Es ging regional unterschiedlich weiter, bis Theoder Mommsen 1892 von Berlin aus die *Reichs-Limes-Kommission* ins Leben rief [ebd. 39]. Sie trieb Forschung, Bewahrung und Rekonstruktion stark voran. So wurde bereits ab 1897 die Saalburg als bislang einziges Kastell vollständig wieder aufgebaut und nachempfunden. 1937 ging diese Kommission auf in der *Römisch-Germanischen Kommission* des *Deutschen Archäologischen Instituts*.

Von 1894 bis 1937 sind 56 Lieferungen des Limeswerks erschienen; auffälligerweise ohne Berücksichtigung des Donau-Illyer-Rhein-Limes [Süsskind/Wigg, 19]. Seit 2003 ist mit Blick hin zur UNESCO eine *Deutsche Limeskommission* gegründet worden, die mit der Anerkennung als Weltkulturerbe 2005 Erfolg hatte. Weniger klar ist die Zwecksetzung des Limes: Bollwerk, Reichsgrenzmarkierung, Landwehr, Zollgrenze? Nur Bollwerk scheint unzutreffend zu sein; die 'Barbaren' sollten wohl abgehalten werden, kleinere Übergriffe an der Grenze zu starten und zu den Grenztoren mit Zollkontrolle geführt werden [Schallmayer, 16, 78].

2. Die römischen *Limites* an den imperialen Grenzen

Für den 550 km langen Obergermanisch-raetischen Limes (OGR) zwischen Rhein und Donau stehen reiche Ausgrabungsbefunde zur Verfügung. Doch mit diesem uns vertrauten Streckenabschnitt ist das System der römischen Grenzbefestigungen bei weitem nicht beschrieben. Sie reichen von Schottland bis Mesopotamien, von Marokko bis zur Donaumündung als Bollwerke, Flussgrenzen, Grenzstraßen oder Gebirgslinien mit dahinter positionierten Befestigungen, wobei die Längenangaben nur Annäherungen sind, weil für die wenigsten Limes-Abschnitte präzise Längenangaben ermittelt sind. Es finden sich im Uhrzeigersinn rund um das deutlich erweiterte *Mare internum* [aus den einschlägigen Wikipedia-Artikeln und Schallmayer zusammengestellt]:

- *Antoninus-Wall*, 60 km zwischen Firth of Clyde und Firth of Forth, an der schmalsten Stelle Schottlands; nach dem Hadrianswall gebaut.
- *Hadrianswall* zwischen Solway Tirth und Tyne, 113 km: anfänglich eine steinerne Straße, dann als Steinmauer geplant, mit zahlreichen Wachtürmen, Kleinkastellen und Lagern geschützt (auch mit Kastellen jenseits der Linie).
- *Litus Saxonicum* beidseits des Ärmelkanals; auf britischer Seite 8 Örtlichkeiten zwischen Porchester und Caister-on-Sea, auf gallischer Seite 13 Stätten zwischen Brest und nahe Calais (3 an der Atlantikküste inbegriffen); ca. 1.400 km an beiden Küsten.

Der *Germanisch-raetische Limes* (GRL) von der Nordsee zur Donau. Er gliedert sich in drei Flussgrenzen und eine Landgrenze (OGR) mit ca. 120 Kastellen und vielleicht 900 Wachtürmen [*limesprojekt*]. Kleinkastelle hatten (jeweils bis zu) 20 Infantristen als Besatzung, Numeruskastelle 150, eigentliche Kastelle 1.000 Mann Infanterie und 250 Reiter [*kastelle*]. Im Einzelnen gehören folgende Abschnitte dazu:



Die Grenzen des römischen Reichs [Schallmayer, Umschlaginnenseiten]

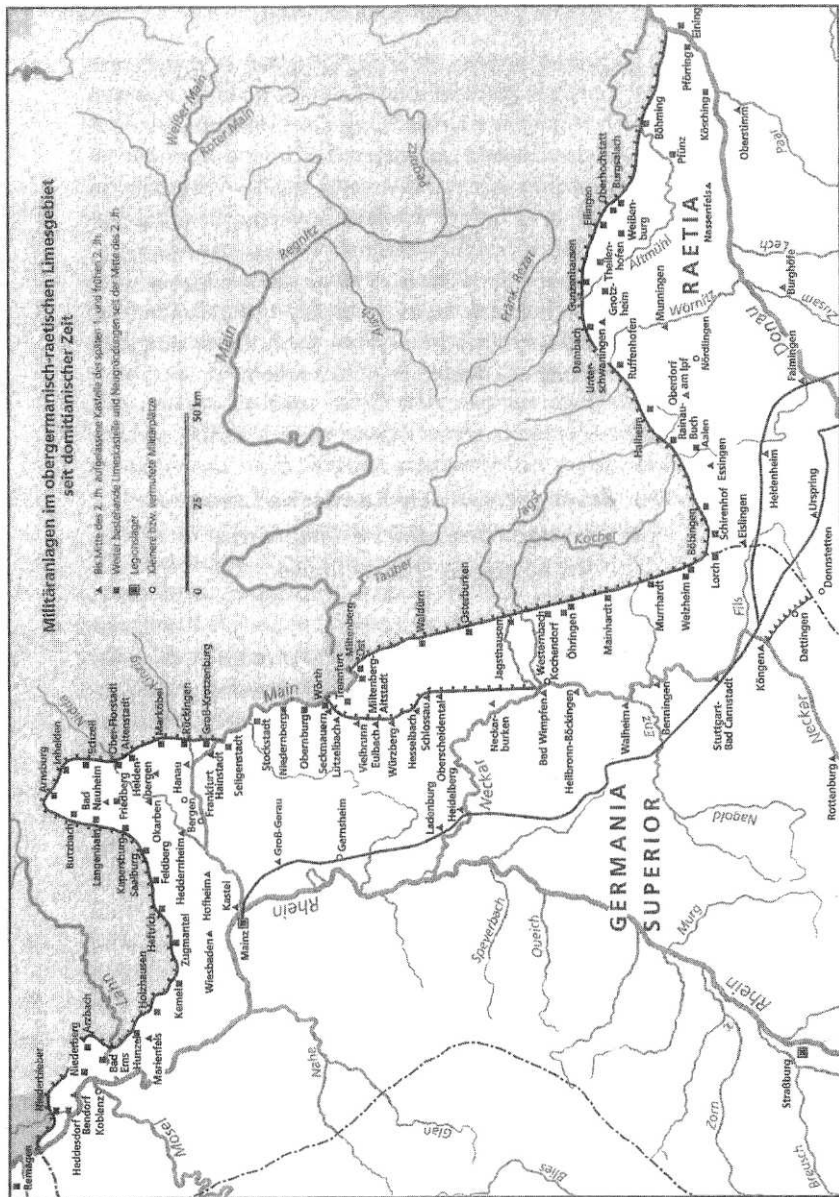
Die Grenzen des Römischen Reiches Mitte 2. Jh. – Anfang 3. Jh. n. Chr.

- | | |
|---|---|
| <ul style="list-style-type: none"> Legionslager Militärlager Provinzhauptort Provinzhauptort und Legionslager | <ul style="list-style-type: none"> Reichsgrenze Provinzgrenze Durch <i>limes</i> gesicherte Reichsgrenze als zusammenhängende Mauer- bzw. Wallanlage Durch Einzelkastelle gesicherte Reichsgrenze |
|---|---|

0 500 km



- *Niedergermanischer Limes*, eine Flussgrenze zwischen Nordsee und Rheinbrohl (südlich Bonn) mit ca. 40 Kastellen und Lagern; ca. 350 km, später auf weitere Flüsse (Maas, Erft) ausgedehnt.
- Der *Taunus-Wetterau-Limes* zweigt bei Rheinbrohl vom Rhein ab, umschließt die fruchtbare Wetterau und stößt bei Seligenstadt auf den Main. Länge fast 300 km.
- Die Flussgrenze am Main zwischen Seligenstadt und zunächst Wörth, später Miltenberg, 50 km.
- *Hinterer Odenwald-Limes* als Vorläufer des endgültigen Limes südlich des Mains, zunächst 70 km zwischen Wörth am Main und Bad Wimpfen, mehrfach verbessert von Holztürmen ohne Palisaden zu Steintürmen mit Palisaden (der Mittelteil schnurgerade 38 km); gefolgt von ca. 90 km Neckar-Flusslimes bis Bad Cannstatt. In den Jahren um 160 um 20 bis 40 km nach Osten vorverlegt.
- *Alb-Limes*: In der Anfangszeit eine Verbindung von Rottweil über Donnstetten bis Heidenheim/Brenz, zum Teil entlang der Europäischen Wasserscheide, ca. 135 km. Er bestand aus Kastellen entlang einer Grenzstraße [wiki → Lautertal-Limes]. Im westlichen Teil bald durch die Sybillenspur abgelöst, im östlichen Teil um das Jahr 122 durch den Vorderen Odenwald-Limes.
- *Sybillenspur*: Die Strecke vom Neckar-Limes (Kastell Köngen) zum Alb-Limes (Kastell Donnstetten) wurde im Lautertal über 23 km hinweg durch zwei Spitzgräben und einen Sohlgraben mit Palisadenstellung geschützt [uni-Tuebingen]. Auch diese Trasse wurde durch die Vorverlegung überflüssig [wiki → Lautertal-Limes].
- *Vorderer Odenwald-Limes* ab dem Jahr 160 zwischen Miltenberg am Main und Lorch, zwischen Walldürn und Welzheim auf 81 km schnurgerade gezogen, insgesamt ca. 110 km; 7 größere und 4 kleinere Kastele.
- *Raetischer Limes*, 166 km: Im Endausbau eine steinerne Mauer von 3 m Höhe mit steinernen Wachtürmen vom Rotenbachtal bei Schwäbisch Gmünd bis Hienheim an der Donau. Als durchgehende Befestigung vom Main zur Donau war der Limes rund 275 km lang.
- *Donau-Iller-Rhein-Limes*. Die nach Verlust des Dekumatslands (um 260) auf Hochrhein, Bodensee, Iller zur Donau zurückverlegte Grenze; fast durchgängig eine Fluss- und Seegrenze mit wenigen, auch im Hinterland angelegten Kastellen: von Koblenz bis Basel ca. 380 km, von Basel über Kempten bis Ulm ca. 400 km.
- *Norischer Limes* als Flussgrenze mit 2 Legionslagern, 13 Kastellen und 3 Burgi; ca. 370 km.



Obergermanisch-raetischer Limes seit domitianischer Zeit [Schallmayer, 34]

- *Pannonischer Limes* als Flussgrenze mit 27 Kastellen und 14 Burgi; ca. 700 km.
- *Dakischer Limes* in verschiedenen Ausbau- und Verfallsstadien. Er sollte als Wall-Graben-System die Gebiete nördlich der Donau schützen. Dafür wurden zahlreiche Teilabschnitte errichtet, deren Anlage und Zusammenspiel zum Teil noch dunkel ist. Gleichwohl sind auch hier zahlreiche Kastelle dem Archäologen zugänglich geworden; Gudea [1997] stellt über 100 ausgegrabene, militärische Anlagen vor. Nach 270 wurde die Grenze auf die Donau zurückgenommen und mit stark befestigten Kastellen und Steintürmen gesichert (in summa vielleicht 1.400 km).
- *Trajanswall* im heutigen Moldawien und der Ukraine, 120 km von Pruth zum Schwarzen Meer bzw. zur Dnjestr-Mündung;
- Die Schwarzmeerküste war auf ihrer Länge von vielleicht 1.600 km mit Flottenstützpunkten wie Trapezus, Apsaros und Phasis geschützt [Schallmayer, 27].
- *Limes Arabicus* (Limes Palaestinae oder syrischer Steppenlimes), ein 1.500 km langer Grenzabschnitt durch die Wüsten Vorderasiens, größtenteils noch unerforscht. Er war am Euphrat und einem seiner Nebenflüsse eine Flussgrenze mit Legionstruppen und Auxiliarkastellen, ansonsten geschützt durch Kastelle aus Stein oder Lehmziegeln. Nach 350 wurde eine fast schnurgerade gezogene Grenzlinie vom Schwarzen Meer (bei Apsaros) bis nach Kirkesion am Euphrat gezogen, die in byzantinischen Zeiten Bestand hatte [Schallmayer, 28].
- In Ägypten existierten auf beiden Seiten des Nils Abwehranlagen. Ein Abschnitt der *östlichen Wüstenlinie* zwischen Nil und Rotem Meer überdauerte vom 1. bis ins 7. Jh. [Schallmayer, 30]
- *Limes Numidiae et Tripolitanus* zum Schutz der neuen Provinz Numidia (heutiges Ostalgerien und Tunesien).
- *Limes Mauretaniae* durch Westalgerien und Marokko; mit einer verstärkten Sicherheitszone bei Volubilis. Im 3. Jh. wird die Grenze auf 700 km Länge nach Süden vorgeschoben [militaer; Schallmayer, 29].

Wie lang sind die gesamten römischen Grenzanlagen? Ich bin nirgends einer Schätzung, schon gar nicht einer präzisen Angabe begegnet. Die Situation ist hier eine ganz andere als bei der noch besser bekannten Chinesischen Mauer. Deren gesamte Länge wird bei Aufsummierung aller Flussgrenzen, unbefestigten Berghöhen und Bauvarianten offiziell mit 8851,8 km angegeben [wiki → Chinesische Mauer]. (Diese Zahl in Kilometern harmonisiert übrigens mit der Höhe des höchsten chinesischen Bergs, des Mount Everest, mit 8.848 in Metern.) Die überragend gebaute, aber erst 1493 begonnene Hauptmauer

übertrifft alle Römerbauten an Qualität und Größe, ist sie doch auf zum Teil völlig unwegsamem Terrain 2.400 km lang.

Beim Limes hat sich wohl niemand die Mühe gemacht, deshalb hier ein Versuch. Die einander zeitlich ablösenden Abschnitte eingerechnet, aber die Meeressgrenzen beiseite gelassen, ergeben sich von Schottland bis zum Schwarzen Meer bei grober Schätzung um die 5.000 km, vom Schwarzen Meer bis zum Roten Meer 1.500 km und von der libyschen Wüste bis zum Atlantik weitere 1.700 km. Zusammen mit den Kastellen an beiden Ufern des Ärmelkanals und den ägyptischen Anlagen lassen sich nach dieser Überschlagsrechnung an die **12.000 km** aufaddieren, wobei über 2.000 km nordafrikanischer Wüstengrenzen mangels Befestigungen ebenso wie die 1.600 km langen, überwachten Ufer des Schwarzen Meers unberücksichtigt bleiben.

Die einzelnen Abschnitte des römisch-byzantinischen Grenzsystems erfuhren ganz unterschiedliche Schicksale. Nach herrschender Lehre wird es in unseren Breiten um 260 schwer beschädigt, aber in reduzierter Form wieder aufgebaut, um im Nordwesten zwischen 400 (Britannien) und 450 (Raetisch-norischer Limes) zusammenzubrechen. Im Nordosten wurde er von Attilas Truppen schwer beschädigt und nach Athanasius' Erneuerungsarbeiten (frühes 6. Jh.) 600/02 endgültig aufgegeben, als die Slawen – gemäß der Phantomzeitthese auch die Ungarn [Weissgerber] – auf dem Balkan die Donaugrenze überwandten und das Gebiet bis zum Balkan einnahmen, während die Byzantiner sich nach Südbulgarien zurückziehen mussten.

3. Zeitliche Abfolge der Grenzarbeiten

Um das Entstehen wie das Vergehen innerhalb des Gesamtsystems besser verstehen zu können, hilft eine Synchronopse weiter. [Als Abkürzungen steht GRL für Germanisch-raetischen Limes (Nordsee bis Passau), OGR für Obergermanisch-raetischen Limes, also für die Strecke vom Rhein zur Donau] [wiki-Einträge der einschlägigen Kaiser und Limites; Schallmayer]. Es handelt sich nur um einen groben Überblick; im Einzelnen ist noch nicht alles hinreichend erforscht, so dass beispielsweise der OGR derzeit von Hadrian zu Traian gerückt wird. Auch scheint erst klar zu werden, dass die Palisadenwände aus dicken Eichenstämmen von Wall und Graben abgelöst und nicht ergänzt worden sind [Schallmayer, 56, 77]:

Domitian (81–96):

- *Taunus-Limes*: In den Chattenkriegen werden erstmals Waldschneisen angelegt, die Frontinus als Limes bezeichnet [Schallmayer, 13].

Traian (Trajan, 98–117):

- Der OGR wird systematisch ausgebaut: An Rhein und Donau werden

Festungen, Forts, Außenposten und Wachtürmen mit dem Ziel errichtet, vor den Barbaren eine geschlossene Grenzlinie zu errichten.

- Der *Dakische Limes* wird in mehreren Schritten errichtet und ausgebaut.

Hadrian (117–138):

- Der *Hadrianswall* wird ab 122 zwischen Solway Firth und Tyne gegen die unbeugsamen Scoten und Picten errichtet.
- Der lange ihm zugeschriebene Bau des OGR wird heute schon bei Traian angesetzt, so dass Hadrian 'nur' der Limes als durch Palisaden deutlich markierter Grenzverlauf bleibt [Schallmayer, 52, 56]. 'Nur' ist Ironie angesichts des Umstands, dass 1 Kilometer Palisade das Einsetzen von ca. 400 längs durchgesägten Eichenstämmen à ca. 1 m Durchmesser bedeutet.

Antoninus Pius (138–161):

- GRL wird generell verstärkt.
- Dazu gehört das Vorrücken des *Odenwald- und Neckar-Limes* um bis zu 38 km nach Osten. Die neue, auf 81 km Länge schnurgerade Grenzziehung erhielt steinerne Wachtürme und hölzerne Palisaden. Ebenso werden Palisaden bis zum Jahr 160 am *Raetischen Limes* errichtet.
- Der *Antoninus-Wall* markiert um 160 das Vorrücken der britischen Grenze um 180 km nach Norden.

Mark Aurel (161–180):

- Der OGR wird nach ersten erfolgreichen Markomannen-Attacken wieder hergestellt.

Commodus (180–192):

- Der OGR wird nach Germanenbedrohung erneut verstärkt. So werden am *Raetischen Limes* auf allen 162 km die Palisaden durch eine Steinmauer, die am *Germanischen Limes* durch Wall und Graben ersetzt.
- Der *Dakische Limes* wird ebenso verstärkt.

Septimius Severus (193–211):

- *Antoninus-Wall*: Der Versuch, über ihn hinaus die gesamte Insel zu besetzen, scheitert, obwohl dabei kurzzeitig die Nordküste erreicht wird.
- *Dakischer Limes*: Ein 235 km langer Erdwall mit Kastellen wird errichtet.
- Der *Limes Arabicus* wird bis zum Tigris vorgeschoben und durch Stadtfestungen gesichert.
- Der *Limes Numidiae et Tripolitanus* wird ab 202 in Nordafrika errichtet.

Caracalla (211–217):

- *Antoninus-Wall*: Die Nordgrenze wird auf den *Hadrians-Wall* zurückgenommen.

- GRL wird generell verstärkt. Am raetischen Limes werden kleine Befestigungen gebaut.

Das Jahr 213 markiert den Höhepunkt der Bedeutung des Limes. Zwanzig Jahre später werden erste Kastelle am *Raetischen Limes* durch die Alamannen zerstört. Nach kriegerischem Hin und Her müssen ab Mitte des 3. Jh. viele Kastelle (z.B. Kastell Eining am Ende des OGL) in ihrer Fläche stark verringert und die restlichen Garnisonen in kleineren, ummauerten Arealen untergebracht werden.

Maximinus Thrax (235–238):

- Nach einem Sieg über die Alamannen werden Reparaturarbeiten überall am OGL durchgeführt. Weitere germanische Attacken folgen bis 260/75.

Decius (249–251; hier Platzhalter für Soldatenkaiser der Jahrhundertmitte):

- *Litus Saxonicum*: Um 250 Ausbau einer Kastellkette beiderseits des Ärmelkanals gegen die Sachsen. Der Ausbau scheint bis 300 abgeschlossen zu sein; die vielfach noch heute gut erhaltenen Ruinen werden nach 400 verlassen.

Gallienus (253–268):

- Der *Raetische Limes* wird beim großen Germaneneinfall vielfach zerstört; am OGR werden viele Abschnitte einfach aufgegeben.
- Der *Donau-Iller-Rhein-Limes* (DIR) entsteht als neue Rückzugslinie (siehe aber Probus!).

Postumus (Kaiser des Gallischen Sonderreichs, 260–269, Residenz Köln):

- Hinter dem GRL wird in Gallien eine zweite Verteidigungslinie errichtet.

Aurelian (270–275):

- *Dakischer Limes*: Die transdanubischen Provinzen werden aufgegeben, die Donau dient als Flussgrenze. Sie wird mit Kastellen verstärkt.

Probus (276–282), Diokletian (284–305) und Konstantin I. (306–337) verändern die Verteidigungsstrategie: Hinter kleinen Grenzgarnisonen agieren mobile Armeen, um Invasionen ganzer Völker zu verhindern. Die Kastelle erhalten für die Artillerie Wehrtürme, die U-förmig aus der Mauer ragen.

Probus (276–282):

- Heute wird ihm der DIR mit seinen stark befestigten Kastellen und Wachtürmen (Burgi) zugeschrieben [Schallmayer, 65]; er selbst wird in einer Augsburger Ehreninschrift verherrlicht als „weitblickender Erneuerer der Provinzen und Festungswerke“ [Garbsch, 7]. Diese Verteidigungslinie wird bis ins 5. Jh. behauptet, dann geht sie in den Hunnenkriegen unter.

Diokletian (284–305):

- Er dürfte den *Donau-Ilker-Rhein-Limes* nicht begonnen, sondern nur beendet haben, etwa mit Anlegung des Kastells Oberwintherthur.
- *Limes Arabicus*: Jenseits von Euphrat und Tigris werden neue Kastelle errichtet.

Constantius Chlorus (293/305–306):

- Der *Donau-Ilker-Rhein-Limes* (DIR) erhält Befestigungen um 300.

Julian („Apostata“; 361–363):

- Möglicherweise befestigt er noch einmal den Limes zwischen Wetterau und Odenwald.

Jovian (363–364):

- Nach Julians Tod wird mit den Persern eine fast schnurgerade Grenze vom Schwarzen Meer zum Euphrat vereinbart.

Valentinian I. (364–375):

- Der DIR wird am Hochrhein zwischen Basel und Bodensee stark ausgebaut [Schallmayer, 66]. 406/7 wird diese Grenze durchbrochen und nur um 420 noch einmal kontrolliert. Viele der Befestigungen werden erst im späteren 5. Jh. aufgegeben.

Honorius (395–423):

- *Hadrianswall* und Britannien werden 410 endgültig aufgegeben. Nach archäologischen Befunden bestehen einzelne Kastelle als Wehrdörfer noch 100 Jahre weiter.
- Am GRL scheinen sich bis 450 letzte Garnisonen aufzulösen.

4. Befestigung Roms

In der großen Reichskrise entsteht unmittelbar das Bedürfnis, zunächst Rom zu schützen. Auslöser war der Alamannen-Einfall, der 260 bei Mailand zurückgeschlagen werden konnte. Während der Bau dieser riesigen Mauer unmittelbar angegangen wurde, dauerte es über 20 Jahre, bis der Entschluss gefasst wurde, den GRL neuerlich zu befestigen und ihn dabei bis zum Bodensee zurückzunehmen.

Die Stadt erhält durch **Aurelian (270–275)** und **Probus (276–282)** ihre zweite, nun 19 km lange *Aurelianischen Stadtmauer* mit 6 m Höhe (die Servianische Mauer stammte aus dem -4. Jh. und maß 11 km).

„Bereits Kaiser **Maxentius (306–312)** ließ die Mauer zu Beginn des 4. Jh. etwas erhöhen. Später ließen die Kaiser **Honorius (395–423)** und **Arca-dius (395–408)** die Mauern auf fast 11 m erhöhen und verstärken.“

Es wird auch eine Mauerhöhe von 16 m berichtet [uni-tuebingen], die dem heutigen Augenschein entsprechen dürfte.

5. Befestigungen um Byzantion/Konstantinopel

Von der ersten, griechischen Stadt und der anfänglichen Konstantinsgründung ist auffällig wenig gefunden worden [vgl. Heinsohn 2011b]. So ist über die erste Mauer der griechischen Stadt Byzantion „nichts bekannt“ [Hotz, 112].

Unter **Septimius Severus** (193–211) wird nach der Zerstörung von Byzantion (196) eine neue Stadt und eine neue Mauer gebaut; letztere „ist nur in ihrem allgemeinen Verlauf zu erschließen“ und so in die Pläne eingezeichnet [Hotz, 11, 112]. Der Stadtaufbau wird unter **Caracalla** (211–217) vollendet. Gleichwohl umfasste Byzanz allenfalls ein Fünftel der konstantinischen Stadt. Die Kritik am archäologischen Fehlen des griechisch-römischen Byzantion hat Heinsohn [2011b, 444-447] bereits geäußert (vgl. aber S. 653).

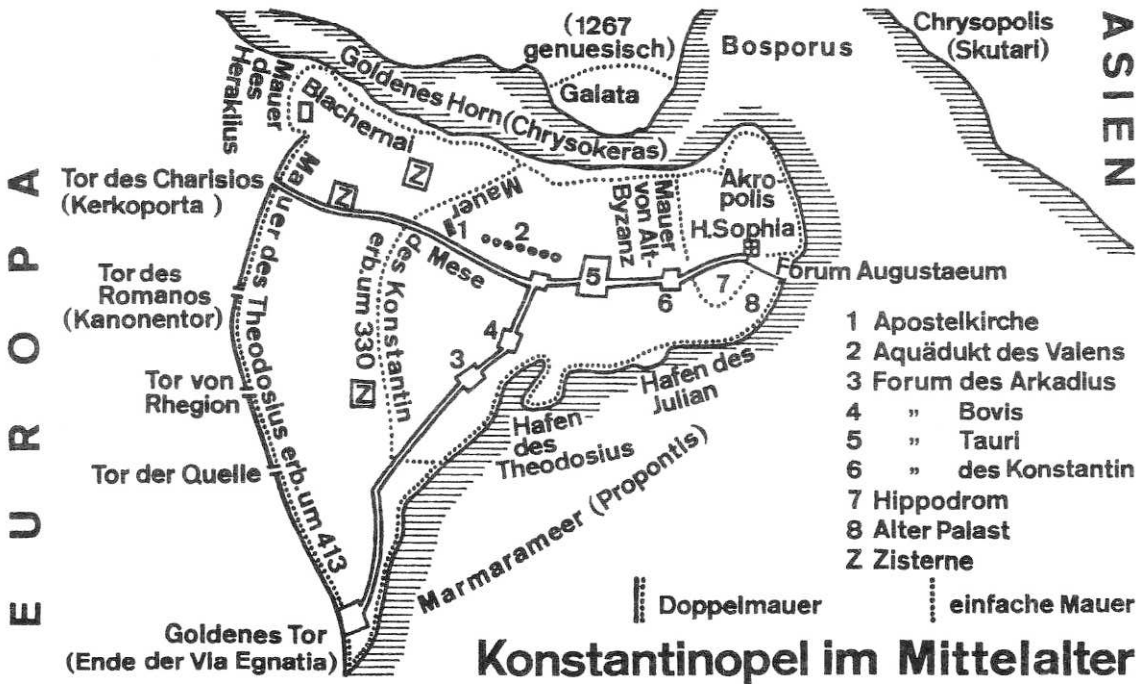
Unter **Konstantin I.** (306–337) wird die dritte, aber nun erste Mauer Konstantinopels errichtet: 328–330 [DFG, 18]. „Auch die schon beträchtlich nach Westen vorgeschobene Landmauer Konstantins ist bisher an keiner Stelle zutage getreten, jedoch hypothetisch festzulegen“ [Hotz, 112]. „Bauten Konstantins sind jedoch in seiner Stadt nicht auf uns gekommen“ [Hotz, 13]. Michael Meisegeier hat zu Recht betont, dass es in der Stadt keine Kirche Konstantins gibt [2010, 628-631]. Insofern wird das 4. Jh. im Wesentlichen durch den Valens-Aquädukt mit seinen innerhalb der Stadt auf 800 m erhaltenen, bis 29 m hohen Bogenstellungen vertreten, vollendet unter **Valens** (364–378).

Unter **Theodosius II.** (408–450) wird 412/13 die zweite Mauer um Konstantinopel erbaut. Sie war wie die von Rom direkte Reaktion auf die germanischen Angriffe, war doch die Hauptstadt Mailand 402 von den Westgoten (erfolglos) belagert und 410 Rom von den gleichen Heeren eingenommen und geplündert worden. Sie umfasst auf 20 km Länge eine einfache Mauer (s.u.!), wobei die *Seemauer* erst 439 fertiggestellt worden ist [DFG, 4]. Diese Seemauer von 13 km Länge stieg geländebedingt bis 15 m über Meeressniveau und zählte 188 Türme.

448 (aber s.u.) wird die 7 km lange Landmauer ausgedehnt auf ein mehr als 70 m tiefgestaffeltes Bollwerk:

- Graben, bis 7 m tief,
- Grabenmauer, 2 m hoch,
- Vormauer, 8 m hoch, mit 82 Türmen,
- Hauptmauer, 12 m hoch, mit 96 Türmen.

Für die *Landmauer* als westliche Abgrenzung der Halbinsel werden Erdbeschäden berichtet für die Jahre 447/8, 554, 557, 561, 740, 987 und viele



Die Mauern von Konstantinopel, von denen nur die theodosianische realiter nachgewiesen ist [Herrn, 139]

folgende. Die erste große Beschädigung direkt vor dem Hunnensturm soll in nur 60 Tagen beseitigt worden und zugleich die gesamte Verteidigungsanlage vor der Hauptmauer gebaut worden sein [Hotz, 112]. Weil das nicht möglich ist, vertritt die DFG [18, 24] die gut begründete Ansicht, dass das Gesamtsystem bereits in den ersten Regentschaftsjahren des Theodosius II. errichtet worden ist und 448 nur die Erdbebenschäden beseitigt worden sind. Etwas früher muss im Norden die Blachernenmauer errichtet worden sein, die anders gebaut ist als die theodosianische. Eine ihrer Bauphasen wird dem Heraklius zugeschrieben (nach 626) [Hotz, 118].

Unter **Anastasios I.** (491–518) werden die 58 km „Langen Mauern“ 507/12 rund 60 km weiter westlich zwischen Marmara- und Schwarzem Meer quer über die Halbinsel gebaut. Mit der 3 m hohen Steinmauer hinter einem Graben, mit den Wehrtürmen und Kastellen handelt es sich „um die größte antike Verteidigungsmauer auf dem europäischen Kontinent überhaupt“ [Meier, 141; vgl. bis 148]. Walter Hotz [118] kann hier, im Gegensatz zu den ersten Mauern konstatieren: Ihre Überreste „sind noch gut zu verfolgen“. Attackiert worden ist das Bollwerk laut Quellen 577, 583, 587, 600, 619 und 626 von den Awaren, 581, 584, 585 und 600 von den Slawen. Nur 626 wäre es überannt worden, als Heraklius einmal mehr im Osten gegen die Perser gekämpft haben soll [Meier, 143].

Das Errichten, Ausbauen, Zerstörtwerden und Wiederaufbauen der einzelnen Streckenabschnitte wurde durch die Archäologen tausendfach bestätigt. Insofern haben wir detaillierte Befunde, die sich aus Textquellen ebenso wie aus zahllosen archäologischen Grabungen ergeben. Hier spielen Münzen und Ziegelstempel eine besondere Rolle, lassen sich doch durch letztere die stationierten Einheiten rekonstruieren und mit den Heeresverordnungen abstimmen (als jüngste um 400 die *Notitia Dignitatum*). Für viele Kastelle und andere Fundorte sind präzise Münzreihen aufgestellt worden, die Errichtung, Betreibung und Zerstörung mit datierbaren Denaren und Sesterzen unterfüttern (Goldmünzen wie Aureus und Solidus sind relativ selten).

Seit ihrem ersten Einfall – im Jahr -55 unter Caesar – versuchten die Römer, Germanien dem Imperium einzuverleiben, wobei zu Beginn an eine große Lösung mit Flussgrenzen entlang Elbe – Moldau (vielleicht sogar entlang Oder – March) als Grenze gedacht war. Nach dem Tod seines Bruders Drusus in Germanien, dem Varus-Desaster und den unzureichenden Erfolgen seines Adoptivsohns Germanicus blies Tiberius die Eroberung Germaniens ab. In der Folge wurde hier ein Grenzsicherungssystem gebaut und immer wieder verstärkt, das bis ungefähr 210 perfektioniert worden ist. Spätestens ab 233 geriet das Reich gegen die zahlreichen Germanenstämme in die Defensive und behalf sich mit einem ‘Not-Limes’ bis ins 5. Jh. Lässt sich bei

Berücksichtigung des Donau-Ilker-Rhein-Limes und vor allem des Limes am Niederrhein von einer Grenzbefestigung im deutschen Raum ausgehen, die vom 1. bis ins 5. Jh. aufrechterhalten wurde, auch wenn der Grenzverlauf sowohl nach vorne wie nach hinten verschoben werden konnte bzw. musste? Das behandelt ein anderer Artikel ab S. 651.

Literatur

- Braun, Rainer (1984): *Die Anfänge der Erforschung des rätischen Limes*; Aalen
DFG = Deutsche Forschungsgemeinschaft (1974/78): *Die Landmauer von Konstantinopel. Aufnahme, Beschreibung und Geschichte*; Berlin (Nachdruck von 1938/43)
Garbsch, Jochen (1970): *Der spätromische Donau-Ilker-Rhein-Limes*; Stuttgart
Gudea, Nicolae (1997): *Der Dakische Limes. Materialien zu seiner Geschichte* (Jahrbuch des Römisch-Germanischen Zentralmuseums Mainz, 44. Jg., Teil 2, 1-113
http://www.xlegio.ru/pdfs/gudea_der_dakische_limes.pdf)
Heinsohn, Gunnar (2011a): Gilt Asiens chronologische Lücke von 300 bis 600 für die ganze Erde? *Zeitenstrünge* 23 (1) 164-193
- (2011b): Ist die Spätantike eine Phantomzeit? *Zeitenstrünge* 23 (2) 429-456
Herm, Gerhard (1979): *Strahlend in Purpur und Gold. Das heilige Reich von Konstantinopel*; Düsseldorf · Wien
Hotz, Walter (1978): *Byzanz · Konstantinopel · Istanbul. Handbuch der Kunstdenkmäler*; München · Berlin
kastelle = <http://www.limesseiten.de/LIMES/KASTELLE.html>
limesprojekt = <http://www.limesprojekt.de/limes1a.htm>
Meier, Mischa (2009): *Anastasios I. Die Entstehung des Byzantinischen Reiches*; Stuttgart
Meisegeier, Michael (2010): Frühchristlicher Kirchenbau – zu früh! (I) Rom, Jerusalem, Bethlehem, Konstantinopel; *Zeitenstrünge* 22 (3) 612-639
militaer = <http://www.antikefan.de/themen/militaer/roemer/anlagen.html>
Schallmayer, Egon (2006): *Der Limes. Geschichte einer Grenze*; München
Süsskind, Gabriele / Wigg, Angelika (1992): *Der römische Limes in Deutschland*; Stuttgart
uni-tuebingen = <http://homepages.uni-tuebingen.de/peter.rempis/aalen/sqhm/alf/texte/1103kleingermanisch.html>
Weissgerber, Klaus (2003): *Ungarns wirkliche Vorgeschichte*; Gräfelfing
wiki ↔ entsprechend titulierte Artikel aus Wikipedia.org

Frühchristlicher Kirchenbau ... zu früh!

Teil 3: Tebessa, Syrien, Frankenreich

Michael Meisegeier

Vorwort

Im vorigen Heft der *Zeitensprünge* wurden mehrere Artikel veröffentlicht, die ein Vorwort zur Fortsetzung meines Artikels nötig machen. Das ist zum einen die von HEINSOHN vorgetragene neue These, dass zusätzlich zur Phantomzeit des Mittelalters im Zeitraum von 0 bis 600 weitere ca. 300 Jahre zu streichen wären, zum anderen die Artikel von ANWANDER, der justinianische Bauten sucht und im Ergebnis Justinian I. zum Phantomkaiser erklärt, und von ILLIG, in dem er sich u. a. zu meinen Artikel äußert, sowie der Artikel von LASZLO, insbesondere der Teil zu Bonifatius.

Zu HEINSOHN [2011]: Die sehr interessante und m. E. unbedingt verfolgungswürdige These von HEINSOHN berührt meine These vom frühchristlichen Kirchenbau zunächst nur wenig. Der von mir gesehene Beginn des monumentalen Kirchenbaus im 6. Jh. würde damit in das 3. Jh. rücken. Der Protagonist wäre dann nicht mehr Justinian I., sondern vielleicht Porphyrogennetos, wie HEINSOHN [2011, 244] vorschlägt. Der Potentat, welcher das Christentum als Reichsreligion bestimmt, hat für mich nicht die Relevanz. Bedeutung hat allein die Begründung der Reichskirche. Der zeitlich nachfolgende Aufstieg der römischen Kirche und der mit diesem verbundene Kirchenbau im westlichen Teil des Römischen Reiches bleibt für mich unverändert. Sicher müssen die Entwicklung des frühen Christentums als auch des Islam eine Erklärung finden. Interessant ist auch die von ILLIG [2011a, 427] angesprochene Idee, dass möglicherweise das Christentum aus dem Caesar-Totenkult unter Augustus hervorgeht. Die von Heinsohn [2011, 440] angedeutete Identifizierung des Konstantinsbogens mit dem verschollenen Augustusbogen würde zumindest die Rätsel um den Konstantinsbogen lösen. Bei HEINSOHNS These sehe ich für ein arianisches Christentum der Germanenvölker überhaupt keine Grundlage mehr, was letztendlich meiner Behauptung entspricht, dass diese Völker bzw. Reiche nie arianisch waren.

Zu ANWANDER: Da ich den Beginn des monumentalen Kirchenbaus mit der Installation der Reichskirche unter Justinian I. sehe, sind erste christliche Bauten unter seiner Herrschaft zu erwarten. Hier sehe ich jedoch nur wenige Bauten, konzentriert an besonders markanten Orten, keineswegs einen flächendeckenden Kirchenbau. Als justinianische Bauten hatte ich Memorialbauten an christlichen Kultorten gesehen. Zu den von mir im Teil 1 bereits

genannten Bauten sind die Auferstehungskirche auf dem Ölberg und vielleicht das Oktogon über dem Haus des Petrus in Kapernaum, das entsprechend der Beschriftung vor Ort in die 2. Hälfte des 5. Jh. datiert wird, zu ergänzen. Darüber hinaus ist die Errichtung einer Hauptkirche an Justinians Residenz Konstantinopel, m. E. ein Vorgängerbau der Hagia Sophia, sowie Patriarchalkirchen in den Hauptstädten der von Justinian gegründeten Patriarchaten, vielleicht auch weitere Kirchenbauten in wichtigen Städten logisch zu erwarten. Zuzugeben ist, dass keine der Patriarchalkirchen wirklich nachgewiesen ist. Da ich die Laterankirche in Rom in das 10. Jh. datiert habe, entfällt sie als solche oder es gibt einen noch nicht identifizierten Vorgängerbau oder die Gründung der Patriarchalkirche erfolgte überhaupt erst im 10. Jh. Ob die ersten Bauten unter der Herrschaft von Justinians I. oder eines anderen Potentaten errichtet wurden, ist für mich nicht so sehr von Bedeutung (siehe oben), d. h. wenn Justinian zum Phantomkaiser wird, müssen die Bauten von einem anderen Herrscher initiiert sein. Die grundsätzliche Abfolge bleibt dabei für mich unverändert.

Zu ILLIG [2011, 350]: Er moniert, dass ich die germanischen Völker nicht als Arianer einschätze, da dann Theoderich ein Heide gewesen sei, der Kirchen baut, oder als Fiktion eingestuft werden müsse. Ich muss zugeben, dass ich diese Konsequenz nicht verstehe. Ja, ich behaupte, dass Theoderich und die Ostgoten keine Christen (Arianer) waren. Sie bauten auch keine Kirchen. Die Ihnen zugeschriebenen Kirchen sind sämtlich später erbaut worden. Dass Theoderich eine Fiktion sei, habe ich nie behauptet und ist auch keine logische Konsequenz.

Zu LASZLO [2011]: Ihrer Darstellung kann ich nicht folgen. Hier muss ich der Kritik ILLIGS [2011, 340 f.] an LASZLOS Ausführungen Recht geben. Unabhängig davon sehe ich für ein Wirken des Bonifatius im Ostfrankenreich im 11. Jh. eine reale Grundlage – sofern man von seiner realen Existenz überhaupt ausgehen möchte. Nach der traditionellen Geschichte [Kadenbach] kommt Bonifatius 719 (Datierung in Anlehnung an LASZLO: 1016) das erste Mal nach Thüringen. Dort ist die Kirche bereits präsent. Aufgrund des Widerstandes der karolingischen Landeskirche muss die Mission zunächst abgebrochen werden. Er kehrt 721 (Datierung in Anlehnung an LASZLO: 1018) in den thüringisch-hessischen Raum zurück.

Nach der herkömmlichen Geschichtsdarstellung soll sich die fränkische Landeskirche zur Zeit der Karolinger gegen die römische Mission, z. B. den Bemühungen des Bonifatius', widersetzt haben. Vielleicht ist hier ein tatsächliches Szenario aus dem 11. Jh. in die Phantomzeit veraltet worden. Vorstellbar ist für mich, dass Bonifatius die ostfränkische Kirche in den Schoß der römischen Kirche zurückführen sollte. Die missionarische Tätigkeit ist möglicherweise diesen Aktivitäten später überstülpt worden. Die ostfränkische Kir-

che – begründet durch Kaiser Otto I. unter Mitwirkung des römischen Bischofs, des Papstes – hat eine Entwicklung weitestgehend unabhängig von der römischen Kirche genommen. Die ostfränkische Kirche unterstand dem ottonischen Kaiser, später den salischen Kaisern. Die ostfränkische Kirche war damit dem direkten Einfluss Roms entzogen, es entstand somit eine „fränkische Landeskirche“. Das Papsttum hatte kein Mitspracherecht. Das galt es – aus römischer Sicht – zu korrigieren. Somit hätten wir den Anfang des späteren Investiturstreits vor uns. Die handelnden Personen mussten von außerhalb kommen (außerhalb des ottonischen Machtbereichs). Vermutlich hatte die angelsächsische Kirche eine romhörigere Entwicklung genommen, so dass angelsächsische Mönche für eine solche Aufgabe geeignet erschienen. Die im 11. Jh. erfolgte Gründung von der Bischofsgewalt unabhängiger Benediktinerklöster jetzt auch im Ottonischen Reich zielt in dieselbe Richtung – diese historisch entstandene Entwicklung nachträglich zu korrigieren. Die Klöster der Hirsauer Reform als auch die Entstehung der Reformorden im 11. Jh. sind Beleg dafür.

Der ‘römische’ Grundriss der Fuldaer Benediktinerklosterkirche, angeblich 744 (Datierung in Anlehnung an LASZLO: 1041) durch Sturmianus auf Veranlassung des Bonifatius’ gegründet, ist vielleicht ein weiteres Indiz für eine solche Interpretation. Die Stiftung der Erfurter St. Marien-Kirche (Dom) im Jahr 752 (Datierung in Anlehnung an LASZLO: 1049) korrespondiert in etwa mit meiner bereits früher veröffentlichten Datierung in das frühe 11. Jh. [2006, 450]. Ob die bei ILLIG [2011, 346] aufgeführten Bistumsgründungen im 11. Jh. alle längst erledigt waren, ist aus meiner Sicht nicht so klar.

In den Teilen 1 und 2 hatte ich mich mit den Bauten in Konstantinopel, Jerusalem, Bethlehem, Rom, Ravenna und in Italien außerhalb Rom und Ravenna sowie mit Thessaloniki in Griechenland befasst.

Im 3. und letzten Teil sind die verbleibenden Regionen – das sind im Wesentlichen Nordafrika, Syrien und das Frankenreich – zu betrachten. Die o. a. neuen Thesen bleiben bei den folgenden Ausführungen zunächst unberücksichtigt.

Tebessa

In Nordafrika sind zahlreiche größere und kleinere vermeintlich frühchristliche Kirchenbauten aus der Literatur bekannt. Datiert werden diese Bauten in der Regel vor der vandalischen Eroberung im Jahr 429. Unterstützt wird diese Datierung durch vermeintlich originale Schriftquellen, die für das 3. bis 5. Jh. von einem regen christlichen Leben und zahlreichen Kirchenbauten berichten. Ich erachte den Kenntnisstand über diese Bauten jedoch für äußerst problematisch.

Die zugehörigen bauarchäologischen Untersuchungen stammen fast ausschließlich aus dem 19. und der 1. Hälfte des 20. Jh. Weder die Ausgrabungsmethoden noch deren Dokumentation waren damals auf einem hinreichend befriedigendem Stand. Die Interpretation der Funde erfolgte zwangsläufig vor einem veralteten Geschichtsbild.

Neuere Forschungen sind aufgrund der immer noch schwierigen politischen Verhältnisse in der Region rar. [Ausnahme: Leptis Magna (Libyen), wo von ca. 1920 bis 1969 durch Italien und in jüngerer Zeit durch italienische und deutsche Archäologen mehr oder weniger kontinuierlich gegraben wird.]

Entsprechend meiner hier vorgetragenen These kann ein monumentaler Kirchenbau natürlich auch in Nordafrika erst nach der byzantinischen Rückeroberung im 6. Jh. und nach der Begründung der Reichskirche in dem eroberten Gebiet stattfinden.

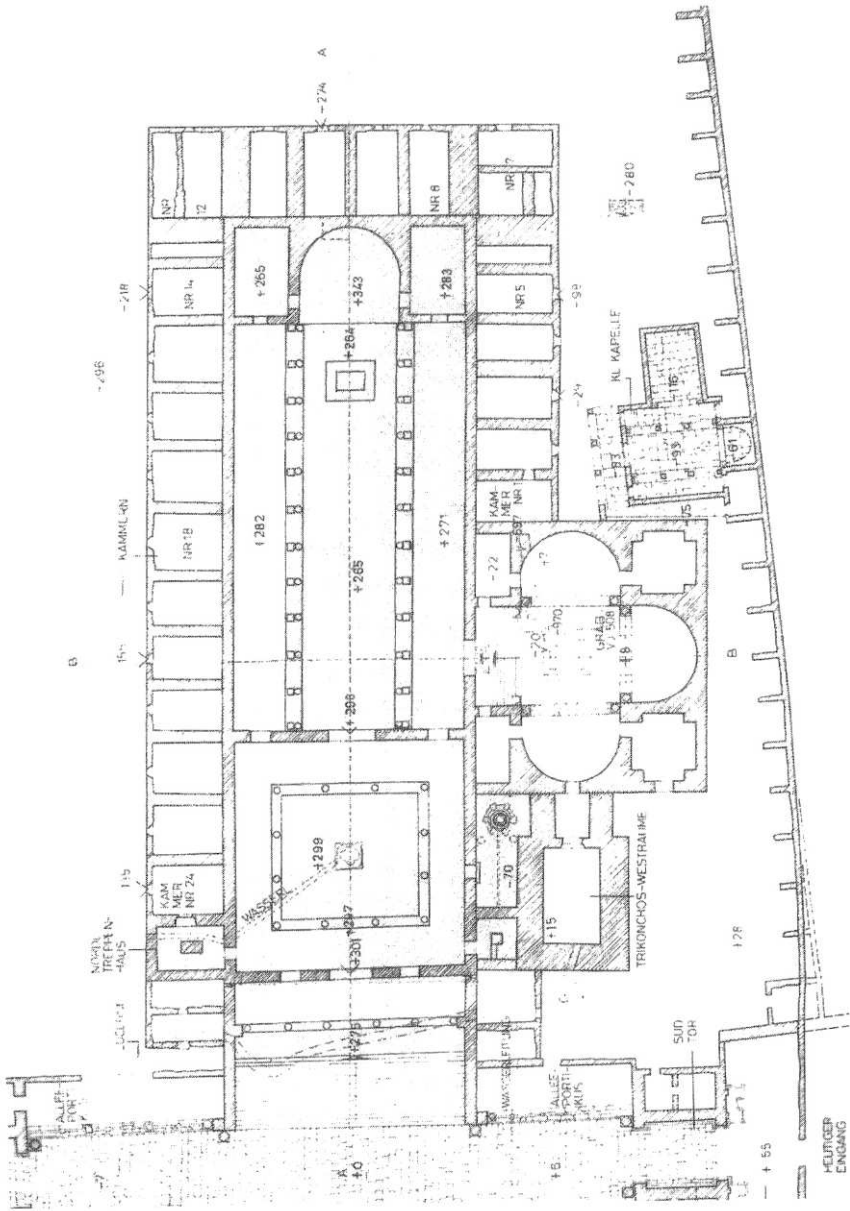
Unerwartete Unterstützung erhält meine These durch die Archäologie-Doku über Leptis Magna von 2010 (ausgestrahlt von ARTE am 04. 09. 2010, 20.15 Uhr). Dieses Rom Afrikas – eine mit Rom verbündete punische Stadt an der Meeresküste des afrikanischen Tripolis, deren glanzvoller Ausbau unter dem in Leptis Magna geborenen Kaiser Septimius Severus (193–211) erfolgte – wurde 439 von den Vandalen eingenommen und 534 von justinianischen Truppen zurückerobert.

„Karl-Uwe MAHLER, Archäologe, Universität Mainz: «Man kann sagen, dass hier im 6. Jahrhundert ein Bauboom einsetzte, was Kirchen angeht. Es scheint eine ganz gezielte, bewusste Politik des Justinians gewesen zu sein, hier diesen Stadtraum einerseits zu befestigen mit einer massiven Mauer und andererseits dann im Inneren zu strukturieren durch zahlreiche Kirchenbauten.»“ [ARTE]

„Aus der severischen Basilika wird eine christliche Kirche“ [ebd, Kommentar], d. h. die Palastbasilika STÜTZERS (siehe Teil I) wird zu einer christlichen Kirche umgebaut. Nach MAHLER, der zu einer Arbeitsgruppe aus Mainz gehört, die mit der Ausgrabung der Kirche am alten Forum begonnen hat, wurde ein vorhandenes, älteres, ursprünglich punisches Gebäude im 6. Jh. in eine christliche Kirche umgebaut.

„Man weiß noch nicht sehr viel über die Entwicklung des Christentums vor der byzantinischen Zeit. Nach einigen historischen Quellen gibt es in Leptis ab dem 3. Jahrhundert einen Bischof, doch die Archäologen haben dafür noch keine Beweise.“ [ebd, Kommentar]

In der Regel wurde in der Vergangenheit jeder ergrabene mehrschiffige Grundriss mit einer Apsis (oder auch zwei) als Kirche identifiziert, ohne einen eindeutigen Beleg für die Nutzung als christliche Kirche. Nach meiner Auffassung wurden so auch kaiserliche Palastanlagen, profane Basiliken oder ursprünglich nicht christliche Zömeterialbauten als Kirchen bestimmt.



Tebessa, Grundrissausschnitt [Christern]

UNTERMANN [21 f.] beschreibt z. B. die Melleus-Basilika in Hädra (Westnesien), die aufgrund von Bischofsgräbern als Bischofskirche identifiziert wird. Für ihn schwer erklärbar ist die dichte Belegung mit Gräbern, da sich die Kirche nicht in der Nekropole, sondern innerhalb der Stadt befindet. Ihren Namen erhielt sie von dem byzantinischen Bischof Melleus. Offensichtlich haben wir es mit einer Zömeterialbasilika zu tun, die nach der byzantinischen Rückeroberung als christliche Kirche genutzt wurde. Die vorjustinianische kirchliche Nutzung durch die vandalische Führungsschicht – wie sie UNTERMANN annimmt – sehe ich nicht.

Zu der Basilika in der nordalgerischen Stadt *Ech Cheliff* (frz. Orléansville, nach der französischen Kolonialherrschaft erst in Al Asnam, dann in Ech Cheliff umbenannt) sieht sich JACOBSEN [191] in dem Abschnitt über doppelhörige Kirchen veranlasst zu bemerken:

„Eines der wenigen, wenn auch mit Vorbehalt datierbaren Beispiele war hier die Basilika von Al Asnam, [...] die gegen 326 errichtet worden war und an die vermutlich um 475 eine halbkreisförmige Westapsis gefügt wurde, als man dort den Bischof Reparatus bestattete.“

Vermutlich auch hier ein bestehender Bau, der später – ich denke nicht im 5. Jh., sondern im 6. Jh. – als Kirche umgenutzt wurde.

Es ist sicher nachvollziehbar, dass nach der Rückeroberung zunächst vorhandene ‘Versammlungsräume’ als Kirchen umgenutzt wurden. Somit wurden schnell entsprechende Räumlichkeiten für den christlichen Kult bereitgestellt. Neubauten nehmen logischerweise erheblich mehr Zeit in Anspruch und würden damit wesentlich später zur Nutzung bereit sein. (Vielleicht ist die Idee eines basilikalen Kultraumes, der sich im gesamten Gebiet der römischen Kirche ab dem 10. Jh. durchsetzt, in Leptis Magna geboren worden.)

Ein Neubau ist das als frühchristliches Pilgerheiligtum bekannte Tebessa, im äußersten Osten von Algerien gelegen. In Tebessa – außerhalb des antiken Stadtgebietes über einem heidnischen Friedhof – sind uns Reste eines umfangreichen Kirchenkomplexes überliefert, welcher in der einschlägigen Literatur als bedeutendes frühchristliches Pilgerheiligtum geführt wird. Die bisher erfolgten Rekonstruktionen der Kirche liefern eine dreischiffige geostete Emporenbasilika mit an der Südseite angebauten Trikonchos. Die Apsis ist von zwei Nebenräumen flankiert und außen inklusive der Nebenräume rechtwinklig umschlossen. Die Mittelschiffspfeiler hatten zum Mittelschiff ein vorgestelltes mehrgeschossiges Säulensystem. Die gesamte Anlage steht auf einem gemauerten Podium, das im Westen ca. 2,5 m, im Osten durch den Geländeabfall ca. 5 m hoch ist. Im Westen war der Basilika ein Atrium vorgelagert.

Unter dem Trikonchos wurden „einige unzusammenhängende Mauerzüge von kleineren Gebäuden“ [Christern, 107] als Vorgängerbauten ergraben, wahrscheinlich Zömeterialbauten, in denen u. a. mehrere christliche Gräber – durch Mosaikepitaphen mit Christusmonogrammen gekennzeichnet – aufgefunden wurden. Die Mosaikepitaphen wurden später durch einen neuen Mosaikfußboden (Novellusmosaik) überbaut. Auf diesem ist eine Märtyrerinschrift – umgeben von Scheinepitaphen (Epitaphe ohne Grab) – erhalten, die sieben unbekannte Märtyrer nennt. Man vermutet kühn, dass diese die aus Märtyrerakten bekannten Leidensgenossen der in Tebessa hingerichteten Hauptheiligen der Stadt, Crispina, waren. Einmal im Schwung vermutet man weiter, dass das eigentliche Verehrungsobjekt die Reliquien der Crispina gewesen seien müssen und dass diese Kern und Veranlassung für den Bau der Gesamtanlage war [ebd. 293].

Die Errichtung des Baus auf einer ehemaligen Nekropole würde die Annahme einer Märtyrerkirche stützen. Dagegen spricht das Fehlen eines Grabes sowie jeglicher baulicher Einrichtungen zur Verehrung eines Märtyrergabes. Ob der Trikonchos diese Funktion erfüllt hat, ist aus meiner Sicht anzuzweifeln.

Nach CHRISTERN ist die Anlage einheitlich um 400 erbaut. Die Datierung basiert maßgeblich auf einem 1870 gefundenem Mosaikepitaph mit der Jahresangabe 508 (heute zerstört), das ein vandalisches Kindergrab markierte, welches „unzweifelhaft“ nachträglich in den Boden der Vierung des Trikonchos eingebracht worden sei, und auf Münzfunden (die jedoch nur aussagen, dass die Fundschicht nicht älter sein kann, sofern die Münzen richtig datiert sind). Weiterhin werden stilistische Vergleiche, insbesondere zur Kapitellplastik herangezogen sowie bemerkt, dass der Baubeginn als auch die Vollen- dung eines solchen Baus nach dem Vandaleneinfall um 430 nicht denkbar sei [225]. UNTERMANN [22] datiert Tebessa um etwa 100 Jahre später, also um 490/500 in die vandalische Zeit, schreibt es jedoch dem katholischen Kult zu.

CHRISTERN hält die Anlage der Basilika und des Trikonchos für einheitlich. Dem widersprechen jedoch die Baufugen zwischen dem Podium der Basilika und den Außenmauern des Trikonchos. CHRISTERN verweist dagegen auf die fehlende Fuge zwischen dem Podest und den Treppenwangen der zum Trikonchos hinabführenden Treppe.

Ich denke, dass bei der Errichtung der Basilika der Zömeterialbau mit dem Novellusmosaik noch stand und von der Basilika dort ein direkter Zugang über eine Freitreppe zu diesem Bau bestand.

(„Die Treppe ist in zwei aufeinander folgende Läufe geteilt: einem schmalen oberen mit vier Stufen und einem freitreppenartigen Abschnitt mit neun Stufen, der die ganze Breite der Vierung einnimmt.“ [Christern, 75])

Später wurde der Zömeterialbau einschließlich der Freitrepppe mit dem Trikonchos überbaut.

Die Datierung CHRISTERNS um 400 und auch UNTERMANN'S Datierung um 500 gehen natürlich nicht mit dem von mir gewählten Ansatz konform. Um 400 bzw. um 500 steht der römische Staat als Bauherr noch nicht zur Verfügung, womit sich die Frage nach dem Bauherrn einer solch großen und aufwändigen Anlage stellt.

Inwieweit die Datierung wirklich an dem o. a. Kindergrab mit dem datierten Mosaikepitaph festgemacht werden kann, kann heute nicht mehr überprüft werden. Alle anderen Mosaikepitaphen, die ausschließlich im Fußbodenniveau unter dem Novellusmosaik gefunden worden, sind undatiert. Der Fundort im Mosaikfußboden der Vierung des Trikonchos erscheint ungewöhnlich. Der Mosaikepitaph ist heute zerstört; auch der Bauzusammenhang ist heute nicht mehr nachzuvollziehen. Eine zweifelsfreie Dokumentation der Grabung um 1870 liegt nicht vor und ist sicher damals auch noch nicht zu erwarten. Die von CHRISTERN [127 f.] vorgeschlagene Chronologie ist aus meiner Sicht willkürlich. Klar scheint jedoch diese Abfolge: Heidnischer Friedhof – Zömeterialbau mit christlichen Gräbern (Mosaikepitaphe) – Erneuerung des Fußbodens in diesem Bau (Novellusmosaik) – Kirchenbau – Abbruch des Zömeterialbaus und Überbauung mit dem Trikonchos.

Obwohl CHRISTERN eine Erbauung im 6. Jh. vehement verneint, erachte ich – wie oben bereits erwähnt – die Errichtung der Anlage erst nach 534 für möglich. Die Frage bleibt natürlich, wann nach 534? Es ist auffällig, dass der gesamte Bau keinen Bauschmuck trägt, der für justinianische Bauten zu erwarten ist. Weder eine Verherrlichung Justinians, noch Themen aus der Lebensgeschichte Jesu, noch Apostel- oder Märtyrerdarstellungen. Es gibt überhaupt keine eindeutig christlichen Motive, nur allgemein dem Christentum zuzuordnende Motive wie Weinranken, Vögel etc., die natürlich auch außerhalb des Christentums vorkommen. Spricht der zurückhaltende Bauschmuck vielleicht sogar für eine wesentlich spätere Entstehung? Es gibt ein paar Aussagen bei CHRISTERN [204], die eine solche Vermutung indizienartig stützen:

„Es ist zu betonen, dass die tebessaner Fenstertransennen nicht nur die ältesten bekannten mit vegetabiler Ornamentik sind, sondern auch die einzigen bekannten mit gegenständlichen Darstellungen; sie stehen in Qualität und Dekoration den späteren Gitterwerkplatten in Ravenna nicht nach.“

„Der stilistische Gegensatz zu den kaiserzeitlichen Vorbildern lässt sich folgendermaßen umreißen: Verlust an Plastizität, Verflachung, Kerben statt Bohrrillen, Vereinfachung der Konturen, weitgehender Verzicht auf Details“ [ebd. 206].

„In der tebessaner Bauornamentik zeigen sich nun schon bereits stilistische Merkmale, die man gemeinhin als charakteristisch für die Plastik der Zeit um 500 ansieht, und man würde die Stücke, wären sie aus ihrem lokalen und zeitlichen Kontext gerissen, womöglich später datieren.“ [ebd. 263]

„Dieser größere Abstand zum klassischen Formenapparat ist aber nicht – im qualitativen Sinne – als provinzielle Rückständigkeit zu verstehen; im Sinne der Gesamtentwicklung ist vielmehr die Provinz – an Tebessa exemplifiziert – der Hauptstadt entwicklungsgeschichtlich sogar voraus“ [ebd. 275].

Nach der herkömmlichen Geschichtsdarstellung bleibt Nordafrika bis zum Jahr 698 römisch und christlich; das sind immerhin 164 Jahre nach der justinianischen Rückeroberung. Unter Berücksichtigung der Phantomzeit ergäbe sich das Jahr 995. Ein ausreichender Zeitraum für die Errichtung der relativ zahlreichen christlichen Bauten in Nordafrika nach der Rückeroberung durch Ostrom. Das Jahr 995 ist natürlich nicht als absolute Datierung aufzufassen. Nordafrika ist sicher nicht schlagartig durch den Islam erobert worden (wenn überhaupt). Vermutlich hat sich dieser Prozess über einen längeren Zeitraum hingezogen, so dass eine auch über 995 hinaus reichende christliche und damit kirchenbauliche Entwicklung zumindest regional möglich erscheint.

Die Basilika von Tebessa steht nicht isoliert, sondern sie gehört offensichtlich zu einer regionalen Bautengruppe in Nordafrika. Die Beschreibung der Bauten dieser nordafrikanischen Bautengruppe durch CHRISTERN [7 f.] mit vorgestellten Säulen in mehreren vertikalen Zonen als Wandgliederung, Emporen über den Seitenschiffen, Hallenkrypten, kreuzgewölbte Seitenschiffe, Tonnengewölbe etc. lassen sofort an romanische Bauten des beginnenden 11. Jh. denken, keinesfalls an spätantike Bauten. Nach CHRISTERN [7] sind Doppelstützen als Mittelschiffsstützen eine charakteristische Besonderheit des nordafrikanischen Kirchenbaus, wobei natürlich Tebessa keine richtigen Doppelstützen besitzt, sondern ein vor die Mittelschiffspfeiler gestelltes Säulensystem – ähnlich dem der ehemaligen Palastbasilika in Leptis Magna, die – wie oben bereits erwähnt – im 6. Jh. zu einer Kirche umgebaut wurde. Vielleicht ist das nahe Leptis Magna das Vorbild für dieses Gestaltungselement. Auch die erhaltene Bauornamentik ließe sich ohne Probleme dem 11. Jh. zuordnen.

Mein Vorschlag für die Datierung der Anlage von Tebessa: Kirchenbau um 1000 bzw. Anfang 11. Jh., der Trikonchos noch 1. Hälfte des 11. Jh. Dieser Zeitansatz gilt in etwa auch für die anderen Bauten der tebessaner Gruppe. Die Wehranlage um den Kirchenkomplex galt den zunehmenden Übergriffen der Berber, denen die christliche Entwicklung vermutlich noch im 11. Jh. erlegen war. Für eine solch späte Einordnung passt auch die Errichtung über einer antiken Nekropole mit der Funktion als Märtyrerkirche. Ansonsten

gleicht der Grundriss auffallend dem der ravennatischen Bauten, die ich oben (Teil 2) um 1000 bzw. dem frühen 11. Jh. zugeordnet habe.

Syrien

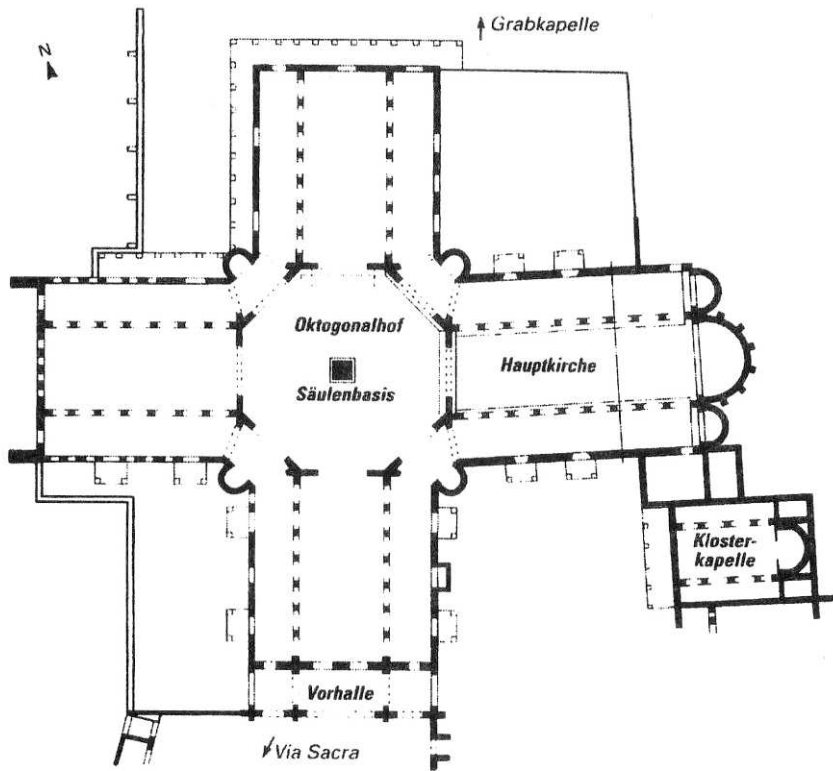
Auch in Syrien ist ein frühchristliches Pilgerheiligtum existent: *Kalat Siman*, bekannt als Verehrungsstätte des hl. Simeon Stylites des Älteren († 459). Dieses soll 470/80 errichtet worden sein. Eine andere Quelle nennt als Datum „unbekannt zwischen 459 und 560“ [*simeon*]. Die Anlage bestand aus dem so genannten Martyrium, einem Oktogon, in dessen Zentrum sich angeblich die 20 m hohe Säule befand, auf der der Heilige mehr als 30 Jahre verbracht haben soll. Östlich schloss sich an das Oktogon eine dreischiffige Basilika an, deren drei Schiffe in Apsiden endeten. Nördlich, südlich und westlich schlossen sich an das Oktogon weitere dreischiffige Hallen an, womit sich eine kreuzförmige Grundrissgestalt ergab [Effenberger, 327]. Ob das Oktogon überdacht war oder nicht, ist unklar [Lassus, 45].

Auffällig ist, dass der sonst sehr akkurate Grundriss für den Ostarm in seiner Ausrichtung eine leichte Abweichung nach Norden aufweist. Weist diese Ungereimtheit auf eine möglicherweise frühere Entstehung der nach Osten ausgerichteten Basilika hin und wurde die kreuzförmige Anlage erst später geschaffen? War der Ursprungsbau eine 'einfache', querhauslose, dreischiffige Basilika?

Der östliche dreiapsidiale Abschluss ist in der frühchristlichen Architektur meines Wissens sonst nirgends zu finden, in der frühromanischen Architektur dagegen häufig. Entsprechend den bisherigen Rekonstruktionen lag das Zentrum der Simeon-Verehrung im Oktogon. Gab es ein weiteres kultisches Zentrum im Sanktuarium des Ostarms?

Der Narthex und somit der Haupteingang in den Gebäudekomplex befand sich an der Fassade des Südarms (möglicherweise geländebedingt). Der Zugang zu den beiden Kultzentren – insbesondere zum christlichen Altar – erscheint damit ziemlich umständlich.

Wenn man sich die Reste von Kalat Siman ansieht, z. B. auch die zweigeschossige Säulengliederung an der Apsisaußenseite, kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass man kein spätantikes, sondern ein romanisches Bauwerk vor sich hat. Das Gebiet um Kalat Siman scheint um 1000 noch dem Oströmischen Reich zugehörig. Im 12. Jh. gehört es zum Fürstentum von Antiochia, einem der vier Kreuzfahrerstaaten. Erst in der 2. Hälfte des 12. Jh. geht das Gebiet durch die Eroberungen Saladins dem christlichen Einflussbereich verloren. Die Möglichkeit einer Entstehung bis zum 12. Jh. besteht damit.



Kalat Siman, Grundriss [Scheck/Odenthal, 287]

Da es am Ende des 4. Jh. noch keine Reichskirche gab, kann diese aufwändige Anlage nicht dem 4. Jh. angehören. Aber auch für eine Errichtung unter Justinian sind Zweifel anzumelden. Die ersten justinianischen Memorialbauten dienten sämtlich der Verehrung von Stätten der Jesusgeschichte und vielleicht Stätten des alten Testaments (Felsendom). Die Verehrung des hl. Simeon passt nicht in diese Reihe. Erst um Einiges später, im ausgehenden 10./11. Jh., werden lokale Heilige in die Reihe der Verehrungswürdigen aufgenommen.

Neben Kalat Siman werden von der Kunstwissenschaft in den so genannten Toten Städten Nordsyriens, im Belos (Gebiet westlich von Aleppo), weitere frühchristliche Basiliken gesehen, die alle dem 4., 5. oder frühen 6. Jh. angehören sollen [Scheck/Odenthal, 281 ff.]. Das sind die Bauten von Brad, Mushabbaq, Burjke, Fafertin, Basufan, Kharab Shams, Deir Turmanin, Dar Qita, Qalb Lhoze und zahlreiche andere. Ein paar Merkwürdigkeiten dieser Bauten:

Burjke weist ein Okulus in der Apsis auf (in Westeuropa später ein beliebtes Motiv)

Die Säulenbasilika von **Deir Turmanin** besitzt eine Art Doppelturmfassade (in Europa erst gegen 1100).

Auch **Qalb Lhoze** besitzt eine Doppelturmfassade mit einer Vorhalle, die sich in weitem Bogen nach Westen öffnet; in den Türmen Zugänge zur Westempore und den Emporen in den Seitenschiffen; außen an der Apsis eine zweigeschossige Säulengliederung wie auch in Kalat Siman. SCHECK/ODENTHAL [306] zitieren dazu die Bemerkung des französischen Grafen Melchior de Vogué: „Unmöglich ist zu verkennen, dass in diesem Gebäude all die Elemente ihren Ursprung haben, welche den Vorbau der romanischen Kirchen bilden.“

Das monophysitische Großkloster **Tell Ade** soll bis 962 bestanden haben, also über die islamische Eroberung der 30er Jahre des 7. Jh. hinweg.

Die Errichtung dieser Kirchen sehe ich alle im 12. Jh. unter der Herrschaft der Kreuzfahrer. Mit den Kreuzfahrern kamen aus Europa nicht nur Abenteurer und Plünderer, sondern auch zahlreiche landarme Bauern mit ihren Familien, die sich eine neue Existenz aufbauen wollten und in dem eroberten Land siedelten. In den neuen Siedlungen errichteten sie neben ihren Behausungen als erste Bauten Kirchen, wie sie sie aus ihrer Heimat kannten. Das Ende der Herrschaft der Kreuzfahrer beendete auch diese Siedlungstätigkeit.

Christianisierung im Frankenreich

Die Rückeroberungen Justinians und damit die Einrichtung der (ost)römischen Reichskirche reichten nicht über Nordafrika und Italien hinaus. (Dabei beabsichtigte Justinian gar nicht die Wiederherstellung des Römischen Rei-

ches in seinen ehemaligen Grenzen. Der erfolgreiche Feldzug gegen die Vandalen, wo er in Nachfolgestreitigkeiten eingriff, brachte die überraschende Rückgewinnung Nordafrikas [MEIER, 64]. Die zunehmenden Differenzen mit den Ostgoten ließen ihn in Italien intervenieren, was letztendlich zur Rückeroberung Italiens führte.) Ganz Westeuropa und das Frankenreich wurden davon nicht erfasst. Dort hatten sich auf dem ehemals römischen Gebiet germanische Völker eingerichtet und eigene Reiche gegründet. Entgegen der herkömmlichen Geschichtsdarstellung gehe ich davon aus, dass diese nicht christlich waren und noch ihren heidnischen Glaubensvorstellungen anhängen (siehe Teil 1). Unabhängig davon ist es natürlich nicht ausgeschlossen, dass vereinzelt kleine christliche Religionsgemeinschaften dort existierten. Die Nachrichten über gallische Bischöfe, also Vorsteher von regionalen christlichen Religionsgemeinschaften (vornehmlich in den ehemaligen Römerstädten), wären – sofern sie nicht reine Legende sind – dadurch erklärbar. Die Ausbreitung dieses frühen vorjustinianischen Christentums nach Westen ist nicht mehr auszumachen. Es gibt m. E. weder in Spanien noch im Frankenreich noch in England eindeutige Spuren dieses Christentums.

Die Christianisierung des Frankenreichs erfolgt offensichtlich erst ab Mitte des 10. Jh. Herausragender Protagonist ist der seit 936 herrschende König des ostfränkischen Reichs, Otto I. Vor diesem Hintergrund wird auch das bisher nicht ganz verstandene ottonisch-salische Reichskirchensystem und die Institution Hofkapelle als logisches Instrumentarium nachvollziehbar. Als Vorbild diente ihm offensichtlich die enge Verflechtung von Staatsgewalt und Kirche in der oströmischen Reichskirche. Die ostfränkischen Bischofssitze werden von ihm mit getreuen Gefolgsleuten besetzt. Beispielsweise setzt Otto I. 953 seinen Bruder Brun als Erzbischof von Köln und Herzog von Lothringen ein. 954 setzt er seinen Sohn Wilhelm als Erzbischof von Mainz ein. In die Bistümer an der Ostgrenze des Reiches werden ebenfalls ihm ergebene Gefolgsleute eingesetzt.

Inwieweit die römische Kirche, die seit der Rückeroberung Italiens durch Justinian im Jahr 552 in Italien offenkundig festen Fuß fassen konnte, bei diesem Vorgang beteiligt war, ist für mich nicht eindeutig auszumachen. Die bekannte Kaiserkrönung Ottos I. im Jahr 962 erachte ich als späteres Konstrukt der römischen Kirche – möglicherweise als hilfreiches Argument im Investiturstreit. Die Romzüge Ottos I. dürften einfache Eroberungszüge zur Ausweitung der ottonischen Macht in Italien gewesen sein. Die Einverleibung der alten Hauptstadt Rom in seinen Machtbereich war seinem Anliegen sicher entsprechend. Otto I. benötigte, wie vor ihm schon Karl III. der Einfältige bei seinen Münzprägungen [Heinsohn 2001], für die Verwendung des Titels „Imperator“ keine Mitwirkung der Kirche. Die Verwendung des Kaisertitels entsprang sicher allein seinem Selbstverständnis. Die Motivation für Otto I.

könnte aus dem Bestreben herrühren, eine dem oströmischen Kaiser ebenbürtige Stellung zu erlangen. Seit Justinian ist das oströmische Kaisertum untrennbar mit dem Kirchenkult verbunden. Die Kirche gab dem Kaisertum erst den richtigen feierlichen und prunkvollen Rahmen. Otto war zwar Herrscher über ein großes Reich, aber seine Bewohner waren nur heidnische Götter verehrende Bauern. Im Ansehen kam ein solches Reich keinesfalls an das christliche Reich Ostroms heran.

Trotzdem kann die römische Kirche nicht unbeteiligt gewesen sein. Ab dem 10. Jh. versuchte sich die römische Kirche von der Vormachtstellung der oströmischen Kirche zu lösen, was ihr mit der Abtrennung der Westkirche 1054 letztendlich auch gelang. Hintergrund ist die Umsetzung des Rom-Primats, das bereits durch Justinian oder erst durch den oströmischen Kaiser Phokas (602–610) formuliert wurde [Illig/Anwander, 563]. Bisher war der Bischof von Rom einer der fünf Patriarchen der römisch-justinianischen Reichskirche. In diesem Kontext sehe ich die Entstehung des Papsttums. Das Bestreben des Bischofs von Rom, sich von der Bevormundung aus Konstantinopel zu emanzipieren, machte jedoch nur Sinn mit dem Erlangen eines eigenen Einflussbereichs. Das Frankenreich war sicher der attraktivste potentielle Kandidat für die römische Kirche.

Den Ambitionen der römischen Kirche kamen die Bestrebungen Ottos I. nach einer dem oströmischen Kaisertum ebenbürtigen Stellung auf jeden Fall entgegen. An dieser Stelle trafen sich die Interessen Ottos I. und der römischen Kirche. Dass der römische Bischof dabei die Initiative an Otto I. abgeben musste, liegt sicher an den realen Machtverhältnissen. Im Investiturstreit versuchte die römische Kirche, diese wieder an sich zu reißen.

Ob die römische Kirche bereits vor der Regierungszeit Ottos I. Anstrengungen in Richtung Frankenreich unternommen hat, was wahrscheinlich ist, ist nicht mehr zu ermitteln. Aus der herkömmlichen Geschichtsdarstellung ist bekannt, dass die fränkische Landeskirche und Karl Martell dem Missionsvorhaben des Bonifatius ablehnend gegenüberstanden. Z. B. musste Bonifatius den Tod Karl Martells abwarten, um das Bistum Erfurt zu gründen [Kadenbach]. Vielleicht verbirgt sich hinter dieser Darstellung ein realer Kern, z. B. in der Form, dass es durch Rom schon Kontakte zu Heinrich I. gab, welcher Rom jedoch 'abblitzen' ließ.

Die organisatorische Aufgabe der Installation des Christentums als Reichsreligion und die damit einhergehende Christianisierung erfolgte also im Ostfrankenreich mittels eines funktionierenden Machtapparats – ähnlich wie schon unter Justinian. Die Christianisierung durch herumwandernde Missionare wie Bonifatius, Columban u. a. – wie uns die heutige Kirche vermitteln möchte – erachte ich für unmöglich und als fromme Legende.

Aufgrund der anderen politischen Landschaft im Westfränkischen Reich musste Rom hier eine andere Vorgehensweise wählen. Im Gegensatz zum Ostfränkischen Reich gab es im 10. Jh. im Westfränkischen Reich keine funktionierende Zentralgewalt. In seinem Osten existierten die selbständigen Königreiche Niederburgund (Arelat) und Hochburgund; im Westen griffen die Grafen von Paris nach der Krone. Karl III. der Einfältige konnte seine Macht nur unter großen Zugeständnissen an den Adel halten. 923 wird er von seinen Gegnern besiegt. Rudolf von Burgund wird König. Erst Ende des 10. Jh. endeten mit Hugo Capet (König 987–996) die politischen Wirren und begann eine relativ stabile Herrschaft im Westfränkischen Reich. Eine so kompakte Christianisierung unter Führung eines Königs oder Kaisers wie im Ostfränkischen Reich war also im Westfränkischen Reich gar nicht möglich.

Rom installierte darum auf dem Gebiet des Westfränkischen Reichs zunächst einen 'Missionsstützpunkt', die nur von Rom abhängige Benediktinerabtei Cluny. Sicher ist auch die Gründung des Benediktinerordens ausschließlich zu diesem Zweck erfolgt. Die Gründung des Benediktinerordens ist ebenfalls im 10. Jh. – nach 910 – anzusetzen [Illig 2009, 215]. Ich halte auch eine etwas spätere Gründung bis ca. Mitte des 10. Jh. für möglich.

Ab dem 10. Jh. wurden so das Frankenreich und auch wenig später aber auch Böhmen, Polen und Ungarn sowie Nordeuropa christianisiert und der römischen Kirche angegliedert. Spanien wurde meines Erachtens erst im Zuge der so genannten Reconquista vom 10. oder 11. Jh. bis in das 15. Jh. christianisiert. Ob diese eine wirkliche Wiedereroberung oder, wie ich meine, eine 'gewöhnliche' Eroberung war, soll hier nicht geklärt werden. Die frühen Kirchen in Nordspanien einschließlich Santiago de Compostela sind ausschließlich aus diesem Zeitraum.

Zwar hat Justinian im Jahr 552 den Südosten der Iberischen Halbinsel eingenommen [De Palol/Ripoll, 92 f.]; Spuren eines byzantinischen Kirchenbaus in Spanien gibt es dennoch keine. Nach MEIER [97] ging es wahrscheinlich nicht um die Rückeroberung dieses ehemaligen Reichsgebietes, sondern um eine Entlastung des oströmischen Afrika vor westgotischen Überfällen. Die kirchliche Gliederung und Organisation der dort eroberten Gebiete und der Bau von Kirchen standen damit nicht auf der Tagesordnung. Bereits ab ca. 625 sollen alle diese Gebiete wieder westgotisch gewesen sein [ebd. 97]. Dass das eingenommene Gebiet wirklich westgotisch war, ist zu bezweifeln. Das Tolosanische Westgotenreich, das aus der Ansiedlung der Westgoten in Aquitanien im Jahr 419 entstanden war [Ward-Perkins, 22 f.], wurde 507 durch die Franken beseitigt. Die überlebenden Westgoten flohen über die Pyrenäen und siedelten auf der Iberischen Halbinsel. Eine neue Reichsgründung erfolgte hier nicht mehr. Das Toledanische Westgotenreich ist bekanntermaßen ein phantomzeitliches Konstrukt.

Die Christianisierung Britanniens soll schon durch Gregor den Großen initiiert worden sein. Das wird von Beda berichtet, was dieser jedoch nur aus Berichten seiner Vorgänger kennt [Laszlo, 141]. Mir erscheint dieser Zeitpunkt sehr früh. Sicher scheint, dass England schon vor der Invasion Wilhelms 1066 christlich war. Damit muss die Christianisierung zwischen Gregor dem Großen und 1066 und direkt durch Rom erfolgt sein. Eine Christianisierung über das christianisierte Frankenreich scheidet offensichtlich aus.

Die Kirchenbauten

Da der monumentale Kirchenbau mit der Christianisierung einhergeht, sind monumentale Kirchenbauten erst ab dem 10. Jh. zu erwarten. Gleichwohl verweisen heute zahlreiche Kirchenbauten auf eine wesentlich frühere Gründung. Wo diese Gründung allein auf dem Papier oder Pergament oder nur in der Tradition existiert, sehe ich keinen Handlungsbedarf. Wo jedoch Materielles in diese Zeit datiert wird, ist eine nähere Betrachtung unvermeidbar.

Herkömmlich phantomzeitlich datierte Bauten bleiben im Folgenden bis auf wenige Ausnahmen unbeachtet. Für sie gilt in aller Regel eine nachphantomzeitliche Errichtung, d. h. im 10. Jh. bzw. später. Die Pfalzkapelle in Aachen, die Torhalle in Lorsch und das 'Westwerk' von Corvey sind bereits von ILLIG der Karolingerzeit entrissen. Die übrigen 'karolingischen' Bauten wie Seligenstadt, Michelstadt, Höchst, Fulda etc. sind ebenfalls Bauten der Jahrtausendwende bzw. des 11. Jh. Bayern haben ILLIG und ANWANDER schon vorher 'entkarolingisiert', wobei sie jedoch noch vorphantomzeitliche Kirchenbauten zu erkennen glaubten. Für das Gebiet der ehemaligen DDR habe ich in einem früheren Aufsatz die in Frage kommenden Bauten näher betrachtet und im Ergebnis dem 10. und 11. Jh. zuordnen können. Interessant vielleicht, dass die Grundrisslösung der Ratgar-Basilika in Fulda letztendlich keinen Rückgriff auf einen Jahrhunderte zurückliegenden Bau darstellt, sondern dass hier ein weitgehend 'moderner' Bau – zumindest in seiner Grundrisslösung – kopiert wird. Die Absicht des unmittelbaren Rombezugs darf dabei sicher weiter unterstellt bleiben.

Beginnen möchte ich im Osten, d. h. an der Ostgrenze der ehemaligen römischen Provinz Gallien. WESSEL (eine zugegeben etwas ältere Quelle) berichtet 1955 über Bauuntersuchungen und Grabungen unter dem Münster in Bonn, in Kempten, unter der Liebfrauenkirche in Koblenz, in Köln (St. Georg, St. Gereon, St. Severin, St. Ursula), in Metz, unter St. German in Speyer, in Trier (St. Martin, St. Maximin, Dom und Liebfrauenkirche) und unter dem Dom St. Victor in Xanten. Die neuere Forschung sieht in den meisten dieser ergrabenen Bauten spätantike Grabbauten und keine christlichen Monumente.

„Während nach dem Zweiten Weltkrieg an allen wichtigen Heiligengrabstätten im Rheinland »frühchristliche Kirchenbauten« gefunden wurden, stößt die Deutung dieser Befunde seit einigen Jahren auf heftige Kritik. Die jüngere Forschung lehnt für alle in diesen Regionen ergrabene frühen Bauten des 4./5. Jahrhunderts die gängige Deutung als »Kirchen« ab.“ [Untermann, 38]

Von besonderer Bedeutung ist sicher die unter dem Dom und der Liebfrauenkirche in Trier ergrabene angeblich konstantinische Doppelkirchenanlage. Trier war von 293 bis 392 eine der Residenzen der römischen Kaiser im Westen. WESSEL schwärmt in den höchsten Tönen über diesen großartigen Kirchenbau. Dieser soll ab 324 an der Stelle einer kaiserlichen Palastanlage errichtet worden sein.

„Damit bestätigt sich die frühmittelalterliche Tradition, nach der Helena ihren Palast der Kirche zu Ehren des hl. Petrus geschenkt habe“ [Wessel, 360].

Wenn der Palast niedergelegt wurde, wo hat dann der Kaiser residiert? Trier bleibt bis 392 Regierungssitz des Weströmischen Reiches. Ist ein neuer Palast errichtet worden? Hat man ihn gefunden? Es gibt m. E. nur eine vernünftige Erklärung. Der ergrabene Bau ist die ehemalige kaiserliche Palastanlage, keine Kirche. Der Bau hatte keine Apsiden und zahlreiche Nebenräume, deren Verwendungszweck nicht ermittelt werden konnte; Altarfundamente wurden auch nicht gefunden [Wessel, 361]. Im Übrigen schreibt WESSEL selbst, dass die vergleichbare Zweikirchenanlage in Aquileja aufgrund neuerer Forschungen als Fehldeutung „abgeschrieben“ werden musste [Wessel, 361]. Erstaunlich, dass ihm keine Zweifel bei Trier aufgekommen sind.

Die Rekonstruktion der noch vorhandenen und der ergrabenen Reste als Kirchenbau entspringt vermutlich der Idee der Kultkontinuität aufgrund der heute an dieser Stelle befindlichen Kirchenbauten des 11. Jh. (Dom) und 13. Jh. (Liebfrauenkirche) in Verbindung mit der Helena-Legende. Ich gehe davon aus, dass die noch vorhandenen Reste der Palastanlage für beide Kirchenbauten genutzt wurden, was die exakt gleiche Ausrichtung mit der ergrabenen Palastanlage erklärt. Für das 10. Jh. („bis spätestens 955“) wird für die so genannte Südkirche (unter der Liebfrauenkirche) ein „Umbau zu Saalkirche mit Flügelräumen“ vermerkt [Jacobsen/Schaefer/Sennhauser, 421]. Der heute noch stehende Dombau, der antike Substanz nutzt, wird um 1000 begonnen. Die darüber hinaus an der römischen Palastanlage ergrabenen baulichen Veränderungen des 5. bis 10. Jh., dürften zwischenzeitlichen profanen Nutzungen der antiken Reste zuzuordnen sein.

Für das Gebiet des Westfränkischen Reiches stütze ich mich auf HEITZ: *Gallia Praeromanica*. Wie schon JACOBSEN in seiner Rezension zu HEITZ bemerkt, ist der Titel etwas irreführend, da nicht nur vorromanische, sondern

auch die frühromanischen Denkmäler behandelt werden. Das macht die Arbeit mit dieser Quelle zwar etwas mühsamer, aber sonst hätte HEITZ wahrscheinlich nur ein dünnes Bändchen zusammenbekommen, da die materiell überlieferten vorromanischen Denkmäler äußerst überschaubar sind.

Paris, St-Germain-des-Prés: Die bestehende Kirche wurde im 11. Jh. erbaut. Die Fundamente der ersten Kirche, unter König Childebert (511–558) erbaut, wurden angeblich ergraben. Die ergrabenen Fundamente dürften zu einem Bau der 2. Hälfte des 10. Jh. oder um die Jahrtausendwende gehören.

Soissons, St. Medard: Die noch bestehende Krypta soll von dem 817–841 errichteten Kirchenbau stammen. Die Gründung der Kirche soll sogar schon 557 erfolgt sein. Die Krypta ist erstmals 1079 bezeugt. JACOBSEN verweist die Krypta in die 1. Hälfte des 11. Jh. [Jacobsen 1982, 551].

Jouarre, St. Paul: Die erhaltene Krypta des Nonnenklosters St. Paul wird von HEITZ um 680 datiert. Sie soll damals an eine bestehende Zömeterialbasilika im Osten angefügt worden sein. Die Einwölbung erfolgte erst im 12. Jh. Nach meiner Auffassung stellt die erhaltene Krypta die Erweiterung eines bestehenden spätantiken oder merowingischen (nicht christlichen!) Zömeterialbaus dar, der im 12. Jh. durch Überbauung zu einem Kirchenbau umgestaltet wurde.

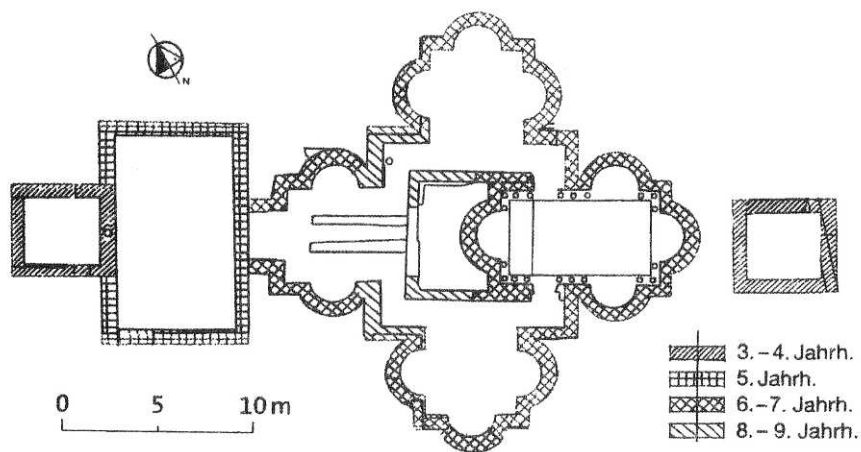
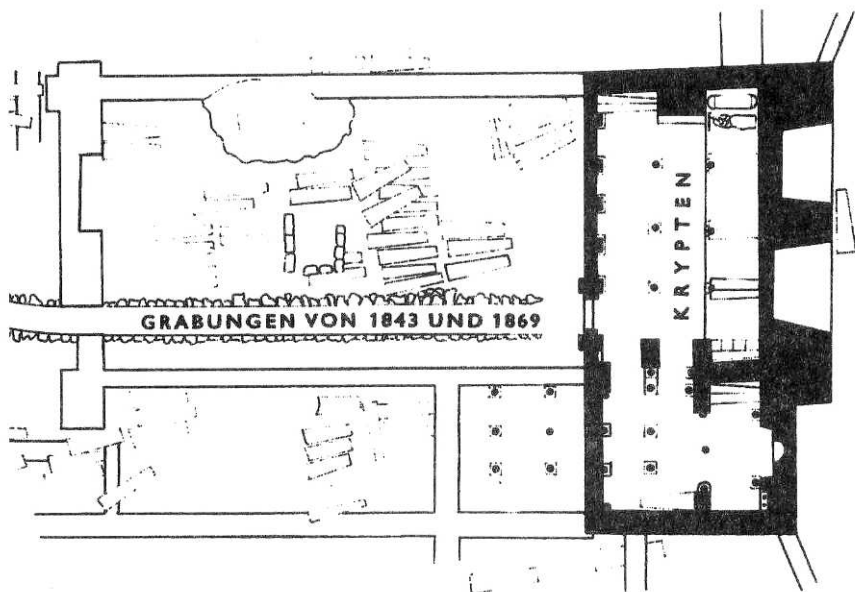
„Die Gewölbe sind auf jeden Fall romanisch, damit wohl auch die heutige Aufstellung der Säulen. Für merowingische Zeit bleiben mithin nur die Außenwände sowie die isoliert zu betrachtenden Säulen in Diskussion“ [Jacobsen 1982, 551].

St-Philibert-de-Grandlieu: Angeblich 677 gegründet, die Abteikirche vor 819 errichtet, Wiederbesiedlung nach den Normannenstürmen um 1000.

„Während die Ostteile, nämlich Querhaus, Chorquadrat, Apsis und Umgangskrypta, in gemeinsamer Aufmauerung einem ersten, wenn auch in den oberen Teilen später erneuerten Bauabschnitt zugewiesen werden müssen, dessen Errichtungszeit im frühen 11. oder allenfalls ausgehenden 10. Jahrhundert durch die ottonisch-frühromanischen Kämpferprofile in der Vierung und im östlichen Kryptaumgang festgelegt ist, gehören die heutigen Mittelschiffspfeiler mit ihrem entwickelten Formenapparat des mittleren oder späteren 11. Jahrhunderts offenbar einem beabsichtigten und auch begonnenen, dann aber mit Fertigstellung der Langhausarkatur wieder aufgegebenen Neubau an“ [Jacobsen 1992, 291].

Civaux: Früher dem 11. Jh. zugeordnet, datiert HEITZ zumindest die „siebenfach abgewinkelte Polygonalapsis“ in das frühe 5. Jh.

„Die regelmäßigen Kleinquader verraten noch intakte römische Mauertechnik. [...] diese Apsis, die an die gleichzeitigen Chöre der Basiliken in Ravenna erinnert“ [Heitz, 216 f.].



Jouarre, St-Paul, Grundriss [Hubert/Porcher/Volbach, 310]
Grenoble, St-Laurent, Grundriss [Untermann, 25]

Bei Entfall der phantomzeitlichen Jahrhunderte ist auch das 11. Jh. ganz nah an der Spätantike. Im Übrigen sehe ich auch die ravennatischen Basiliken im 10./11. Jh. (siehe Teil 2)

Poitiers, Baptisterium St. Jean: Das Baptisterium in Poitiers gilt als das älteste christliche Bauwerk Frankreichs. Es ist darüber hinaus das größte Baptisterium der frühchristlichen Welt. Zwei Superlative, die zu denken geben sollten.

„Der Bau stammt zweifellos aus dem 4., spätestens aus dem beginnenden 5. Jh. Die Kanalisation des Taufbeckens war mit der römischen Wasserleitung verbunden, die nicht über das 5. Jh. hinaus funktioniert hat“ [Heitz, 217].

Im 6. oder 7. Jh. wurden der Chor und die quadratischen Seitenapsiden angebaut und der Innenbau mit einem verstärkenden Mantel versehen. Um 1000 Umbau des westlichen Narthex [ebd. 218]. Offensichtlich gibt es Zweifler an der frühen Datierung, da sich HEITZ [218] veranlasst sieht, zu bemerken:

„Kürzliche Funde, in nächster Nähe [...], bringen zusätzliche Argumente für die hie und da angezweifelte Datierung in das 4. Jh., das in Poitiers – man solle nicht vergessen – den großen Bischof Hilarius walten sah“.

Ich denke, dass wir es – sollte die frühe Datierung standhalten – möglicherweise mit einem spätantiken Bau ursprünglich anderer Bestimmung zu tun haben. Dieser wurde wesentlich später – vermutlich erst um 1000 – zu einem Kirchenbau mit Baptisterium umgebaut.

Es wäre sehr erstaunlich, dass im entfernten Gallien das größte frühchristliche Baptisterium errichtet sein soll. Und dazu noch von einer möglicherweise in Poitiers vorhandenen kleinen christlichen Gemeinde. Für wen sollte das große Baptisterium eigentlich gewesen sein? Die dort lebenden Christen waren doch alle getauft. Wollten die frühen Christen großflächig missionieren?

Poitiers, Hypogäum des Mellebaudis: HEITZ [218] datiert die Anlage in das frühe 8. Jh., also in die Phantomzeit. Geht man davon aus, dass der Bau kaum früher, also vor der Phantomzeit entstanden ist, so kommt nur eine Entstehung nach der Phantomzeit, d. h. im 10. oder 11. Jh. in Frage. Ein Indiz für das 11. Jh. existiert vielleicht darin, dass Mellebaudis sich angeblich „72 Reliquien, viele lokaler Herkunft, so jene der Radegundis, der Heiligen Acnanus (Aignan), Hilarius und Martin“ verschaffte [Heitz, 14]. Die Kirchen für die Verehrung der Radegunde, von Hilarius und auch von Martin wurden alle im 11. Jh. errichtet, sowohl St-Radegonde und St-Hilaire-le-Grand in Poitiers, als auch St-Martin in Tours.

St-Généroux (ca. 50 km nördlich von Poitiers). Nach HEITZ ein karolingischer Bau. In der strikten Abtrennung des Querhauses vom Langhaus durch

Arkaden sieht er eine Parallele zu den asturischen Kirchen des 9. Jh., z. B. Santa Cristina di Lena [Heitz, 219], die jedoch von Illig [1999, 107 ff.] bereits der Karolingerzeit entrissen und dem späten 10. und 11. Jh. zugewiesen wurden. Nach JACOBSEN [1982] verunklären zwei Bauphasen (Ende 10. Jh./mittleres 11. Jh.?) das Bild.

Mélas (Le Teil-d'Ardèche), St-Stefan: Romanische Kirche des 12. Jh. mit nördlichem Seitenschiff aus dem 11. Jh. Von dort aus Zugang zu einem Zentralraum mit Baptisterium. Aufgrund des Kapitellschmucks wurde der Bau bisher dem 10. Jh. zugewiesen. HEITZ [222] sieht die Möglichkeit einer viel früheren Entstehung,

„denn nach der Zerstörung durch die Wandalen des nahen Bischofssitzes in Alba (*Alba augusta*) soll der hl. Auxonius Mélas zum Sitz gewählt und dort eine Kirche und ein Baptisterium gebaut haben. Dies trug sich in der 1. Hälfte des 5. Jhs. zu, gerade als Ravenna die Baptisterien baute“.

Zu Ravenna siehe oben, sonst ohne Kommentar.

Auxerre, St-Germain: Die erste Kirche soll sogar auf Geheiß von Chlotilde (493–545), der Gattin Chlodwigs, erbaut worden sein; ein skulptiertes Christogramm soll bis auf Chlotilde zurückreichen. Die erhaltene Krypta sei dann zwischen 841 und 856 errichtet worden; sie ist so ziemlich die letzte der so genannten spätkarolingischen Umgangskrypten, die heute noch widerspruchslos dem 9. Jh. zugeordnet wird. Möglicherweise traut sich kein Forscher an dieses 'Nationalheiligtum Frankreichs' heran. Die verwandten Bauten wie St-Philibert-de-Grandlieu, Flavigny, Halberstadt, Soissons sind längst im 11. Jh. angekommen. Dahin gehört zweifelsfrei auch St-Germain in Auxerre.

Flavigny, St-Pierre: Die Benediktinerabtei soll 719 gegründet worden sein. Die wieder ausgegrabene komplexe Kryptenanlage wird allgemein in die 1. Hälfte des 9. Jh. datiert. Die Chorscheitelrotunde – ein sechseckiger Zentralbau – ordnet HEITZ dem 11. Jh. zu. Dieser würde jedoch auf einer kreisrunden Sohle aus dem 9. Jh. stehen [Heitz, 225]. JACOBSEN [1982, 552] hält die noch bestehenden Bauteile für komplett im 11. Jh. entstanden. Den ornamentierten Pfeiler sieht er in Zweitverwendung.

Nevers, St-Cyr-et-Ste-Julitte: Neben der Kirche aus dem 11. Jh. wurde ein Nischenbaptisterium ausgegraben, das aus dem 6. Jh. (Veränderungen im 8. und 11. Jh.) stammen soll. Leider wird nicht erwähnt, wie die Datierung in das 6. Jh. zustande gekommen ist. Offenbar ist kein Vorgängerbau der Kirche aus dem 11. Jh. ergraben worden. Hat das Baptisterium allein gestanden? Das Motiv der Nischen könnte auch auf das 11. Jh. hinweisen.

Metz, St. Peter (St-Pierre-aux-Nonnains): Mit St. Peter in Metz haben wir einen spätrömischen Profanbau vor uns. Ein Flyer, der bei der Besichtigung erhältlich ist, informiert darüber, dass der Bau „ein Gebäude für öffent-

liche Treffen und Veranstaltungen, oder aber die Palestra (Sporthalle) eines Kurhauses“ gewesen sei. WESSEL sieht in dem Bau, trotzdem er eine geplante Hypokaustenanlage erwähnt und den Vergleich mit der Trierer Palastaula anstellt, letztlich wegen der Randalage in der römischen Stadt eine christliche Basilika. Der Ursprungsbau ist für HEITZ eine Zivilbasilika des 4. Jh., wozu die Hypokaustenanlage gehört, die jedoch letztlich nicht ausgeführt wurde. Zwischen 613 und 620 sei die Basilika einem von der hl. Waltraut geleiteten Nonnenkloster zur Verfügung gestellt worden. Im 10. Jh. war das Nonnenkloster so verwahrlost, dass der Bischof von Metz zwei Drittel der Nonnen des Klosters verweisen musste. Ende des 10. Jh. wurde der Bau zu einer dreischiffigen Anlage umgebaut. Das dürfte der Zeitpunkt für die Umwidmung zur christlichen Kirche gewesen sein. Das Intermezzo als Nonnenkloster fällt in die Phantomzeit und ist m. E. zu streichen.

Frejus, Baptisterium: Traditionell wird das Baptisterium in das 4./5. Jh. datiert. Ich erachte diese Datierung für viel zu früh. Ein Baptisterium macht nur im Zusammenhang mit einem Kirchenbau Sinn. Im 4./5. Jh. kann es einen solchen nicht gegeben haben. Bis 470/77 war die Provence westgotisch, ab 507 ostgotisch, ab 536 fränkisch. Die justinianische Christianisierung reichte nicht bis in die Provence. Die frühesten nachgewiesenen Bauteile der Kathedrale in Frejus gehören dem 11. Jh. an. Nach meiner Auffassung wurde das Baptisterium zeitnah mit der Kirche im 11. Jh. errichtet, wie übrigens auch die anderen Baptisterien in der Provence (Aix-en-Provence, Riez, Venasque).

Baume-les-Messieurs, St-Pierre: Von HEITZ [230] als Wiege von Cluny bezeichnet. Die erhaltene Kirche datiert aus dem 11.–13. Jh. Von HEITZ nicht erwähnt wird die iroschottische Vergangenheit. Im 6. Jh. soll das damalige Kloster Baumes-les-Moines von Columban gegründet worden sein. Auch hier – wie in Luxeuil – die Zerstörung durch Sarazenen und Normannen, danach Wiederaufbau Anfang des 10. Jh. Von den früheren Bauten sind keine Reste bekannt [Illig 2009, 212 f.]. Ist die iroschottische Vergangenheit nicht generell zu streichen?

Grenoble, St-Laurent: Der bestehende Bau ist eine romanische Kirche des 12. Jh., heute ein archäologisches Museum. Unter diesem ist die Krypta St-Oyend erhalten. Im Kirchenschiff werden dem Besucher umfangreiche Ausgrabungen dargeboten, die zu einem Zentralbau mit vier Kreuzarmen gehören, an deren drei Seiten Konchen angefügt sind. Die Webseite von St-Laurent [grenoble] datiert den Zentralbau in das 6. Jh. und die Krypta in das 6.–7. Jh. Darüber hinaus verweist sie noch auf einen karolingischen Vorgängerbau (um 800). Der Ursprungsbau wurde über einer spätantiken Nekropole errichtet. Im unmittelbaren Baubereich wurden acht Mausoleen nachgewiesen. Mit großer Wahrscheinlichkeit haben die Mausoleen damals noch

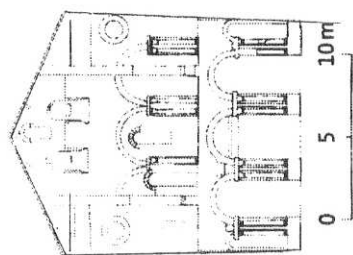
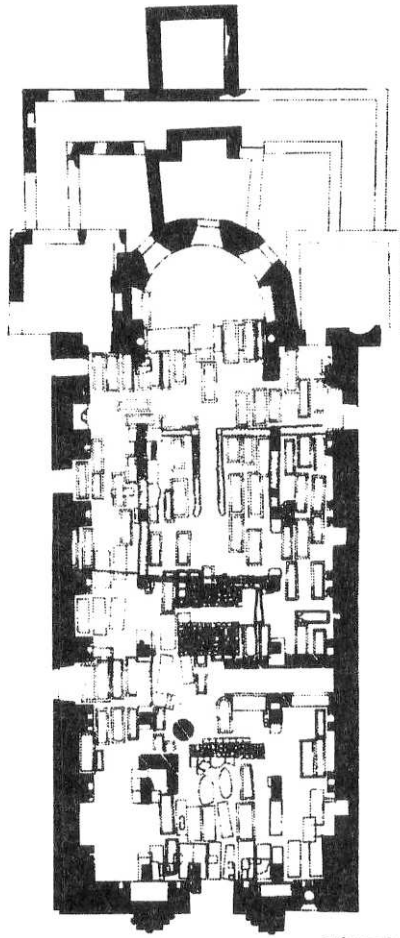
bestanden, da der Bau doch ziemlich exakt auf sie Bezug nimmt. Der Bau wurde offensichtlich ganz genau über einem solchen errichtet, wozu dieses niedergelegt wurde, und an ein anderes, größeres angebaut.

Nach neueren Untersuchungen wird die Krypta von der Wissenschaft in das 8. oder beginnende 9. Jh. datiert. Im 11. Jh. sollen dann Benediktinermönche einen Neubau errichtet haben – den o. a. Zentralbau – und den bestehenden Bau als Krypta in den Neubau einbezogen haben [Heitz, 231]. HEITZ schließt jedoch ein merowingisches Oratorium, das in frühkarolingischer Zeit durchgehend restauriert wurde, nicht aus. So datiert er einige Marmorkapitelle ins frühe 7. Jh., die skulptierten Kämpfer sieht er um 800.

Nach UNTERMANN [24 f.] wurde die kreuzförmige Kirche im 6. Jh. an einen älteren, reich ausgemalten Memorialbau (das größere Mausoleum) angefügt. Die Krypta sieht er offensichtlich zeitgleich. Für ihn ist der Bau die Friedhofskirche der Bischöfe von Grenoble. Er vergleicht diesen Bau wegen der Gliederung mit zahlreichen Säulen mit St-Pierre in Vienne [ebd. 25]. Den angeblich karolingischen Vorgängerbau erwähnen beide überhaupt nicht.

Auch ich bin der Auffassung, dass Krypta und der ergrabene Zentralbau einheitlich sind. Als Bauzeit sehe ich jedoch die erste Hälfte des 11. Jh. Die Krypta wie die Kryptazugänge zeigen insbesondere bei den Bögen eine wechselnde Anordnung von roten und hellen Ziegeln, wie wir es z. B. aus Speyers Krypta oder auch von der Liebfrauenkirche in Magdeburg kennen. Dieses Schmuckelement ist m. E. dem frühen 11. Jh. zuzuordnen. Vermutlich war die Kirche als Memorialbau für einen lokalen Heiligen (St-Oyend?) angelegt, dessen Grabstätte man in dem Mausoleum, über dem die Kirche errichtet wurde, verortet hatte. Damit folgt dieser Bau dem seit dem ausgehenden 10. Jh. sich rasant ausbreitenden Heiligenkult. Bezüglich des angeblich karolingischen Baus kommen mir Zweifel. Der Grundriss auf der Web-Seite von St-Laurent zeigt in den Ostteilen eine ziemliche Übereinstimmung mit dem bestehenden Bau. Im Westen soll der karolingische Bau einen dreizelligen Westbau mit drei Westapsiden gehabt haben, also eine doppelchörige Anlage. Als Westabschluss halte ich eine solche Lösung für sehr ungewöhnlich. Mir fällt nur der Westabschluss der 2001 bis 2003 auf dem Magdeburger Domplatz ergrabenen Kirche ein, welcher zwar fünfzellig war, aber drei Westapsiden hatte. Dieser Bau – wahrscheinlich der von Kaiser Otto I. gegründete Dombau – soll vor dem letzten Drittel des 10. Jh. errichtet worden sein. Von der Bedeutung sind die beiden Bauten sicher nicht miteinander zu vergleichen. Maximal könnte eine Motivübernahme erfolgt sein. Möglicherweise liegt hier aber auch eine Fehlinterpretation der Ausgräber vor.

Bei Bereinigung von der Phantomzeit rutscht die von HEITZ ausgemachte Datierung 8./9. Jh. sowieso mindestens in das 10. Jh., was von meinem Da-



Vienne, St-Pierre, Grundriss [Untermann, 24]
Zeitensprünge 3/2011 S. 574

tierungsvorschlag nicht mhr weit entfernt ist. Von HEITZ nicht besprochen werden einige Bauten, die ich jedoch nicht unerwähnt lassen will:

St-Denis: Zu St-Denis legt ILLIG eine von der Phantomzeit bereinigte Bauchronologie vor. Dort nennt er einen „Merowingischen Kirchenbau vor 565, vielleicht schon im 5. Jahrhundert (Apsis vor 614 erneuert)“ [Illig 1996, 364]. Ich denke, dass der ergrabene Vorgängerbau der Kirche des 11. Jh. nicht dem 6. Jh., sondern erst dem späten 10. Jh. entstammt.

Vienne, St-Pierre: Angeblich um 470 auf einer Nekropole vor der Stadt als Zömeterialbasilika erbaut. Erst später wird sie die Abteikirche St-Pierre-hors-les-murs.

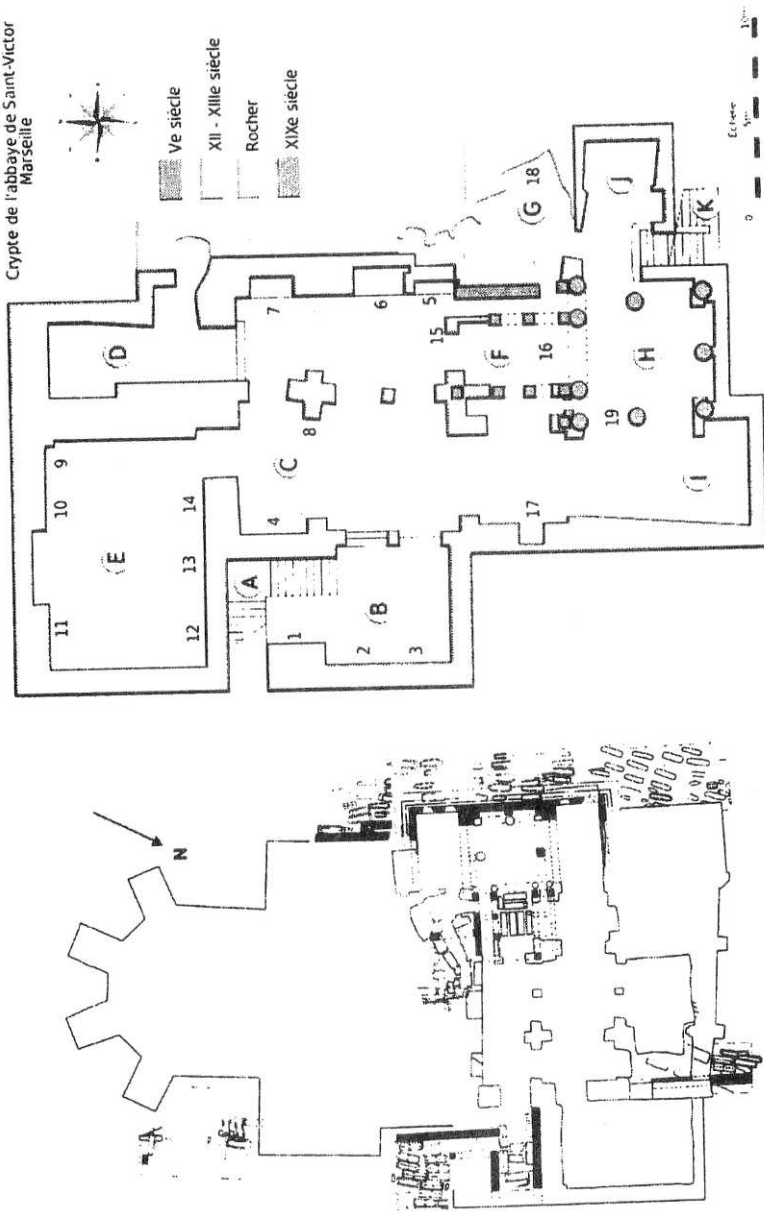
„Der Boden des 14 m breiten Saalraumes nahm dicht gereiht Sarkophag auf. Die Apsis, die sich hinter einem von mächtigen Säulen getragenen Triumphbogen öffnet, diente zunächst nicht der Liturgie, sondern dem exklusiven Begräbnis: In ihrer Wand richtete sich der Stifter ein Arkosolgrab ein; ein zweiter, reich verzierter Sarkophag birgt Abt Leonian von St-Marcel (1. Hälfte 6. Jahrhundert)“ [Untermann, 23 f.].

Einmal abgesehen von dem Stifter- und Abtsgrab bestätigt UNTERMANN, dass dieser Zömeterialbau zunächst nicht dem christlichen Kult diene, also nicht als Kirche errichtet wurde, was – wie ich meine – für sämtliche Zömeterialbauten gilt, wie ich oben zu den Umgangsbasiliken Roms bereits ausgeführt habe. Die Frage ist nun, wann die Umwandlung in eine Kirche stattgefunden hat. Nach Untermann [24] hat Bischof Pantagathe um 540 hier ein Monasterium gegründet. Die Pfeilerarkaden seien im 10. Jh. eingebaut worden.

Während in der früheren Literatur dieser Bau noch als einer der ältesten christlichen Bauten Frankreichs benannt ist, ist man heute offensichtlich anderer Meinung. Nach neuerer Ansicht wurden auch die Pfeilerarkaden wie der Glockenturm erst im 12. Jh. errichtet. Bei HEITZ wird dieser Bau überhaupt nicht erwähnt. Er rechnet ihn offensichtlich nicht zu den vorromanischen bzw. frühromanischen Bauten. Auch JACOBSEN [1982] hat diese Auslassung von HEITZ nicht moniert. Es ist anzunehmen, dass die Umwidmung zur Kirche ebenfalls erst im 12. Jh. erfolgt ist. Spätestens mit dem Einziehen der Pfeilerarkaden ging die Funktion als Zömeterialbasilika verloren, vermutlich um Einiges früher. Möglicherweise war der Bau verfallen. Für eine Erneuerung des Daches mussten die Pfeilerarkaden eingezogen werden, da so lange Holzbalken zur stützenfreien Überspannung des 14 m breiten Raumes nicht mehr zur Verfügung standen.

Marseille, St-Victor: In einem Steinbruch, der in hellenistischer Zeit als Begräbnisstätte genutzt wurde, soll Ende des 5. Jh. die Kirche St. Victor erbaut worden sein. Teile der Krypta sollen in das 5. Jh. zurückreichen. „Die Spuren verwischen sich zwischen dem 7. und Ende des 10. Jahrhunderts“

Crypte de l'abbaye de Saint-Victor
Marseille



Marseille, St-Victor. Links Übersichtsrundriss [Ellul] Rechts: Grundriss Krypta [wiki
 ↳ Saint Victor (Marseille)]

[marseille]. (Hier hat die Phantomzeit wieder zugeschlagen.) 977 blüht die Abtei als Benediktinerkloster wieder auf. Anfang des 11. Jh. erfolgt ein Neubau, der 1040 geweiht wurde. Ein umfassender Umbau ist dann im 12./13. Jh. bezeugt. Christliche Sarkophage belegen, dass die Nekropole auch von Christen genutzt wurde.

Beim Betreten der sehr geräumigen Krypta ist man anfangs etwas desorientiert. Es ist weder ein einheitliches Raumgefüge noch ein einheitlicher Bau- und Ornamentstil vorhanden. Offenbar ist der heutige Zustand ein Konglomerat der verschiedenen Bauzeiten.

Nach meiner Auffassung gibt es keine Kirche vor dem 10. Jh. an dieser Stelle. Ende des 10. Jh. errichteten die Benediktiner eine erste kleine, dreischiffige Kirche über der Nekropole, möglicherweise zum Märtyrergedächtnis, wozu die Legende der Märtyrer von Marseille, darunter Victor (Martyrium angeblich 303 oder 304), geschaffen wurde. Von diesem Bau sind Reste, die m. E. fälschlicherweise dem 5. Jh. zugewiesen werden, in der Krypta noch vorhanden. Die aus dem Fels herausgearbeitete Kapelle „le confessionnal de Saint Lazare“ dürfte ebenfalls aus dem ausgehenden 10. oder 11. Jh. stammen. Dass es einen weiteren Neubau Anfang des 11. Jh. gegeben haben soll, ist zu bezweifeln. Möglicherweise ist die in der Krypta erhaltene kleine Kirche zu dem 1040 geweihten Neubau zugehörig. Wir kennen natürlich nicht den kompletten Grundriss dieser ersten Kirche. Die Krypta ist sowohl von ihrer Lage als auch ihrer Gestaltung keine Krypta im eigentlichen Sinn. Entgegen der üblichen Anordnung unter dem Chor der Oberkirche, mit kultischer Verbindung zwischen Oberkirche und Krypta, liegt sie hier unter dem Westteil (eigentlich NNW-Teil, da die Kirche nach SSO ausgerichtet ist). Beim Neubau der Oberkirche im 13. Jh. hat man den Vorgängerbau, die kleine dreischiffige Kirche komplett überbaut und z. T. erhalten. Der in der Krypta sichtbare Stützapparat sind die Substruktionen dieses Neubaus aus dem 13. Jh. Ob die Krypta kultisch als Krypta genutzt wurde, muss offen bleiben. Jedoch ist im 13. Jh. die Zeit der Krypten im Wesentlichen vorbei.

Six-Fours-les-Plages, St-Pierre (bei Toulon): Der frühromanische Vorgängerbau aus dem 11. Jh. ist in dem heutigen Kirchenbau (17. Jh.) fast vollständig erhalten und gut sichtbar. In Reiseführern ist im Westen dieses Vorgängerbaus ein frühchristliches Baptisterium aus dem 5. oder 6. Jh. aufgeführt. Woher die Datierung in das 5. oder 6. Jh. stammt, bleibt mir schleierhaft. Auch in dem Flyer, der in der Kirche zu haben ist, ist kein Hinweis enthalten. Zu sehen sind nur die Reste eines Taufbeckens mit einem Innendurchmesser von einem guten Meter und einer Ablaufrinne nach außen.

Île St-Honorat (Îles de Lérins): Laut Reiseführer bekannt als eine der „Wiegen des abendländischen Mönchtum“. Anfang des 5. Jh. soll der hl.

Honoratus hier ein Kloster gegründet haben, das sich zu einem der bedeutendsten und mächtigsten in ganz Europa in der Folgezeit entwickelt hat, ein Zentrum der Wissenschaft, der Religiosität und Kultur. Bischöfe, Missionare und Heilige sollen von hier aus in alle Welt gezogen sein, unter ihnen Cassian, der Gründer von St-Victor in Marseille und Patrick, der Apostel Irlands. Ab 660 wurde angeblich die Regel des hl. Benedikt eingeführt.

Materielle Reste auf der Insel, die in diese frühe Zeit reichen, gibt es keine. Das Kloster wurde im 19. Jh. im neoromanischen Stil neu errichtet. Von den ehemals sieben kleinen Kirchen sind nur noch zwei erhalten, die aber auf das 12./13. Jh. verweisen. Es gab im Hochmittelalter offensichtlich christliches Leben auf St-Honorat. Die Gründung im 5. Jh. und die großartige Entwicklung – wie sie die Quellen ‘belegen’ – dürften pure Legende sein. Auch kommt die Einführung der Benediktinerregel um 660 um einiges zu früh, da der Benediktinerorden erst im 10. Jh. entstanden sein dürfte [Illig 2009, 215].

Luxeuil: Angeblich um 590 von Columban gegründet, 732 Zerstörung durch die Sarazenen, danach Wiederherstellung unter Karl dem Großen, im 9. Jh. durch Wikinger geplündert. 1790 wurde das Kloster aufgehoben. Luxeuil soll Ausgangspunkt für die Mission der Bayern gewesen sein. Die heutige Pfarrkirche St-Colomban wurde 1330 fertiggestellt. Baureste aus vor- oder frühromanischer Zeit sind nicht vorhanden.

Wenn man denselben Maßstab wie bei anderen in den Quellen hochgelobten Klöstern ansetzt, wo keine materiellen Zeugnisse zu finden sind, kann man nur zu dem Schluss kommen, dass es keine frühmittelalterliche Geschichte von Luxeuil gibt.

Columban soll allein im Marnetal sieben Abteien gegründet haben, darunter Jouarre, dann Luxeuil und Fontaine. Dank der iredschottischen Missionare Avitus, Columban, Fridolin, Gallus, Lucius, Remigius, Severin und Trudpert sollen um 600 schon 220 gallische Klöster bestanden haben [Illig 1993]. Ich halte diese Überlieferung – wenn nicht die ganze Existenz der iredschottischen Mission – für legendär. Welche Glaubenslehre hat Columban eigentlich vertreten? ILLIG vertritt die Auffassung, dass die iredschottische Missionierung unter Columban (ab 590) prorömisch gewesen sein soll.

Oben hatte ich bereits erwähnt, dass England möglicherweise schon verhältnismäßig früh direkt von Rom aus christianisiert wurde. Columban soll bereits 591 von Irland aus seine Missionsreise angetreten haben. Für meine Begriffe ist 591 für einen Beginn in Irland viel zu früh, da ich eine solche Aktion vor Gregor den Großen (590–604) nicht sehe und die Christianisierung Englands und Irland auch einen gewissen Zeitraum in Anspruch genommen haben dürfte. Oder erfolgte diese Aktion direkt von Rom aus? Eine römische Phase der Vita Columbans ist meiner Kenntnis nach nicht überliefert.

Wenn Columbans Mission nicht prorömisch war, kann sie nur noch von Byzanz ausgegangen sein. Ein solcher Ansatz ist noch schwerer nachvollziehbar.

Literaturverzeichnis

- Anwander, Gerhard (2011): Kritik am spätantiken Byzanz, insbesondere an Justinian I.; *ZS* 23 (2), 402-423
- Brandenburg, Hugo (2004): *Die frühchristlichen Kirchen in Rom vom 4. bis zum 7. Jahrhundert. Der Beginn der abendländischen Kirchenbaukunst*. Mailand
- Christern, Jürgen (1976): *Das frühchristliche Pilgerheiligtum von Tebessa. Architektur und Ornamentik einer spätantiken Bauhütte in Nordafrika*. Wiesbaden
- Effenberger, Arne (1986): *Frühchristliche Kunst und Kultur. Von den Anfängen bis zum 7. Jahrhundert*. Leipzig
- grenoble = www.musee-archeologique-grenoble.com
- Heinsohn, Gunnar (2001): Karl der Einfältige (898/911–923)...; *ZS* 13 (4) 631-661
<http://mantis-verlag.de/simplex.html>,
- (2011): Ist die Spätantike eine Phantomzeit? *ZS* 23 (2) 429-456
- Heitz, Carol / Roubier, Jean (1982): *Gallia praeromanica. Die Kunst der merowingischen, karolingischen und frühromanischen Epoche in Frankreich*. Wien · München
- Hubert, Jean / Porcher, Jean / Volbach, W. Fritz (1968): *Universum der Kunst. Frühzeit des Mittelalters. Von der Völkerwanderung bis an die Schwelle der Karolingerzeit*. München
- Illig, Heribert (1993): Das Ende des Hl. Benedikt? Der andere ‘Vater des Abendlandes’ wird auch fiktiv; *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 5 (2) 23-28
- (¹⁰2001): *Das erfundene Mittelalter. Die größte Zeitfälschung der Geschichte*. München (¹1996)
- (⁴2001): *Wer hat an der Uhr gedreht? Wie 300 Jahre Mittelalter erfunden wurden*. München
- (2008): *Die Chiemseelöcher. Neue Sicht auf alte Kunst*. Gräfelfing
- (2009): Fehlende Kreuzgänge und Benediktiner. Entwicklung von Bautyp und Orden. *ZS* 21 (1) 194-219
- (2011): Erfundenes England. Zwischen Rekonstruktionskritik und Neuansatz. *ZS* 23 (2) 339-354
- (2011a): Byzanz im Visier. Zwischen Erinnerung und Zukunft. *ZS* 23 (2) 424-428
- Illig, Heribert / Anwander, Gerhard (2002): *Bayern und die Phantomzeit*. Gräfelfing
- Jacobsen, Werner (1982): Buchbesprechung zu Carol Heitz/Jean Roubier: *Gallia praeromanica... in ?*, 550-552
- (1992): *Der Klosterplan von St. Gallen und die karolingische Architektur. Entwicklung und Wandel von Form und Bedeutung im fränkischen Kirchenbau zwischen 751 und 840*. Berlin
- Jacobsen, Werner / Schaefer, Leo / Sennhauser, Hans Rudolf (1968 und Nachtragsband 1991): *Vorromanische Kirchenbauten. Katalog der Denkmäler bis zum Ausgang der Ottonen*. München, Nachtragsband
- Kadenbach, Johannes (ca. 1985): *Geschichte der Stadt Erfurt von den Anfängen bis*

1664. Vortragsreihe an der Volkshochschule Erfurt
- Lassus, Jean (1974): *Frühchristliche und byzantinische Welt. Schätze der Weltkunst Band 4.* Gütersloh · München · Wien
- Laszlo, Renate (2011): Warum muss Alkuin in der Phantomzeit sterben? *ZS* 23 (2) 309-338
- marseille* = www.marseille-tourisme.com
- Meier, Mischa (2004): *Justinian. Herrschaft, Reich und Religion.* München
- Meisegeier, Michael (2006): Phantomzeitliche und phantomzeitnahe Bauten in Thüringen und Sachsen-Anhalt. *ZS* 18 (2) 449-482
- (2010): Frühchristlicher Kirchenbau – zu früh! (I) Rom, Jerusalem, Bethlehem, Konstantinopel; *ZS* 22 (3) 612-639
 - (2011): Frühchristlicher Kirchenbau ... zu früh! Teil 2: Italien (ohne Rom) und Thessaloniki; *ZS* 23 (2) 375-401
- Palol, Pedro de / Ripoll, Gisela (1999): *Die Goten. Geschichte und Kunst in Westeuropa.* Augsburg
- Scheck, Frank Rainer / Odenthal, Johannes (³2007): *Syrien. Hochkulturen zwischen Mittelmeer und arabischer Wüste.* DUMONT Kunstreiseführer. Ostfildern
- simeon* = www.archnet.org/library/sites zu St. Simeon Church_12.05.09
- Untermann, Matthias (2006): *Architektur im frühen Mittelalter.* Darmstadt
- Weissgerber, Klaus (2008): Fundleere gegen Traditionen. Bemerkungen zur islamischen Problematik (Islamica V). *ZS* 20 (3) 702-708
- Wessel, Klaus (1955): Neue Funde und Untersuchungen zum Frühchristlichen Kirchenbau in Deutschland. *Wissenschaftliche Zeitschrift der Ernst Moritz Arndt-Universität Greifswald.* Jg. IV, 1954/55, S. 345-365

Dr. Michael Meisegeier, 99100 Schaderode, Auf dem Rode 10
michael.meisegeier@t-online.de
<http://www.m-meisegeier.homepage.t-online.de/index.htm>

Fragen zum historischen Gehalt der Figur Kaiser Konstantins d. Gr.

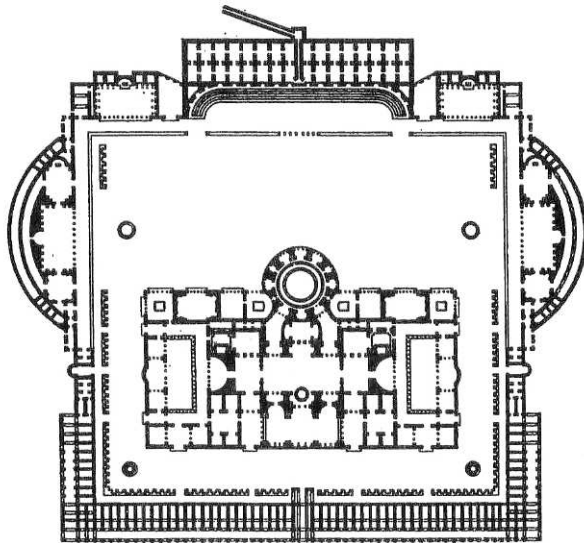
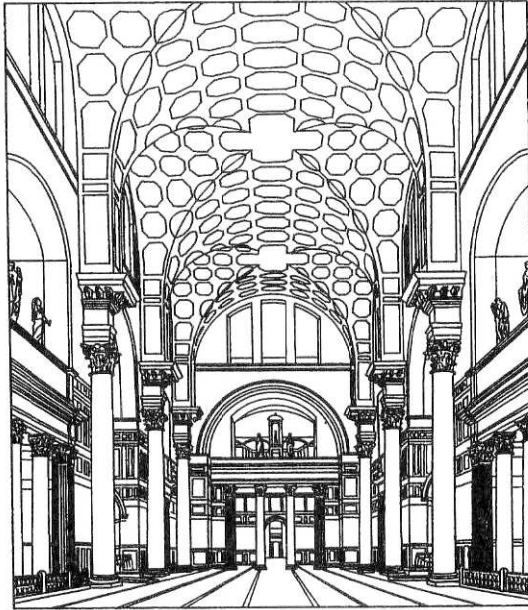
Mathias Dumbs

Die Architekturgeschichte des römischen Kaiserreichs, wie sie sich in der Hauptstadt Rom nachzeichnen lässt (unter 1.), aber auch ein genauer Blick auf den Konstantinsbogen nahe dem Forum Romanum (2.) werfen Zweifel an der historischen Überlieferung zu Kaiser Konstantin d. Gr. auf. Diese werden bestätigt durch Beobachtungen an den Kaiserbildnissen (3.), außerdem bleibt die Geschichte Konstantinopels in wesentlichen Punkten rätselhaft (4.). Noch dazu weist auch die zentrale literarische Überlieferung des Eusebius erhebliche Ungereimtheiten auf, die zu den Falschdarstellungen hinzutreten, die schon während der vergangenen Jahrhunderte aufgedeckt wurden (5.). Diese Unstimmigkeiten, die in jedem Bereich unabhängig voneinander bestehen, verstärken sich gegenseitig.

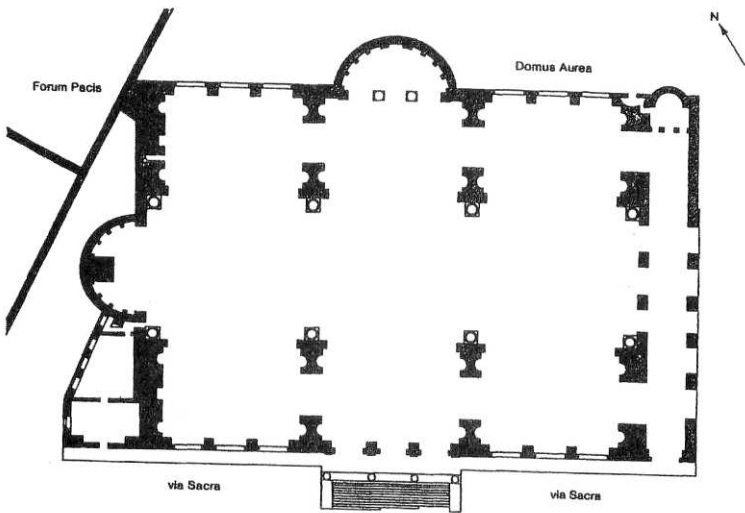
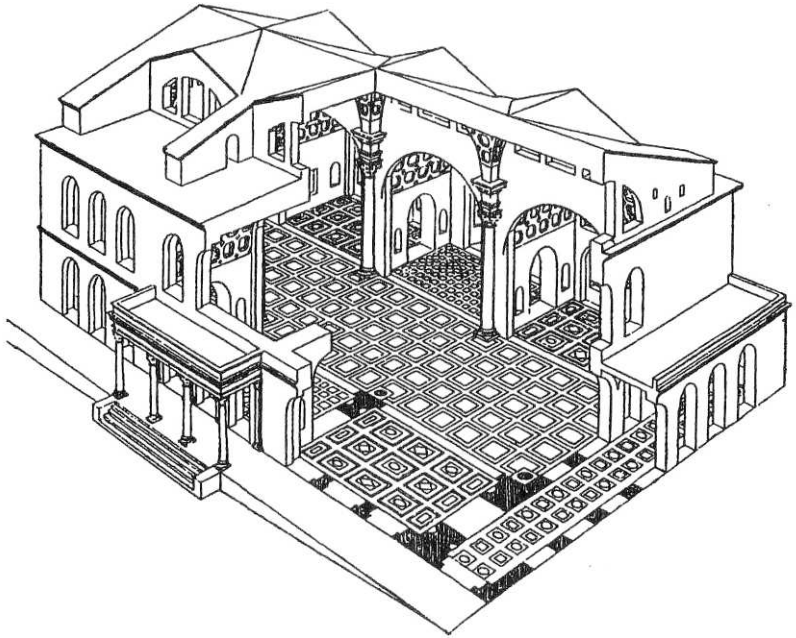
Sie geben Anlass zu der Überlegung, wie sich um Konstantin d. Gr. Legenden gebildet haben könnten, und welchen Umfang diese annehmen (6.). Schließlich fragt sich, wie eine römische Geschichte der Spätantike aussähe, in der der Gestalt Konstantins d. Gr. eine gegenüber der Tradition deutlich verringerte, unter Umständen sogar gar keine wesentliche Rolle mehr zukäme (7.).

1. Systematisierungsversuche zur spätantiken römischen Architektur

Die Geschichte der spätantiken Architektur wird von zwei verschiedenen Disziplinen erfasst. Die heidnische Architektur unterfällt der klassischen Archäologie, während die frühchristliche den Beginn der Kunstgeschichte markiert. Die Trennung beider Fächer verläuft daher inmitten der Spätantike nicht nach zeitlichen, sondern nach religiösen Kriterien. Sie scheidet die in der politischen Realität ungeteilte Architekturgeschichte in zwei voneinander gesonderte Entwicklungslinien. Ohne diese Unterscheidung bilden die Anfänge der Kirchenbaukunst hingegen nur den spätesten Funktionstypus der antiken römischen Architektur. Versucht man die spätantike Architekturgeschichte nun als ein Ganzes zu begreifen, so ergibt sich das Problem, wie sich beide bislang gesonderten Entwicklungsstränge zueinander verhalten. Vorweg sollen hierzu beide Architekturstränge getrennt auf der Grundlage der gängigen Chronologie durch einige zentrale Bauten vorgestellt werden.



Caracalla-Thermen: Grundriss [Henze, 115] und Rekonstruktion nach Blouet [Henze u.a., 133]



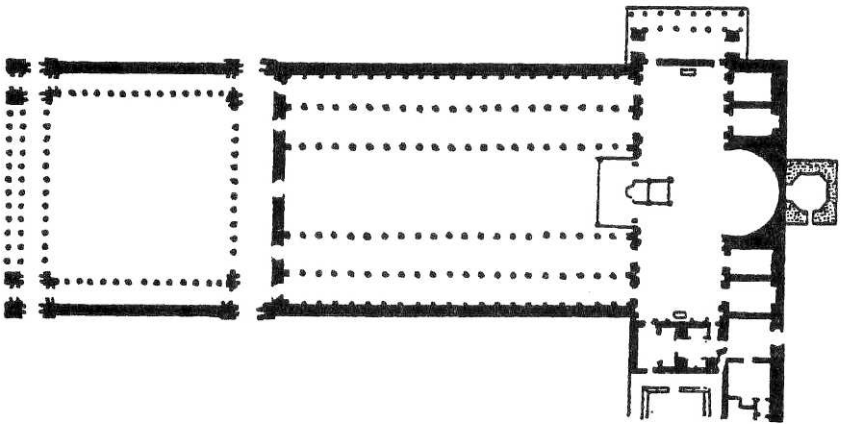
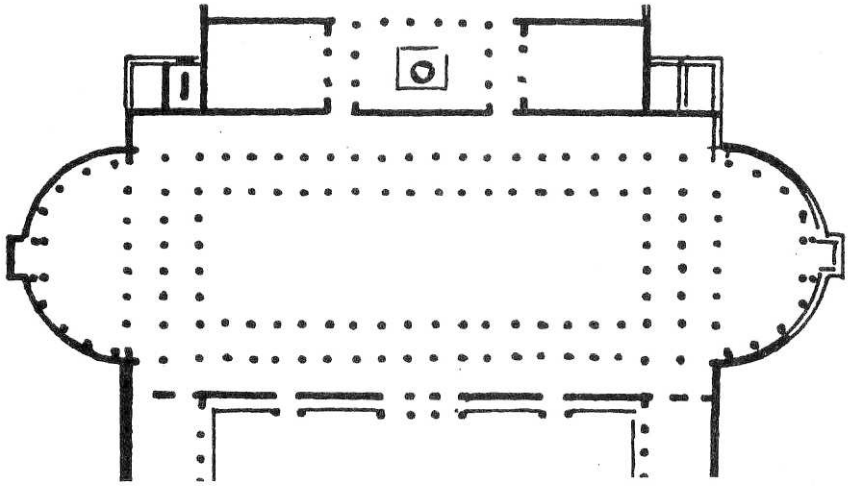
Maxentius-Basilika: Grundriss [Coarelli 2000, 101] und Rekonstruktion von G. Tognetti [Henze u.a., 106]

1.1 Geschichte der Gewölbearchitektur

Als wenig auffällig erweist sich die Entwicklung der Gewölbearchitektur. In der Stadt Rom als dem Zentrum römischer Macht und Architektur lässt sich deren Herausbildung noch heute recht gut verfolgen. Auf der Grundlage der herkömmlichen Datierung seien einige unterschiedlich gut erhaltene Höhepunkte aus dieser Entwicklungslinie genannt. Sie ging über das Pantheon Kaiser Hadrians (gg. 120) als zentralem Rundbau und die Caracalla- (gg. 215) und Diokletians-Thermen (gg. 300) mit ihren riesigen gewölbten Basilika-Zentralräumen zu einer weiteren Meisterleistung, der Maxentius-Basilika auf dem Forum Romanum (ab gg. 310), die auch unter dem Namen Konstantins-Basilika bekannt ist. Dieser Bau vereinigt als gewaltige dreischiffige Gewölbebasilika die Tradition der Kaiserbasiliken auf dem Forum mit den Großbauten der Gewölbearchitektur, wie sie besonders die Thermen hervorbrachten. Dafür wurde der Mitteltrakt der Badeanlage baulich isoliert und funktionell in eine Kaiserbasilika umgewandelt.

In einer Liste sollen diese Bauwerke nochmals chronologisch aufgeführt werden, ergänzt um Hintergrundinformationen sowie um einige andere Bauten, die der Abrundung des Bildes dienen. Sämtliche Angaben basieren auf der herkömmlichen Geschichtsschreibung [auf der Grundlage von Henze und Coarelli 2000].

Trajans-Thermen	nach 104 durch Apollodorus v. Damaskus 109 fertiggestellt, werden zum Prototyp römischer Thermenengebäude
Trajans-Märkte, gewölbte Halle	zeitgleich mit dem 107–113 von Apollodorus v. Damaskus errichteten Trajansforum
Pantheon	118–125 durch Hadrian
Caracalla-Thermen	212 begonnen, 216 von Caracalla eröffnet, Restaurierung unter Aurelian
Diokletians-Thermen	298 von Diokletian begonnen, nach seiner Abdankung 305 vollendet
Maxentius-Basilika	306–310 von Maxentius begonnen, von Konstantin vollendet
Doppeltempel der Venus und Roma am Rande des Forums	307 nach Brand durch Maxentius wiederaufgebaut, dabei Apsiden und Tonnengewölbe eingefügt (Erstbau mit flacher Balkendecke, unter Hadrian 135 geweiht).



Trajans-Basilika, Grundriss [nach Coarelli 1974, 88]
San Paolo fuori le mura, Grundriss [nach Henze, 254]

1.2 Geschichte der christlichen Säulenbasilika

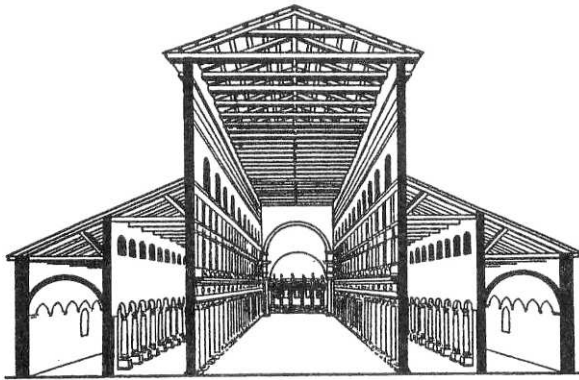
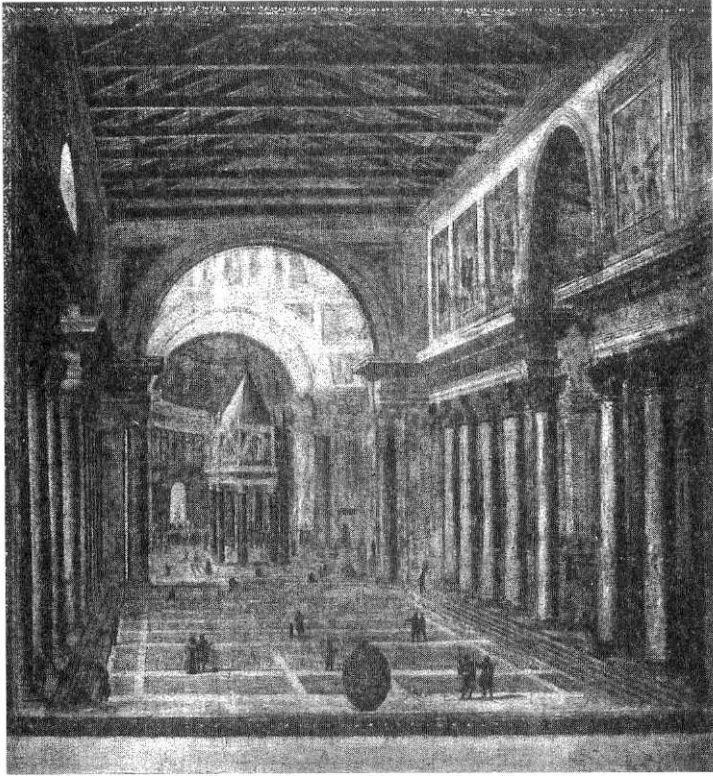
Ein zweiter Architekturstrang betrifft die Geschichte der christlichen Säulenbasilika. Sie nimmt bei dem klassischen römischen Säulenbasilika-Typus ihren Anfang, der nach langer Entwicklung einen Höhepunkt in der fünfschiffigen Trajans-Basilika auf dem Trajans-Forum in Rom (gg. 110) gefunden hat. An ihm setzt mit Konstantin d. Gr. die christliche Architektur plötzlich großartig an, indem Konstantins Kirchengründungen – in Rom besonders mit San Giovanni in Laterano (ab 313) und mit der Petersbasilika (ab 324) – sich diesen Bau zum Vorbild nehmen und die Säulenbasilika in eine neue christliche Funktion überführen. Jünger, allerdings einfacher, weil nur dreischiffig, ist dann Sta. Maria Maggiore (gg. 360 oder 435), fünfschiffig wieder die Paulsbasilika vor dem Stadttor nach Ostia (gg. 390/400).

Tabellarisch aufgelistet ergibt dies nach gängiger Chronologie und Zuschreibung das folgende Bild [Grundlage: Henze]:

Trajans-Forum:	107 begonnen, 113 eingeweiht, Architekt war Apollodorus v. Damaskus; 5-schiffig
San Giovanni: (früher Salvator-Basilika)	Baubeginn um 313 angenommen (1 Jahr nach der Schlacht an der Milvischen Brücke); 5-schiffig
St. Peter:	324 v. Konstantin begonnen, 326 Weihe durch Papst Silvester, 349 vollendet; 5-schiffig
Sta. Maria Maggiore:	durch Papst Liberius (352–366) oder Sixtus III. (432–440) als Bauherrn errichtet; 3-schiffig
San Paolo fuori le Mura:	Um 386 stifteten die Kaiser Valentinian, Theodosius und Arkadius die Kirche, die Honorius zw. 400 und 410 vollenden ließ; 5-schiffig.

1.3 Widersprüche in der Rolle Konstantins d. Gr. als Bauherrn

Beide Architekturstränge werfen für sich genommen noch nicht unbedingt Fragen auf. Solche ergeben sich jedoch in dem Moment, in dem man sich die überlieferte doppelte Rolle Konstantins vor Augen führt: als Vollender der Maxentius-Basilika, dieser prachtvollen, alles Bisherige übertreffenden Gewölbebasilika auf dem Forum, und als Bauherr der von ihm in Auftrag gegebenen fünfschiffigen christlichen Säulenbasiliken, die in Pracht und Modernität gegenüber der Maxentius-Basilika deutlich abfallen. Nach Gregorovius, der in der zweiten Hälfte des 19. Jh. eine ausführliche Geschichte der Stadt Rom veröffentlichte, sollen die großen frühchristlichen Basiliken aus



Alte Peterskirche: Inneres, Fresko in San Martino ai Monti [Henze, bei 385] und Querschnitt [Henze, 368]

Spolien errichtet worden sein; er findet an St. Peter wenig Gutes, gegenüber St. Paul ist er etwas gnädiger.

Wenn jedoch Konstantin d. Gr. Bauherr der christlichen Kirchen war und er demnach eine beachtliche Neigung für das Christentum entwickelt hat, weshalb hat er seine Kirchen dann nicht in der neuesten, besten und bei kaiserlichen Bauten längst eingeführten Technik errichten lassen?

Und warum hat er die christlichen Bauten aus antiken, nicht zueinander passenden Spolien errichten lassen, während er in der Kaiserbasilika ein erstklassiges, einheitliches Bauwerk zu Ende führte? Woher nahm er überhaupt die geeigneten Spolien, die nicht aus Tempeln stammen konnten, da diese ja noch dem allgemeinen Kultus dienten? Schließlich besaßen auch die sonstigen öffentlichen Bauwerke der Stadt Rom, wie der gerade vollendete Bau der Diokletians-Thermen, die Maxentius-Basilika auf dem Forum oder der Wiederaufbau des Doppeltempels der Venus und Roma am Rande des Forums eindrucksvoll zeigen, weiterhin ihre Funktion.

Zur Verdeutlichung dieser Widersprüche seien einige aufmerksame Beobachter der Baugeschichte zitiert. Zur Maxentius-Basilika heben sie hervor:

„Die Konstantins-Basilika diene demselben Gerichts- und Geschäftsverkehr wie die nahe gelegenen Basiliken Julia und Aemilia. Ihre Raum- und Konstruktionsideen fußten jedoch nicht auf diesen älteren Basiliken, sondern auf den riesigen Thermenanlagen des Caracalla und des Diokletian, deren Hallen für den neuen Zweck weiterentwickelt wurden.“ [Henze, 78]

„Besonders prächtig muß das mittlere Gewölbe gewesen sein, das aus drei riesigen Kreuzgewölben bestand, die auf acht 14,5 m hohen Säulen aus prokonnesischem Marmor auflagen.“ [Coarelli 2000, 104]

Die bedeutendsten spätantiken Kirchenbauten charakterisiert Gregorovius hingegen wie folgt. Zu Sankt Johann (San Giovanni in Laterano) hält er fest:

„Neben diesen lateranischen Palästen stand die alte Basilika, welche Konstantin erbauen ließ; wohl schon deshalb ein nicht großes Gebäude, eher mit drei als mit fünf Schiffen, deren Säulen heidnischen Tempeln entrissen waren. Doch von dem constantinischen Bau haben wir keine Anschauung mehr; nur vom Neubau unter Sergius III. im Anfange des X. Jahrhunderts ist eine einigermaßen deutliche Schilderung auf uns gekommen.“ [ebd. 41]

Die Basilika des heiligen Petrus (Peterskirche) beschreibt Gregorovius so:

„Die große Kirche war in Eile aufgeführt worden und die Technik des Baues schlecht und schon barbarisch. Die rohe Fassade, die Apsis, die Außenmauern wurden aus zusammengerafftem Material errichtet, die Architrave, welche im Innern auf den Säulen lagen, aus alten Fragmenten

zusammengesetzt; die antiken Säulen selbst, 96 an Zahl, aus Marmor oder Granit, hatten ungleiche Kapitelle und Basen. Zu Schwellen mußten Marmorplatten aus dem Circus dienen“ [ebd. 43].

Schließlich die Basilika St. Pauls (San Paolo fuori le Mura):

„Diese berühmte Kirche, welche an Schönheit die Basilika St. Peters übertraf, war ihr in der Anlage ähnlich, aber noch größer, 477 Fuß lang und 258 Fuß breit. Wenn man durch eine ihrer Türen eintrat, verlor sich der im herrlichsten Raum schweifende Blick in den majestätischen Schiffen, deren es fünf durch vier Säulenreihen gegliederte gab. Diese Säulen, je 20 in der Reihe, waren antiken Monumenten entnommen. Ihre Ungleichheit (einige der mächtigen korinthischen Kapitelle waren von Stuck und in der Form barbarisch) wurde durch die Anzahl, die Größe und die Köstlichkeit des Steins gemildert. Es gab im Mittelschiff allein 24 Monolithe von dem edelsten phrygischen Marmor (Pavonazetto), gegen 40 Palm hoch. Der Baumeister hatte von Säule zu Säule Bogen geschlagen, über welche eine steile Wand auftrug.“ [Gregorovius, 47]

Den Kontrast zwischen diesen Kirchen und den sonstigen römischen Bauten hebt Henze ausdrücklich hervor. Er vergleicht letztmals in der vierten Auflage seines Führers die gesamte antike Architektur der Stadt Rom aus einer einheitlichen Sicht und bewertet diese hierbei äußerst kenntnisreich und einfühlsam. Zu San Giovanni in Laterano stellt er fest:

„Alle Schiffe verzichteten auf Gewölbe und begnügten sich mit einem offenen Dachstuhl, obwohl zur gleichen Zeit im Römischen Reich Gewölbebauten von hoher technischer Perfektion mit noch größeren Spannweiten entstanden.“ [Henze, 177]

1.4 Hinweise auf eine Zuschreibung der entsprechenden Bauwerke

Einmal skeptisch geworden ergibt die Überprüfung, dass Konstantins Urheberschaft für seine Kirchengründungen nicht gesichert ist. Sie beruht allein auf schriftlichen Quellen; archäologisch findet sie hingegen keine Stütze. So wurde beispielsweise die St. Pauls-Basilika (San Paolo fuori le Mura) lange für einen Bau Kaiser Konstantins gehalten, Henze weist sie nun dem Ende des 4. Jh. zu. Die Trierer Ausstellung des Jahres 2007 über Konstantin d. Gr. betonte ihrerseits Zweifel an der Zuschreibung der Peterskirche zu diesem Kaiser [Quednau, 445]. Schon im 19. Jh. schrieb Gregorovius [41]:

„Dem Kaiser Constantin schreibt die Tradition die Gründung folgender Basiliken in Rom zu: St. Johann im Lateran, St. Peter im Vatikan, St. Paul vor den Mauern, Santa Croce in Jerusalem, St. Agnes vor dem Nomentanischen Tor, St. Laurentius vor den Mauern und St. Marcellinus und Petrus vor der Porta Maggiore; aber geschichtlich läßt sich über seine

Bauten nichts ermitteln, und vielleicht verdankt ihm nur die Basilika St. Johann wirklich ihre Entstehung.“

Andererseits ist aber auch Konstantins Beitrag zur Gewölbe-Basilika auf dem Forum nicht so gewichtig, wie die häufige Bezeichnung als Konstantins-Basilika erwarten lässt. Ihm wird nur die Vollendung der Basilika zugeschrieben, die wesentlichen Arbeiten an ihr gehen dagegen auf Maxentius zurück. Es würde sich eine Überprüfung lohnen, ob dieser Bau Konstantin nicht allein aufgrund von Indizien zugeschrieben wird, die auf schriftliche Quellen zurückgehen. Insofern wäre von Interesse, ob am Bauwerk selbst irgendwelche Beschriftungen eindeutig auf Konstantin verweisen. Von Bedeutung dürften insoweit die Reste einer Kolossalstatue sein, die im Bereich des Bauwerks gefunden wurden, sowie eine Planänderung während der Erbauung der Basilika. Die Deutung der Kolossalstatue gerade als Kaiser Konstantin stützt sich ihrerseits bloß auf Indizien, nämlich auf die Identifikation der Statuenreste mit einer Beschreibung des Eusebius (siehe unten 3. [L'Orange, 70]).

Als ungewölbte Bauten fallen die christlichen Kirchen statisch weit weniger anspruchsvoll aus als die technisch fortschrittliche Maxentius-Basilika. Noch dazu bleiben sie, da sie ungleiche Spolien verwendeten, auch dekorativ weit hinter dem Standard zurück, der zur Zeit der Errichtung der Maxentius-Basilika für öffentliche Bauwerke galt. Daher spricht viel dafür, dass sie in späteren Zeiten, mit geringeren Mitteln als die großen Gewölbebauten des Maxentius errichtet worden sind. Die Maxentius-Basilika und die großen frühchristlichen Kirchen müssen unter verschiedenen politischen Bedingungen entstanden sein. Sollte sich schließlich auch Konstantins Mitwirkung an der Maxentius-Basilika, bei der er sowieso nur als Vollender auftritt, nicht bestätigen lassen, fragt sich, welche Rolle Konstantin überhaupt noch in der Baugeschichte Roms spielte. Bisher bildete Konstantin den Anker, der beide Architekturstränge miteinander verkoppelte. In der ihm zugeschriebenen Architektur lag zugleich einer der plastischsten Beweise für seine Bedeutung als römischer Herrscher. Nach den auf uns überkommenen Baubefunden hat Konstantin jedoch in der spätantiken Baugeschichte keine entscheidende Rolle gespielt.

Damit verkehrt sich das bisherige Verhältnis Konstantins zur spätantiken Architektur in sein Gegenteil. Fragte sich bisher, was an Erkenntnissen über Konstantin aus seiner Architektur gewonnen werden kann, so gilt es nun zu ermitteln, was es an gesichertem Wissen über Kaiser Konstantin gibt, wenn dieses nicht mehr aus der Architektur bezogen werden kann.

Jüngst vertrat Meisegeier [ZS 3/2010] die Auffassung, dass sämtliche großen christlichen Basiliken Roms nicht einmal spätantiken, sondern erst mittel-

alterlichen Ursprungs seien. Für eine Datierung noch in der Antike sprechen jedoch beispielsweise in Sta. Maria Maggiore die noch erhaltenen Originalmosaiken, die das Leben Christi in einer spätantiken Umgebung darstellen. Die Thesen Meisegeiers würden außerdem zu dem ungewöhnlichen Ergebnis führen, dass im Mittelalter zwei Baustile, der originär romanische, der sich zum gotischen fortentwickelte, und ein pseudoantiker unabhängig nebeneinander gestanden hätten. Die vorliegend zusammengetragenen Fakten führen daher nur zu der Frage, wie sich die aufgelisteten Bauwerke innerhalb der Spätantike zeitlich richtig verorten lassen, und wie sie zeitlich und architektonisch auf- und auseinander folgen. Es bleibt zu klären, wie sich die spätantike christliche Baugeschichte im Einzelnen aus der heidnischen herausentwickelt hat.

1.5 Fragen an die historische Person Konstantins d. Gr. insgesamt

Entfällt mit den Kirchenbauten der wichtigste Beitrag Konstantins d. Gr. zur Geschichte der Stadt Rom, so wirft dies weitergehende Fragen auf. Wenn ihm die markantesten spätantiken Kultbauten nicht mehr zugeordnet werden können, wenn sich die Kunstgeschichte nicht mehr um seine Person herum konzentriert, welche Rückschlüsse lässt dies auf den sonstigen Geschichtsverlauf zu? Entfällt mit den Bauten mehr als nur eine architektonische Leistung, welche Züge des traditionellen Kaiserbilds werden von der veränderten Zuschreibung noch berührt? Welche Rolle hat Konstantin in der Geschichte wirklich gespielt? Wie steht es ansonsten um seine Historizität?

Die ungerechtfertigte Zuschreibung der großen frühchristlichen Basiliken an Konstantin lässt parallele Fragen auch für andere epochale Leistungen des Kaisers auftauchen. Berührt wird der Kern des bisherigen Kaiserbilds, so dass die Prüfung naheliegt, welche sonstigen Wirkungen des Kaisers von dieser Umdeutung beeinflusst werden. Dies alles geschieht vor dem bekannten Hintergrund, dass Konstantin d. Gr. im Mittelalter reich mit Legenden ausgeschmückt worden ist. Die Kirche SS. Quattro Coronati in Rom enthält die wohl prächtigste Illustration hierfür. Die schon im Ausgang des Mittelalters als ahistorisch erkannte *Konstantinische Schenkung* bildet das herausragendste Beispiel hierfür aus dem politischen Bereich [Quednau, 437].

2. Zum Konstantinsbogen nahe dem Forum Romanum

2.1 Baubefund mit Widersprüchen

Eines der stärksten Zeugnisse für Konstantin d. Gr. ist der Konstantinsbogen in Rom. Er zeichnet sich nicht nur durch einen ungewöhnlich guten Erhaltungszustand aus – er sei das besterhaltene Monument des antiken Rom

[Henze, 101] –, sondern er besitzt außerdem noch eine ausführliche Inschrift, die eine eindeutige Zuschreibung zu Konstantin d. Gr. erlaubt. Sie lautet:

„Imp(eratori) Caes(ari) Fl(avio) Constantino Maximo / P(io) F(elici) Augusto s(enatus)p(opulus)q(ue) R(omanus) / quod instinctu divinitatis mentis / magnitudine cum exercitu suo / tam de tyranno quam de omni eius / factione uno tempore iustis / rem publicam ultus est armis / arcum triumphis insignem dicavit“ [Coarelli 2000, 180].

Dem Kaiser Cäsar Flavius Constantinus Maximus, dem frommen und glücklichen Augustus, haben Senat und römisches Volk, weil er durch göttliche Eingebung und die Größe seines Geistes mit seinem Heer den Staat an dem Tyrannen und zugleich all seinen Anhängern mit gerechten Waffen rächte, diesen Triumphbogen zum Dank gewidmet [Grundlage: wiki ↪ Bogen des Konstantin; Coarelli 2000, 180].

Dennoch weist der Bogen einige Seltsamkeiten auf. Es überrascht schon einmal seine Lage außerhalb des Forums, seltsam seitlich des Kolosseums. Sodann ist er einerseits besonders prächtig gearbeitet, andererseits jedoch aus Spolien zusammengesetzt, die aus verschiedenen antiken Bauwerken stammen und teils notdürftig überarbeitet worden sind.

2.2 Zur Inschrift des Konstantinsbogens

Damit enden aber nicht die Wunderlichkeiten. Zum Erstaunen gibt vielmehr auch die Inschrift Anlass. Anders als Inschriften an anderen Bögen wie dem Titusbogen oder demjenigen des Septimius Severus auf dem Forum bleibt sein Text seltsam abstrakt und unbestimmt. So weisen die meisten Bögen Datierungen auf; sie geben den Vorgänger des Kaisers an oder sie beziehen sich auf konkrete Ereignisse der Politik. All dies fehlt beim Bogen des Konstantin. Im Gegensatz zu anderen erhaltenen Bögen reichen bei ihm die Angaben aus dem Widmungstext zu seiner Datierung nicht aus. Die Formulierung lässt es auch sonst an der charakteristischen Prägnanz und Konzentration, die amtliche Inschriften kennzeichnet, fehlen. Die Sprache wirkt nicht bürokratisch-technisch, sondern besitzt einen bildlich-literarischen Charakter. Weiter wird der Bogen, obwohl dies eine Selbstverständlichkeit darstellt, ausdrücklich als Gegenstand seiner Widmung erwähnt. Zum Vergleich seien einige Inschriften von anderen Bögen angeführt:

Zum Bogen von Orange in der Provence:

„Aus den Dübellöchern für die Bronzebuchstaben auf dem Architrav der N-Seite ist eine Widmungsinschrift an Tiberius als den »Restitutor Coloniae« ermittelt worden, die das 28. Jahr seiner Tribunenzeit nennt“ [Fegers, 503].

Besondere Kürze zeichnet den Text des Triumphbogens des Titus auf dem Forum Romanum aus:

„Senatus / populusque romanus / divo Tito divi Vespasiani f(ilio) / Vespasiano Augusto“ [Coarelli 2000, 105].

„Der Senat und das römische Volk dem vergöttlichten Titus, dem Sohn des vergöttlichten Vespasian, Kaiser Vespasian.“ [ebd.]

Der Trajansbogen in Benevent enthält folgende Inschrift:

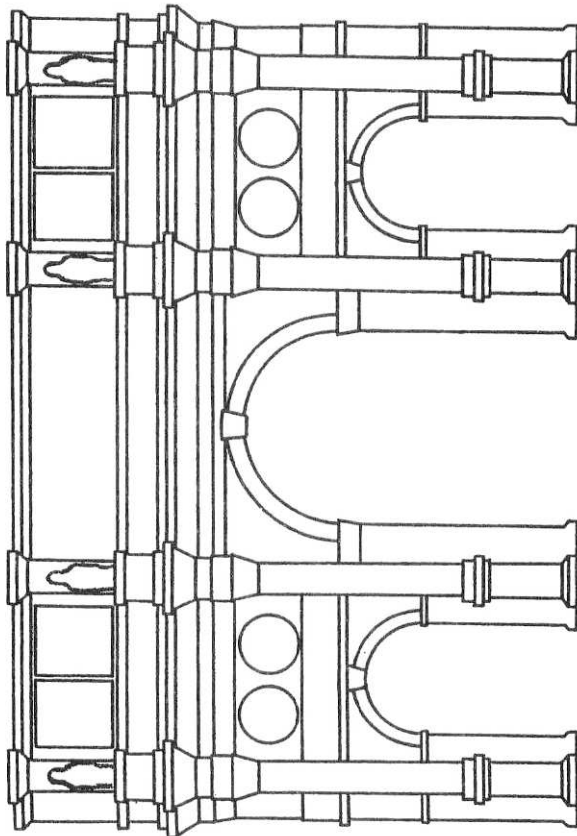
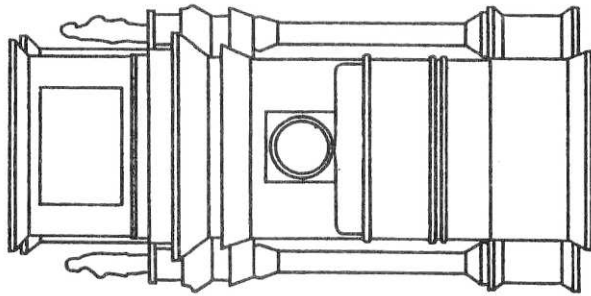
„Imp(eratori) Caesari divi Nervae filio / Nervae Traiano optimo Aug(usto) / Germanico Dacico pontif(ici) max(imo) trib(unicia) / potest(ate) XVIII imp(eratori) VII co(n)s(uli) VI p(atri) p(atriciae) / fortissimo principi senatus p(opulus)q(ue) R(omanus)“ [wiki ↔ Trajansbogen von Benevent].

„Dem Imperator Caesar Nerva Traianus, dem besten Augustus, Sohn des göttlichen Nerva, Sieger über Germanien, Sieger über Dakien, Pontifex maximus, zum 18. Mal Inhaber der tribunizischen Gewalt, sieben Mal Imperator, sechs Mal Konsul, Vater des Vaterlandes, dem stärksten Princeps, der Senat und das Volk von Rom.“ [wiki, ebd.]

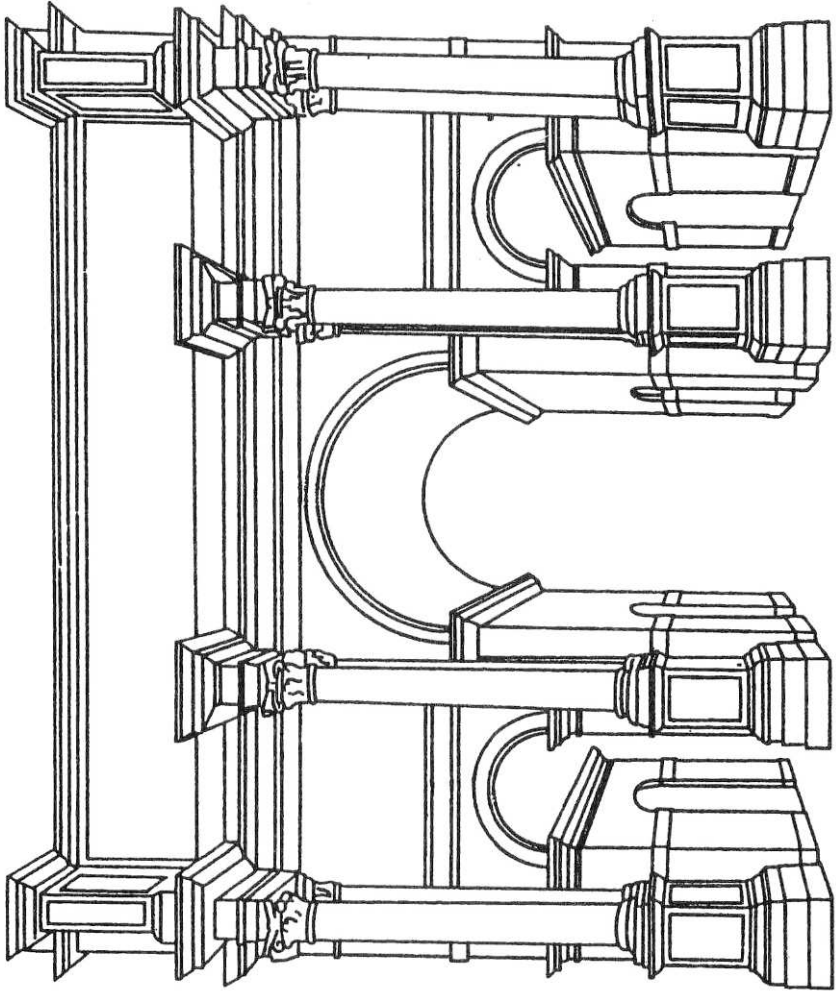
Besonders umfangreich und technisch gibt sich der Bogen des Septimius Severus auf dem Forum in Rom:

„Imp(eratori) Caes(ari) Lucio Septimio M(arci) fil(io) Severo Pio Pertinaci Aug(usto) patri patriae Parthico Arabico et / Parthico Adiabeno pontific(i) maximo tribunic(ia) potest(ate) XI imp(eratori) XI, co(n)s(uli) III proco(n)s(uli) et / imp(eratori) Caes(ari) M(arco) Aurelio L(ucii) fil(io) Antonino Aug(usto) Pio Felici tribunic(ia) potest(ate) VI co(n)s(uli) proco(n)s(uli) [p(atri) p(atriciae) / optimis fortissimisque principibus] / ob rem publicam restitutum imperiumque populi Romani propagatum / insignibus virtutibus eorum domi forisque S(enatus) P(opulus)Q(ue) R(omanus)“ [nach wiki (franz.) ↔ Arc de Septime Sévère].

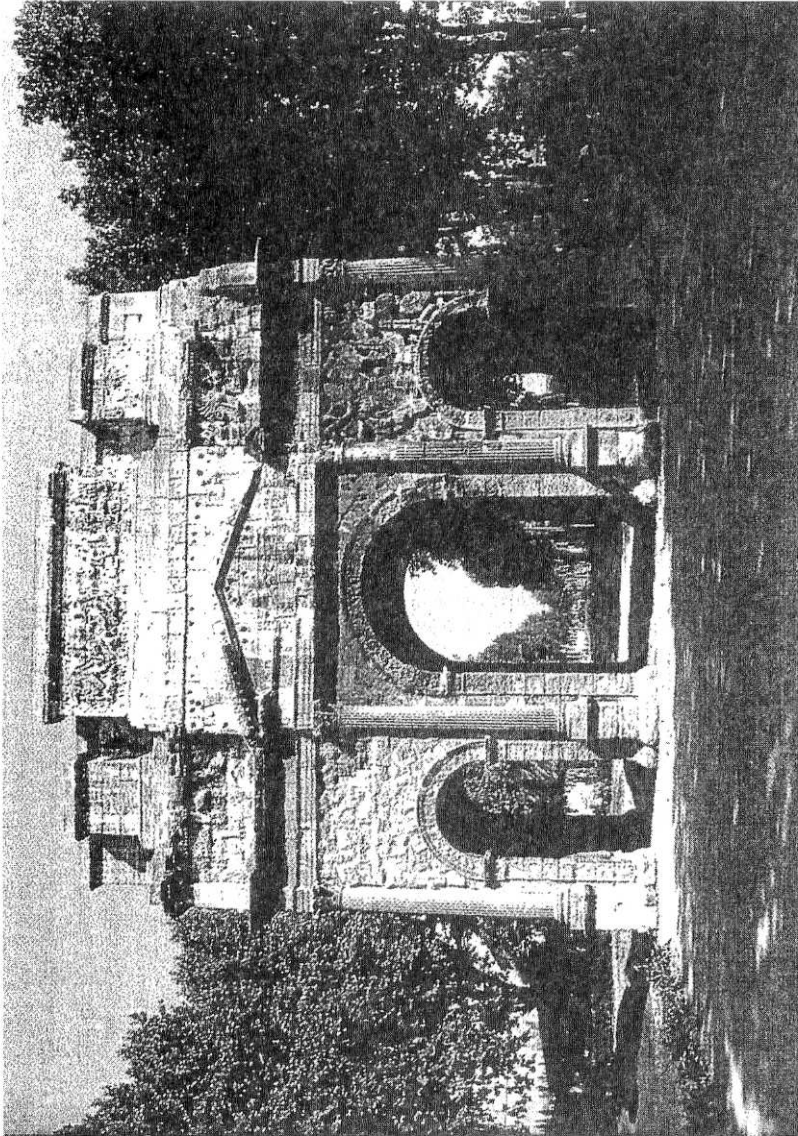
„Dem Imperator Caesar Septimius Severus, dem Sohn des Marcus, dem Pius, Pertinax, Augustus, Vater des Vaterlandes, dem Besieger der Parther, der Araber und des parthischen Adiabene, dem Pontifex Maximus, der zum elften Mal Träger der Macht eines Tribuns, zum elften Mal zum Imperator ernannt, zum dritten Mal Konsul und Prokonsul ist; und dem Imperator Caesar Marcus Aurelius Antoninus, Sohn des Lucius, dem Augustus, Pius, Felix, der zum sechsten Mal die Macht eines Tribuns hat, dem Konsul, Prokonsul, dem Vater des Vaterlandes; [den besten und stärksten Fürsten] [zuvor: P. Septimio Getae nob. Caesari], für die Rettung des Staates und Erweiterung des Herrschaftsbereichs des römischen Volkes und für ihre außergewöhnlichen Leistungen in der Heimat und im Ausland. Der Senat und das Volk von Rom.“ [nach Coarelli 2000, 75, 78]



Konstantinsbogen, Schau- und Schmalseite [nach Coarelli 2000, 181, verändert]

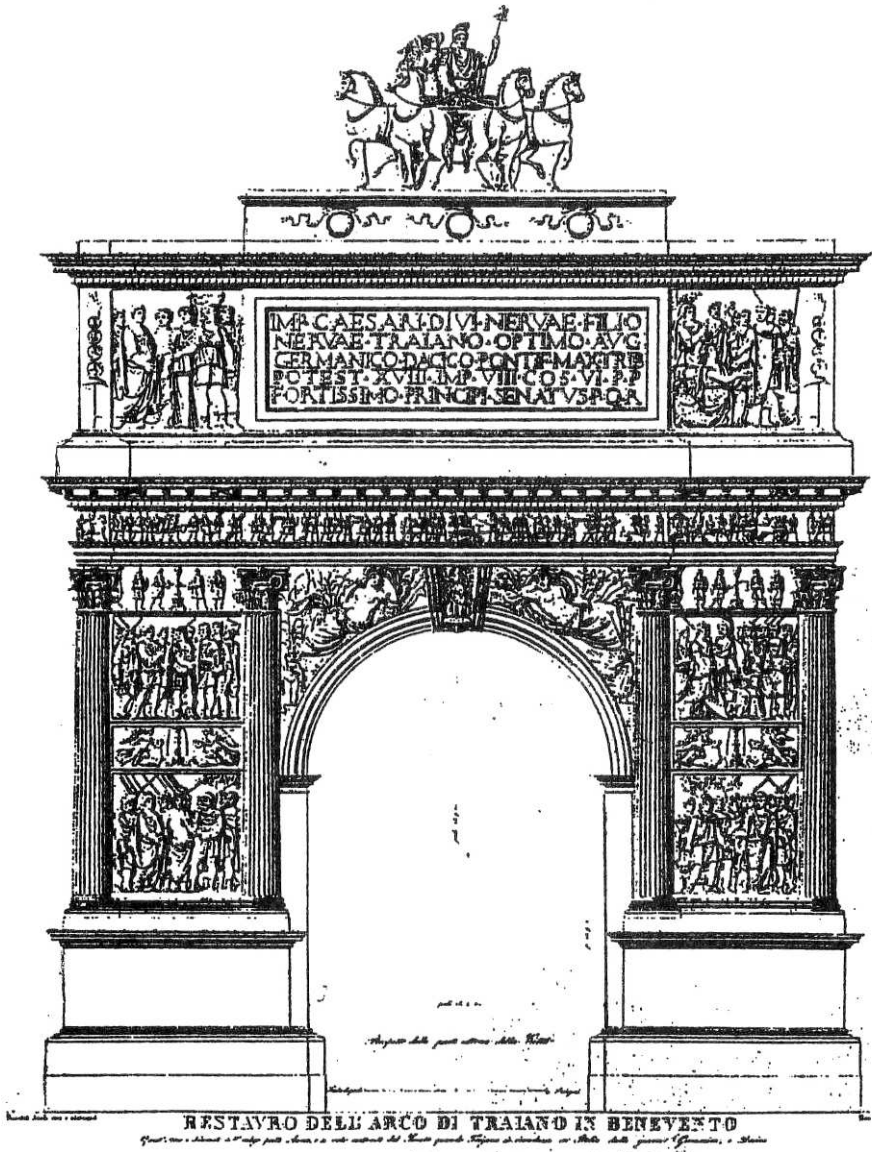


Bogen des Septimius Severus [nach Coarelli 2000, 74]



Bogen von Orange [Bennewitz u.a., 161]

Zeitensprünge 3/2011 S. 596



Trajansbogen in Benevent, Rekonstruktion [Simon, Tafel 8]

2.3 Zur Herkunft der Widersprüche

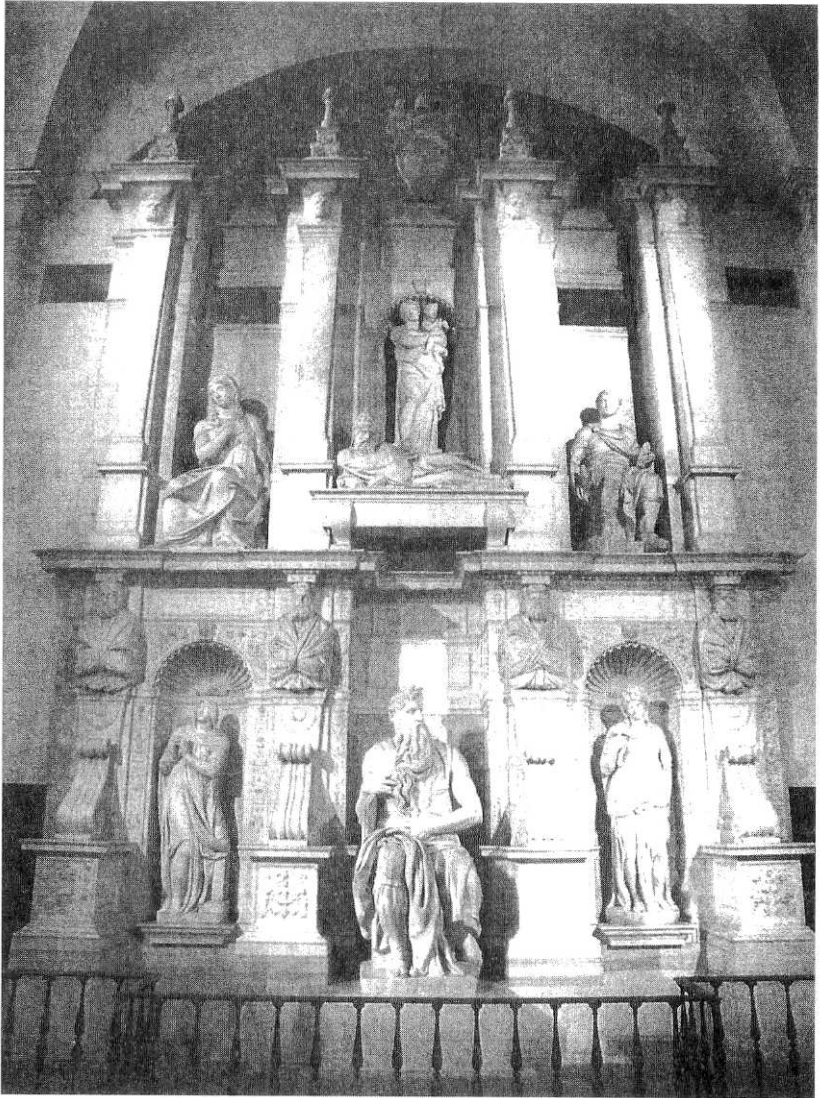
Der gute Erhaltungszustand des Bogens wird darauf zurückgeführt, dass er in die Festung der Frangipani eingebaut gewesen sei, wodurch er die Zeiten geschützt überstanden habe. Doch fragt sich, weshalb dann weder die Gesimse noch die Skulpturen gelitten haben, wo doch beide für eine Festung keine Rolle spielen.

Freigelegt worden sei der Bogen durch Papst Paul III. bei der Beseitigung der Festung zum Einzug Kaisers Karls V. 1536 in Rom, neun Jahre nach dem Sacco di Roma (von 1527) [Henze, 101]. Dies lässt erste Zweifel aufkommen: Könnte der Bogen nicht bei dieser Gelegenheit erstmals aufgerichtet worden sein, und zwar speziell für den Besuch Karls V., vielleicht um diesen zu beeindrucken, um ihm den Schutz der Kirche durch das antike Kaisertum vor Augen zu führen? Oder ihn als christlichen Kaiser in die Pflicht zu nehmen?

Entsprechend wird überliefert, dass Karl V. beim Anblick des Bogens, durch den er eigens geführt wurde, erstaunt und beeindruckt gewesen sei [Quednau, 457].

Das würde schon einmal den guten Erhaltungszustand erklären. Einem Angehörigen der Renaissance fiel weniger stark als einem spätantiken Römer auf, dass Spolien verschiedener Stilepochen verbaut worden sind. Ein Römer konstantinischer Zeit hätte die Bestandteile des Bogens wiedererkennen oder zumindest ihre Stilfremdheit erkennen müssen, was Konstantin nicht unbedingt zur Ehre gereicht hätte, nicht jedoch ein durchreisender kaiserlicher Besucher aus der Zeit der Renaissance. Bei Erbauung in römischer Zeit wäre die Diskrepanz noch dazu ständig vor den Augen der Adressaten des Bauwerks gestanden, vor den Bürgern Roms, bei einer Errichtung für Karl V. hingegen wäre – für seinen kurzzeitigen Besuch – nicht zu befürchten gewesen, dass er die Collage entdeckt. In Zeiten der Vollendung der Maxentius-Basilika auf dem Forum wäre eine solche Collagetechnik auch nicht nötig gewesen, statt dessen bietet sie sich bei einer hastigen Errichtung kurz vor dem Einzug Karls V. an. Dass die Bogenarchitektur großartig und der Figureschmuck reich ist, wirkt auf einen flüchtigen Besucher besonders beeindruckend. Auf diese Stilelemente kam es für einen Durchreisenden vor allem an. Damit übereinstimmend sind diese Kennzeichen im Konstantinsbogen besonders ausgearbeitet. Der erhoffte Effekt auf den durchziehenden Kaiser Karl V. ist bezeugt.

Auch die abstrakt gehaltene Inschrift dürfte dann Sinn ergeben: Der Appell gegen die Tyrannei dürfte auf Karl V. gemünzt sein, der Verzicht auf unnötige Ereignisse und Datierungen dient der Konzentration auf die wesentliche Botschaft, und zugleich wird über die Verherrlichung Konstantins d. Gr. nochmals das Recht der von ihm bedachten und geschützten Kirche betont.



San Pietro in Vincoli, Grabdenkmal für Papst Julius II. [wiki (franz.) ↪ Tombeau de Jules II]

Die Inschrift passt sich also besser in die politischen Absichten eines Papstes Paul III. als in die Zeit Konstantins d. Gr. ein.

2.4 Stilvergleiche zur Renaissancekunst

Fasst man erst einmal die Möglichkeit einer Renaissance-Architektur ins Auge, so eröffnet sich auch auf die Architektur des Bogens ein anderer Blick. Bekannt sind stilistische Parallelen zu anderen Bauten der Neuzeit in Rom, die teilweise auf die Vorbildfunktion des Konstantin-Bogens zurückgeführt werden [Henze, 103].

Hierzu sei auf den Mittelteil der Fontana di Trevi als ein besonders spätes monumentales Beispiel hingewiesen (vollendet 1762). In der Konsequenz des Aufbaus und der linearen Durchdringung bestehen jedoch auffällige Ähnlichkeiten schon zum zeitlich sehr frühen Grabdenkmal für Papst Julius II. in der Kirche San Pietro in Vincoli, das von Michelangelo von 1505 bis 1545 in einem langwierigen Prozess unter immer neuen Planänderungen geschaffen wurde [wiki (franz.) ↔ Tombeau de Jules II; Henze, 262 f.]. Geschichtlich deutlich nach der Freilegung des Konstantin-Bogens liegen wiederum die Gräber der Päpste Sixtus V. (1585–1590) in der Cappella Sistina und Paul V. (1605–1621) in der Cappella Paolina der Kirche Sta. Maria Maggiore, die im architektonischen Aufbau fast dem Konstantinsbogen gleichen.

Einheitlich sind diese Bauwerke, bei allen Abweichungen im Detail, in den Prinzipien, die ihren Aufbau und ihre Gliederung beherrschen. Sie eint derselbe architektonische Geist. Denkbar wäre vor diesem Hintergrund, dass die Kunstauffassung der Renaissance den Konstantinsbogen hervorgebracht und auf diese Weise auf die nachfolgende Architektur eingewirkt hätte. So ließe er sich ohne Schwierigkeiten als eine Etappe in der stilistischen Entwicklung dieses Bautyps der Renaissance- und Barockkunst begreifen. Bei Henze [103] schlägt sich dies in folgender Charakterisierung nieder:

„Trotz Zusammenfügung von Teilen verschiedenster Herkunft gelang es dem unbekanntem Meister, ein organisches Ganzes zu schaffen, das würdig in der großen Reihe röm. Triumphbogen steht. Der Konstantins-Bogen wirkte in die abendländische Architektur fort als Vorbild für Fassaden und Brunnen der Renaissance und des Barock.“

Die Zuschreibung zur Renaissance sei durch einen stilistischen Vergleich mit anderen Bögen aus der Antike untermauert. So tritt beispielsweise beim Bogen von Orange oder beim Titusbogen auf dem Forum Romanum der Mittelteil gegenüber den Seiten nach vorne und betont so den Straßendurchgang. Beim Bogen des Septimius Severus auf dem Forum wiederum werden die Säulenpaare, die den Hauptdurchgang rahmen, im Gegensatz zu den ganz außen stehenden nicht in das Obergeschoss weitergeführt. Der Trajansbogen in

Benevent kombiniert beide Stilmittel. Jeweils entsteht der Eindruck, dass die einzelnen Bauglieder additiv aneinandergesetzt wurden, entsprechend ihrer Größe und Lage innerhalb des Baus betont werden oder aber zurücktreten.

Im Gegensatz dazu ist einzig der Konstantinsbogen räumlich und linear in alle Richtungen einheitlich durchgeformt. Der gesamte Bogen bildet einen homogenen Block, dessen seitliche Durchgänge gegenüber der Mitte nicht zurücktreten, sondern dessen zentrale Durchfahrt allein durch ihre größere Breite und Höhe hervorgehoben wird. Die Säulen des Erdgeschosses werden im Obergeschoss unabhängig von ihrer Stellung im Bau durch Statuen, die auf einem Sockel vor einem Pilaster stehen, wiederaufgenommen. Sie treten gleichmäßig über die ganze Breite des Baus leicht hinter das Hauptgeschoss zurück. In der vertikalen wie der horizontalen Linienführung wird kein Unterschied zwischen dem Mitteltrakt und den Seitenteilen gemacht.

Diese Einheit in der horizontalen und vertikalen Gliederung, diese vollständige logische Durchdringung des Baukörpers ist gerade ein Kennzeichen der Renaissance im Unterschied zur Antike. Neben der Inschrift und den wiederverwendeten antiken Friesen bestätigt auch der Stilvergleich, dass der Konstantinsbogen architektonisch nicht der Antike angehört. Aus stilistischer Sicht muss das Bauwerk als eine Nachempfindung antiker Architektur aus der Zeit der Renaissance angesehen werden.

Die Qualität der architektonischen Konzeption und die Ähnlichkeiten zum zeitgleichen Grabdenkmal für Julius II. in San Pietro in Vincoli legen es nahe, Rückschlüsse auf den Architekten des Bogens zu ziehen. In Frage käme Michelangelo, der die hierfür nötige Nähe zum päpstlichen Auftraggeber Paul III. besaß. Michelangelo verfügte über eine ausreichende schöpferische Souveränität, um dieselbe Bauidee als Grabdenkmal Julius' II. und als Bogen des Konstantin zu variieren. Seinem künstlerischen und architektonischen Rang entspricht, dass der Bogen als Vorbild für eine ganze Gattung späterer Bauten wie Brunnen, Fassaden und Grabmale diente. Illig [1995] traut ihm die Nachschöpfung der Statuengruppe des Laokoon zu, die dann ebenfalls als antikes Kunstwerk ausgegeben wurde. Die Nähe der Renaissance zur antiken Kunst, die eine solche Ähnlichkeit manchmal bis zur Verwechselbarkeit anstrebte, ist bekannt und bestimmte die Bezeichnung der ganzen Epoche. Der Schritt, solche Nachschöpfungen der Antike selbst zuzuschreiben, liegt nicht mehr fern, besonders wenn sich dies als politisch nützlich erweist. Das ausgehende Mittelalter scheute sich ebenfalls nicht davor, mit Hilfe von Urkunden oder künstlerischer Darstellungen phantasiereich politische Vergangenheiten zu erfinden.

2.5 Zusammenfassung

Nimmt man all diese Indizien zusammen, so spricht mehr für eine Datierung des Bogens in die Renaissance als in das 4. Jh. Es liegt nahe, ihn als ein Auftragswerk des Papstes Paul III. zu begreifen. Im Gegensatz zu antiken Bögen betont das Bauwerk hier den Text, während sich ansonsten die Inschrift in die Wirkung des Bogens einpasst. Der Textinhalt hebt Konstantin vor allem gegenüber „dem“ Tyrannen und seinen Anhängern hervor, eine neun Jahre nach dem Sacco di Roma nicht neutrale Aussage. Präzise Erkenntnisse über Konstantin d. Gr. können aus der Inschrift hingegen nicht gewonnen werden. Bei dem Konstantinsbogen handelt es sich daher wohl um ein Imitat der Antike aus der Zeit der Renaissance. Ähnlichkeiten zum Grabdenkmal für Julius II. in San Pietro in Vincoli lassen eine Urhebererschaft Michelangelos wahrscheinlich werden.

3. Repräsentanz in Bildnissen

Nach der Überlieferung hat Konstantin d. Gr. dreißig Jahre lang regiert, zuerst als Mitkaiser und danach die letzten dreizehn Jahre als Alleinherrscher. Damit besäße er nach Augustus die längste Regierungszeit unter den römischen Kaisern. Er soll außenpolitisch durch die Stabilisierung der Reichsgrenzen ebenso wie innenpolitisch durch die Wiedervereinlichung des Reichs, die Münzreform und die religiöse Befriedung des Reichs mit Hilfe seines Toleranzedikts zugunsten des Christentums sehr erfolgreich gewesen sein [Bleckmann, 20 f.]. In Anbetracht seiner langen Regierungszeit und des Umfangs seiner Erfolge wäre eine große Fundhäufigkeit für Zeichen seiner Herrschaft anzunehmen.

Auffällig ist statt dessen das Fehlen verlässlich zuschreibbarer Statuen, die seine Herrschaft im Reich symbolisierten. Hier wäre, da der Kaiser durch sein Bildnis im Reich präsent war, in Anbetracht seiner Herrschaftsdauer und der Konsolidierung des Reichs eine einigermaßen beachtliche Zahl aussagekräftiger Funde zu erwarten.

Geht man beispielsweise die umfassende Zusammenstellung spätantiker Kaiserbildnisse bei Hans-Peter L'Orange durch, so fällt auf, wie mühsam die dort aufgeführten Kaiserstatuen Konstantin zugeschrieben werden. Bei ihnen handelt es sich meist um später überarbeitete Bildwerke, die keine eindeutigen Merkmale aufweisen. Auch die Fragmente der Kolossalstatue aus der Maxentius-Basilika auf dem Forum Romanum enthalten keine Kennzeichen, die den Dargestellten zwingend als Konstantin zu identifizieren erlaubten [L'Orange, 70; Parisi Presicce, z.B. 122, 129 f.]. Daneben frappiert die erstaunlich geringe Zahl der Konstantin d. Gr. überhaupt zugeschriebenen Herrschaftsbildnisse.

Die Zuschreibung an Konstantin erfolgt statt dessen wie bei der Kolossalstatue einerseits über Textstellen, hier über eine Beschreibung Eusebs [L'Orange, 70], oder über stilistische Parallelen zu Münzen oder zu den Porträts des Konstantin aus dem Konstantinsbogen [Zanker, 17].

Schwierigkeiten bereitet allerdings auch die Zuschreibung der Münzen. Es gibt zwar Münzen, die von Konstantin d. Gr. stammen könnten, doch ist unsicher, ob diese ihm oder irgendeinem Nachfolger gleichen oder ähnlichen Namens zuzuschreiben sind. Die dem Kaiser zugeschriebene historische Bedeutung lässt sich jedenfalls aus den Münzfunden nicht herleiten. Die Fundlage entspricht mengenmäßig auch nicht der Fülle an Münzen, die in Anbetracht der von Kaiser Konstantin angeblich betriebenen Münzreform zu erwarten gewesen wäre.

Kaum ein anderes Bild dürfte eine Untersuchung der Meilensteine des römischen Fernstraßennetzes ergeben, die in Anbetracht der Länge der angeblichen Herrschaft des Kaisers und seiner politischen Bedeutung in größerer Zahl seine Herrschaft dokumentieren müssten.

4. Zur Gründung Konstantinopels

Gewissheit über Kaiser Konstantin d. Gr. lässt sich auch nicht aus der Stadtgeschichte des heutigen Istanbul gewinnen. Nach der überlieferten Geschichtsschreibung soll der Kaiser die Stadt neu gegründet und das Stadtbild bleibend geprägt haben. Auf ihn wird die Bedeutung der Stadt als Hauptstadt des byzantinischen Reichs zurückgeführt.

Zur Stadtgeschichte existieren zwei gesicherte Eckpunkte. Es gab an dieser Stelle eine vorkonstantinische Stadt namens Byzantion, die vor der Neugründung durch Konstantin nicht sehr groß gewesen sein kann, aber auch nicht ganz unbedeutend gewesen sein muss. Nachgewiesen ist dann wieder der Stadumfang zur Zeit Kaiser Theodosians (Theodosios II., 408–450 gemäß der traditionellen Chronologie), der die damalige Stadt mit der gewaltigen, nach ihm benannten Stadtmauer befestigen ließ. Die Entwicklung dazwischen, das Wachstum der Stadt unter und seit Konstantin, ist hingegen nur sehr eingeschränkt und vor allem aus der Literatur bekannt. In der Wissenschaft werden daher zwei Geschichtsverläufe für möglich gehalten: Die einen billigen Konstantin weit vorausschauende Stadtplanungen zu, während andere von einem ungeplanten Stadtwachstum ausgehen [Restle, 18 f.]. Die archäologischen Befunde lassen keine eindeutige Rekonstruktion der Stadtgeschichte zu. Restle fasst dies in die folgenden plastischen Worte:

„Die städtebauliche Entwicklung der 324 neu gegründeten Hauptstadt des Römischen Reiches, von Konstantin Deutera Rhome, »Zweites Rom«, genannt, ist eines der interessantesten Kapitel der Geschichte des Städte-

baus, das jedoch immer noch nicht mit der wünschenswerten Klarheit geschrieben werden kann.“ [Restle, 18]

„Wenn in konstantinischer Zeit bereits in Gegenden gebaut und investiert wird, die erst 423 durch einen neuen Mauerbau zum Stadtgebiet kommen sollten, so bedeutet das sogar eine weit in die Zukunft blickende Vorplanung, die später um so rascher und effektiver zu einer definitiven Planung ausgebaut und schließlich verwirklicht werden konnte. Der Bau der dreifachen und 6,5 km langen Landmauer Theodosios' II. in höchstens 5 Jahren ist der beste Beweis dafür, daß die Planung des 4. Jahrhunderts bereits so sinnvoll angelegt wurde, daß eine spätere organische Erweiterung leicht zu bewerkstelligen war.“ [ebd. 19]

Andere hingegen

„halten die Stadt für ein mehr oder weniger chaotisch gewachsenes, völlig strukturloses Gebilde, eine eng bebaute und dicht bevölkerte Landschaft, deren öffentliche Bauten eine Häufung kaiserlicher Willkürlichkeiten seien.“ [ebd. 18]

Diese Probleme lassen es denkbar erscheinen, dass der überlieferte Beitrag Konstantins zur Stadtgeschichte durch eine Rückdatierung des späteren Entwicklungsstands unter Theodosius auf eine frühere Zeit entstanden ist. Die Stadt könnte sich vergleichsweise langsam und kontinuierlich entwickelt haben, bis Theodosius die nach ihm benannte Landmauer errichten ließ. Bei einem solchen Verlauf wäre eine Neugründung der Stadt durch Konstantin zwar nicht zwingend ausgeschlossen, verlöre aber wenigstens ihre überragende Bedeutung für die Stadtentwicklung. An die Stelle eines politischen Kraftakts, der mit der Stadtgründung die Macht Westroms schlagartig auf den Osten verlagert hätte, träte ein schrittweiser Machtzuwachs der Stadt.

In seiner Spätzeit besaß das römische Reich mehrere Machtzentren, denen je nach den Teilherrschern unterschiedliches Gewicht zukam und die in größerem oder geringerem Umfang einem einheitlichen Ganzen untergeordnet waren. In dieser Konstellation ist vorstellbar, dass sich Konstantinopel nicht sofort zum dominanten Herrschaftszentrum der Osthälfte des römischen Reichs entwickelte. Die Loslösung von Westrom, die Übertragung von Regierungsgewalt auf Ostrom und das Überflügeln des Westens in Macht, Pracht und geistiger Größe könnte in weit größerem Umfang als bisher angenommen nicht auf eine einzige Herrscherpersönlichkeit, sondern auf eine längerfristige Folge politischer Ereignisse zurückzuführen sein.

Insoweit wäre von Interesse, seit wann der Name Konstantinopel für Byzantion gebraucht wird, und wie dieser Sprachgebrauch überliefert worden ist. Konstantin selbst habe die Stadt Deutera Rhome, Zweites Rom, genannt, so dass die Benennung als Konstantinopel späteren Datums sein muss [Restle, 18]. Aus der Namensgeschichte lassen sich daher vielleicht interessante Hin-

weise zur möglichen Rückdatierung späterer Entwicklungen auf die frühere Geschichte der Stadt gewinnen.

5. Zur schriftlichen Überlieferung, insbesondere des Eusebius

Einen besonderen Wert für die Kenntnis der Werke und des Lebens Konstantins d. Gr. besitzen zwei Schriften des Eusebius, seine Kirchengeschichte und seine – wenn auch unvollendet gebliebene – Schilderung des Lebens Kaiser Konstantins.

An beiden fällt auf, dass sie in einem für die Antike untypischen Stil verfasst sind. Dies äußert sich darin, dass den Schilderungen zur Kirchengeschichte oder dem Leben Kaiser Konstantins Originalurkunden beigelegt sind. Dies soll die Glaubwürdigkeit der Schilderungen steigern; zumindest wird dies häufig so empfunden. Für viele liegt darin ein besonderer Wert dieser Schriften. Die Kompilation von Originaltexten ist aber eher ein Werk des Mittelalters; es bezieht sich gerne auf alte Schriften und stützt seine Legitimation auf Urkunden oder andere Dokumente. Antike Texte zeichnen sich eher durch rhetorischen Schliff, durch anschauliche bis dramatische Schilderungen aus, die ihre Überzeugungskraft aus der Schilderung selbst, nicht aus beigelegten Quellen gewinnen. Dabei kommt es antiken Texten – wie Thukydides' Schilderung des Peloponnesischen Kriegs exemplarisch zeigt – weniger auf die möglichst originale Wiedergabe eines Redetextes an, z.B. auf den Wortlaut der Reden wichtiger Politiker wie des Perikles oder Alkibiades, sondern auf deren Stimmung und Wirkkraft, es werden also Reden 'erfunden', so wie sie hätten sein können, ihr 'Geist' wird reproduziert, nicht ihr Originaltext. Die Texte des Euseb entspringen also einem gänzlich unantiken Geist. Bleckmann [7] hält diesen Widerspruch prägnant in den folgenden Worten fest:

„In Grundzügen hat schon der Zeitgenosse Euseb in seiner bald nach dem Tod des Kaisers entstandenen und nicht mehr vollendeten »Vita Constantini« dieses Bild des heiligen Kaisers entworfen. Die dem Stilempfinden klassischer Historiographie diametral entgegengesetzte Berücksichtigung von Urkunden im Wortlaut, die bereits die Struktur der Kirchengeschichte Eusebs prägt, macht den hohen dokumentarischen Wert dieser Schrift aus.“

Die schriftliche Überlieferung einschließlich der Werke Eusebs hat sich bereits in vielfacher Hinsicht als nicht wirklichkeitstreu erwiesen. Das berühmteste Beispiel ist die schon seit langem als Fälschung erkannte *Konstantinische Schenkung*, die längst als mittelalterlich erkannt wurde. Auch das Toleranzedikt von Mailand wird heute fast durchgängig als historisch abgelehnt [Martin 1990, 152; 2001, 156]. Selbst die Schlacht an der Milvischen Brücke ist Gegenstand kontroverser Debatten [Martin 1990, 151; 2001, 155], und wie

erwähnt konnte ein archäologischer Beweis für eine Urheberschaft Konstantins an seinen Kirchenbauten nicht gefunden werden. Schließlich lässt sich auch die Stadtgründung Konstantinopels in der Stadtentwicklung nicht erkennen. Somit erweisen sich immer mehr Ecksteine der Biographie Konstantins als problematisch.

Daher liegt die Frage nahe, ob die Werke des Euseb in der uns vorliegenden Form nicht mittelalterlichen Ursprungs wären. Der in ihnen gezeichnete Konstantin d. Gr. lässt sich mit ihrer Hilfe jedenfalls nicht historisch verlässlich rekonstruieren.

Der zweifelhafte historische Charakter der Schriften Eusebs spiegelt sich auch in folgender Charakterisierung der schriftlichen Überlieferung durch Bleckmann [13]:

„Die meisten Quellen tragen ferner schon deshalb kaum zur richtigen Einschätzung innerer Motive bei, weil sie fast immer den Kaiser im luftleeren Raum agieren lassen und den irreführenden Eindruck erwecken, er habe in einsamer Erhabenheit seine Politik durchgesetzt. Die Frage nach der Abhängigkeit des Kaisers von seiner Umgebung wird allenfalls in flüchtigen Bemerkungen über negative Aspekte seiner Regierung gestreift“.

Dasselbe Ergebnis lässt sich vom entgegengesetzten Ausgangspunkt her durch folgendes Zitat aus Bleckmann [11] stützen:

„Viele Heiden bevorzugten es, die Veränderungen [unter Konstantin] einfach zu ignorieren, wie etwa der Historiker Eutrop, der am Hofe des Kaisers Valens (364 - 378) einen Kurzabriß der römischen Geschichte verfaßte und es nicht einmal für nötig hielt, darauf hinzuweisen, daß Konstantin sich dem Christentum zugewandt hatte.“

6. Beiträge zur Legendenbildung

Insgesamt fragt sich, in welchem Umfang sich die Gestalt Konstantins d. Gr. als erfunden erweist, und welche Mächte an der Legendenbildung mitgewirkt haben.

Dass Konstantins Leben in starkem Maße mit erfundenen Ereignissen ausgeschmückt wurde, dürfte heute als unbestritten gelten. An der Ausgestaltung des konstantinischen Lebens wurde sicherlich über mehrere Jahrhunderte gearbeitet. Ein schönes Beispiel hierfür bietet das Oratorium des heiligen Silvester, das zur Klosterkirche SS. Quattro Coronati gehört. In ihm befindet sich ein Zyklus aus acht Bildern des 13. Jh., der das Leben und Wirken von Papst Silvester I. zeigt. Hier findet sich unter anderem dargestellt, wie Papst Silvester Kaiser Konstantin durch die Taufe heilt, oder wie Konstantin dem Papst die Herrschaft Roms schenkt oder ihm kniend die Tiara überreicht.



SS. Quattro Coronati: Konstantin überreicht Silvester I. die Tiara [Henze u.a., 259]
Hagia Sophia: Konstantin d. Gr. und Justinian I. mit den Modellen der Stadt und der Kirche [teslasociety]

Oben wurde begründet, weshalb der Konstantinsbogen aus dem 16. Jh. stammen dürfte. Hingewiesen werden soll aber auch auf ein Mosaik über der „Schönen Tür“ im Süd-Vestibül der inneren Vorhalle der Hagia Sophia in Konstantinopel, das ins 10. Jh. datiert wird und die Kaiser Konstantin d. Gr. sowie Justinian I. zu Seiten Marias mit den Modellen der Stadt und der Kirche zeigt [Restle, 95].

Somit dürfte die Erfindung wichtiger Charakterzüge Konstantins d. Gr. jedenfalls teilweise auf das mittelalterliche Papsttum zurückzuführen sein. Es besaß, wie im Zusammenhang mit der sog. *Konstantinischen Schenkung* anerkannt, ein Interesse an der Legitimation seiner weltlichen Herrschaft und versuchte im Rahmen der Zweischwerterlehre auch den Vorrang der geistlichen über die weltliche Herrschaft zu begründen [Kroeschell, 329]. Die Verlegung der Kaiserherrschaft nach Konstantinopel könnte in diesem Kontext eine Schwächung des „weströmischen Kaisers“ bedeuten, in dessen Tradition sich die Kaiser des Heiligen Römischen Reichs sahen, indem die legitime Nachfolge der römischen Herrschaft allenfalls auf das fernere – und damit ungefährlichere – Ostrom übergegangen wäre.

Daneben bietet sich die Erklärung an, dass Ostrom ein eigenes Interesse an seiner Legitimierung durch die Verlagerung der Hauptstadt von Rom nach Konstantinopel besessen hat und dies selbst in die Konstantinslegende hat einfließen lassen. Ostrom hätte über die Figur Konstantins d. Gr. seine Vorherrschaft in der antiken Welt nicht durch Usurpation, sondern durch eine offizielle Verlegung des Machtzentrums gewonnen. An die Stelle einer offenen Konkurrenz träte eine legitime Übernahme der Vorrangstellung des alten Westrom.

Naheliegender wäre, dass zuerst das östliche Rom ein Interesse am Aufbau einer mächtigen Konstantinsfigur entwickelt hätte. Die dortigen Arbeiten zur Entwicklung seiner Gestalt wären dann vom mittelalterlichen Papsttum aufgegriffen und in seinem Sinne weiter ausgebaut worden.

Wie diese Fragen auch immer im Detail zu beantworten sind, fest steht selbst nach gängiger Auffassung, dass wesentliche Punkte aus der Überlieferung zu Konstantin erfunden sind. Daher fragt sich inzwischen umgekehrt, was von der Tradition bei einer systematischen Überprüfung noch gehalten werden kann.

7. Folgen für die Geschichtsschreibung

Entkleidet man Kaiser Konstantin d. Gr. der Verdienste, denen eine nachweisbare Tatsachengrundlage fehlt, so erscheint ein vom bisherigen Bild teilweise abweichender Verlauf der Spätantike möglich.

Diokletian erhalte von Konstantin die Rolle des letzten bedeutenden Herrschers des gesamten römischen Reichs zurück. Dies wirkte insofern

plausibel, als sich dann die von Diokletian eingeleitete Reichsteilung anschließend auch tatsächlich auswirkte. Er hätte einen letzten machtvollen, aber zugleich schon den Mitteln der Zeit geschuldeten beschränkten Versuch der Konsolidierung des Reichs unternommen, der jedoch erfolglos bleiben musste. Nach ihm verfestigte sich die Reichsteilung endgültig.

Damit einher ginge der Verzicht auf eine phantastische, übermächtige Herrscherfigur, deren plötzlicher glanzvoller Aufstieg mit den Machtmitteln und Umständen der Zeit nur schwer in Einklang zu bringen ist. Konstantins politisches Wirken ist voller voluntaristischer Setzungen, wie die Kirchen Gründungen, die Hauptstadtgründung, die Begründung des Kirchenstaats in der *Konstantinischen Schenkung*. Diese Setzungen wurden erst später mit Leben erfüllt, während die politischen Verdienste um die Reichseinigung über Konstantins Herrschaft nicht hinausdauern. Befremdlich ist daneben die bedeutsame Rolle seiner fast übergroßen Mutterfigur, die leicht marianische Züge trägt.

Mit dem Verblassen einer weiteren schillernden Persönlichkeit der antiken Geschichte würde die Sicht frei auf eine angemessenere Würdigung der Geschehnisse rund um den Erhalt und Zerfall der römischen Macht. Die Leistungen historisch nachgewiesener Herrscher würden nicht mehr hinter den plastischeren Taten der übermächtigen Mythenfigur Konstantin zurücktreten. Inwieweit hinter der literarischen Gestalt des legendenhaften Kaisers dann eine wesentlich bescheidenere, reale Konstantinsfigur erhalten bleibt, wird der Verlauf der weiteren Forschung zeigen.

Literaturverzeichnis

Bennewitz, Klaus / Cacoveanu, Corinna / Kurz, Gerda / Mehling, Marianne / Summerrer, Siglinde (1984), *Knaurs Kulturführer in Farbe. Provence und die Côte d'Azur*, München

Bleckmann, Bruno (³2007), *Konstantin der Große*, Reinbek

Coarelli, Filippo (1974), *Monumente großer Kulturen Rom*, Wiesbaden

- (2000), *Rom, Ein archäologischer Führer*, neubearbeitet von Ada Gabucci, übersetzt von Agnes Allroggen-Bedel und Michaela Heissenberger, Mainz

Demandt, Alexander / Engemann, Josef (Hrsg. 2007), *Imperator Caesar Flavius Konstantinus, Konstantin der Große*, Ausstellungskatalog, Mainz

Fegers, Hans (1967), *Reclams Kunstführer Provence, Côte d'Azur, Dauphiné, Rhône-Tal*, 1967

Gregorovius, Ferdinand (²1988), *Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter*, Band I, I, München

Henze, Anton (⁴1981), *Rom und Latium, Reclams Kunstführers Italien*, unter Mitarbeit von Nash, Ernest und Sichter mann, Hellmut, Stuttgart

Henze, Anton / Bering, Kunibert / Wiedmann, Gerhard, unter Mitarbeit von Nash, Ernest und Sichter mann, Hellmut (⁵1994), *Kunstführer Rom*, Stuttgart

- Illig, Heribert (1995), Laokoon – wahrlich ein Findling. Gehört der erratiche Block ins -5., -4., -3., -2., + 1. oder ins 16. Jh.? *Zeitensprünge* 7 (1) 6-30
- Kroeschell, Karl (¹³2008), *Deutsche Rechtsgeschichte, Band 1: Bis 1250*, Köln · Weimar · Wien
- Martin, Jochen (²1990), *Spätantike und Völkerwanderung, Oldenbourg Grundriß der Geschichte*, München
- (⁴2001), *Spätantike und Völkerwanderung, Oldenbourg Grundriß der Geschichte*, München
- Meisegeier, Michael (2010), Frühchristlicher Kirchenbau – zu früh! (I), Rom, Jerusalem, Bethlehem, Konstantinopel, *Zeitensprünge* 22 (3) 612-639
- L'Orange, Hans Peter, unter Mithilfe von Unger, Reingart (1984), *Das spätantike Herrscherbild von Diokletian bis zu den Konstantin-Söhnen*, Berlin
- Parisi Presicce, Claudio (2007), Konstantin als Iuppiter, Die Kolossalstatue des Kaisers aus der Basilika an der Via Sacra, in *Demandt/Engemann*, 117-131
- Quednau, Rolf (2007), Konstantin als Bauherr und Stifter, in *Demandt/Engemann*, 445 f.
- (2007a), Konstantin als Vorbild weltlicher Herrschaft im Westen, in *Demandt/Engemann*, 455-466
- (2007b), Silvesterlegende und Konstantinische Schenkung, in *Demandt/Engemann*, 434-443
- Restle, Marcell (1976), *Istanbul, Bursa, Edirne, Iznik, Reclams Kunstführer*, Stuttgart
- Simon, Erika (1981), Die Götter am Trajansbogen zu Benevent, *Trierer Winkelmannsprogramme* Bd I, Mainz
- teslasociety* = <http://www.teslasociety.com/hagiasophia.htm>
- wiki → genannte Stichworte der deutschen oder französischen Ausgabe
- Zanker, Paul (2006), Kolossales Bildnis des Konstantin vom Trajansforum, *Konstantin in Berlin, Altes Museum, 29. März – 31. Mai 2006*, Mailand · New York, 17-19

Mathias Dumbs, 78166 Donaueschingen, Am Schellenberg 1

Reichskirche, Konstantin und Theodosius

Gedanken zu einer Konstantin-Biographie

von Heribert Illig

Bergmeier, Rolf (2010): *Kaiser Konstantin und die wilden Jahre des Christentums. Die Legende vom ersten christlichen Kaiser*; Aschaffenburg [= RB]

2007 würdigte Trier 'seinen' Kaiser mit drei Ausstellungen, die 800.000 Besucher anlockten; in Rimini und in York fanden zwei weitere Expositionen statt. Seit 2006 sind auch mehrere Biographien erschienen, so dass sich eine Bestandsaufnahme in Sachen Konstantin lohnt.

Eigentlich hätte Trier schon ein Jahr früher aktiv werden können, nachdem Konstantin am 25. 07. 306 zum Augustus im Westen ernannt worden ist. Doch er beließ es damals beim Caesaren-Titel (Unter-Kaiser). 307 wurde er tatsächlich Augustus, nur um bereits 308 den Titel wieder aberkannt zu bekommen. Erst 312 wurde er Augustus und dann Alleinherrscher im Westen, 12 Jahre später Alleinherrscher im Gesamtreich [ausstellung].

„Durch ihn kam es innerhalb des Imperium Romanum zur endgültigen Abkehr von der alten heidnischen Götterverehrung hin zum christlich-monotheistischen Glauben“ [ebd.].

Diese Botschaft sollte in Trier verbreitet werden. Sie wurde von anderen AutorInnen aufgegriffen. Ihrer waren viele, 2006/07 etwa Bruno Bleckmann, Hartwin Brandt, Manfred Clauss (Biographie aktualisiert), Alexander Demandt, Michael Fiedrowicz, Paula Giersch, Klaus Girardet, Traudel Heinze, Elisabeth Hermann-Otto, Helge Hesse, Eberhard Horst (akt.), Karen Piepenbrink, Oliver Schmitt, Heinrich Schlange-Schöningen, Florian Schuller.

Bei der Lektüre von Brandts Konstantin-Biographie fällt auf, wie schwierig es sich gestaltet, diesen Verkünder des „christlich-monotheistischen Glauben[s]“ zu fassen. Der Durchbruch des Christentums sei mit dem Sieg über Maxentius 312 möglich gewesen; es habe die berühmte konstantinische Wende zum Christentum gegeben [Brandt, 42]? Aber ist sie auch belegt? Das Labarum mit dem Christogramm ist nicht vor 324 nachweisbar [ebd. 52]. Trotz aller Vagheiten riskiert Brandt [59] klare Aussagen:

„Ende 312/Anfang 313 äußert sich Konstantin eindeutig als Christ, und auch seine bereits Ende 312 einsetzende Kirchenbaupolitik in Rom spricht für die Existenz einer <konstantinischen Wende> bereits in dieser Zeit.“

„Der seit Ende 312 unbezweifelbar christliche Kaiser Konstantin“ [ebd. 67]. Gleichwohl entsteht 312–315 der Konstantinsbogen ohne jede christliche Symbolik, weshalb Brandt [65] zu dem Urteil findet, er sei „im eigentlichen

Sinne des Wortes als ein Nicht-Triumph-Bogen zu verstehen“ (vgl. dazu Dumbs, S. 591-602). Über derartige Rätselworte findet er zu einem neuen, prüfbar Statement:

„Wie der Sieg über Maxentius 312 die Etablierung des Christentums in Staat und Gesellschaft ermöglichte, so markierte der Sieg über Licinus 324 den endgültigen, irreversiblen Triumph des Christentums“ [Brandt, 74].

All dem widerspricht Rolf Bergmeier [2010 = RB]. Brandts Untertitel *Der erste christliche Kaiser* setzt er *Die Legende vom ersten christlichen Kaiser* entgegen, um dann Dogmen zu zertrümmern. (Bergmeiers Aufsatz *Die konstantinische Wende*, 2011, ist leider nur eine Kurzfassung aus letztgenanntem Buch.)

Zunächst stellt er klar, dass es im 4. Jh., zumindest bis zu seiner Mitte, noch keine Kirche gegeben hat, von der sich Häretiker abspalten und in die sie wieder aufgenommen werden konnten. „In einem Satz: Das Christentum sucht sich. Es existiert nur im Plural“ [RB 21]. Vor allem in Alexandria. Dort kann Bischof Athanasius seinen Presbyter Arius nicht zur Ordnung rufen; insofern gibt es dort zwei Konfessionen: Jesus-ist-(kein)-Gott [RB 33]. Abwechselnd dominieren in der zerrissenen Kirche Trinitarier und Arianer, denn die „Trinität fiel nicht vom Himmel“ [RB 15]. Bis 378 entfallen von 88 Kaiserjahren nach Konstantin I. († 337) 55 auf Herrscher mit arianischer Gesinnung [RB 33], gerechnet für alle Augusti und Caesaren. Das Christentum des 4. Jh. benötigt dringend „die immer noch fehlende endgültige Ausformulierung der Lehre“ [RB 19]; erst zum Jahrhundertende gelingt die Verketzerung der nun unerwünschten Arianer und vieler anderer zur Häresie abgestempelten Lehren.

Über Bergmeier hinausgehend ist ein oft übersehener Aspekt herauszustellen. Wenn *Jesus Menschensohn* – um einen Ausdruck von Rudolf Augstein zu gebrauchen – auf inhumanste Weise zu Tode gebracht wird, dann wäre das ‘nur’ ein von Gott begangener Mord an einem Mensch – und eine solche Gräueltat hätte niemals die Menschheit erlösen können. Dies wäre nur möglich gewesen, wenn Gott selbst sich in seiner menschlichen Natur zu Tode bringen ließ, so man innerhalb des christlichen Denkens bleibt (einem Andersgläubigen ist derartige Logik nicht zu vermitteln). Indem Arius nur den Menschen Jesus akzeptierte, gäbe es keine Erlösung der Menschheit durch Kreuz und Auferstehung, keine Vergöttlichung des Menschen (so Athanasius), auch kein Altarsakrament, keine hl. Wandlung, keine Transsubstantiation von Brot und Wein in Fleisch und Blut Christi. Das könnte so weit führen, dass in arianischen Kirchen sogar der Altar für das Opfer fehlte und durch das Taufbecken ersetzt wurde. Solches scheint der Archäologe Paul Gleirscher in einer der Kirchen vom bzw. beim slowenischen Celje (lat. Celeia) gesehen zu haben [götter 2011].

Angesichts derartiger Konsequenzen, die nur selten ausgebreitet werden, lässt sich der erbitterte Kampf verstehen, in dessen Verlauf die katholische Kirche mitsamt ihren Glaubensbekenntnissen und Dogmen eine sehr schwere Geburt erlebte. Wer hätte das erfinden sollen und gleichzeitig die letztlich siegreichen, christlichen Trinitarier in ihrer intoleranten Wut und Geiferei bloßstellen sollen? (Die Arianer „wälzen sich wie Schweine und Hunde in ihrem eigenen Kot“, so der ehrwürdige Kirchenvater Athanasius [RB 47].)

Und noch schlimmer: Das drohende Schisma wird nicht durch ränkische Bischöfe abgewendet, sondern durch die Eingriffe der Staatsmacht [RB 49]. Denn Theodosius erklärt „ziemlich unromantisch das Christentum per Dekret und Strafandrohung zur Staatskirche“ [RB 227; vgl. 147]. Er setzt, was gerne übersehen wird, 380 die trinitarische gegen die arianische und andere Konfessionen durch:

„Die diesem Gesetz folgen, sollen die Bezeichnung katholischer Christ beanspruchen, die anderen aber, nach unserem Urteil Unsinnige und Verrückte, sollen die schimpfliche Ehrenminderung der Häresie erleiden [...] Und sie sollen fürs erste durch ein göttliches Gericht, dann aber auch durch die Ahndung unseres richterlichen Einschreitens [...] bestraft werden“ [RB 231; ähnlich 57].

Von den nachfolgenden rund 60 Edikten sind 23 direkt „gegen die christlich-häretische Konfessionen gerichtet, dreizehn gegen die Heiden und sechs gegen die Juden [RB 232]. Die Klarheit des Theodosius, der sich selbst bei der Synode von Konstantinopel (381), als es um die Integration des Hl. Geistes zur Komplettierung der Trinität geht, nicht von Bischöfen oder Patriarchen beraten lässt, stößt Theologen ab, die seine Wirkung kleinreden [vgl. RB 233]. Und sie ruft schon im 4. Jh. die christlichen Fälscher auf den Plan. Aus ihren überaus kreativen Ateliers – ein Faußner-Wort – stammen Kirchengeschichten und die *Vita Constantini*: „korrumpierte Heldengesänge [...], ideologische Marktschreierei, überzogen von einer üblen Gefälligkeitpatina“ [RB 87]. Seine Kritik gilt insbesondere Eusebius und Laktanz und umfasst ein ganzes Kapitel [RB 51-90]. Aber sie alle können sich auf ein Paulus-Wort berufen:

„Wenn aber Gottes Wahrhaftigkeit infolge meines Lügens um so stärker zu seiner Verherrlichung hervorgetreten ist, warum werde ich dann noch als Lügner gerichtet?“ [Römerbrief 3,7 lt. RB 64].

Für Bergmeier [RB 158] wendet sich Konstantin ab dem Jahr 310 dem Sonnengott Sol zu, ohne die anderen Götter herabzusetzen, weshalb der Heide und Konstantins-Neffe Julian um 360 feststellen kann: „Drei Generationen seiner Familie hätten der Sonne gedient“ [RB 220]. Wenn Konstantin 330 sein neues Rom gründet, geschieht das auf heidnische Art und Weise: Auguren und Astrologen werden zugezogen, die Einweihung wird von Heiden vollzogen, die Stadt wird mit antiken Götter- und Heldenstatuen geschmückt, dazu mit

einem Jupitertempel und mit einer Konstantin-ist-Sol-Statue [RB 182-186]. Er habe zwar auch Kirchen bauen lassen, aber die Nachrichten darüber sind mit großer Zurückhaltung zu werten [RB 189 f.]. Die ihm zugeschriebene Apostelkirche (Mausoleum) fällt laut Eusebius so bescheiden aus, dass Justinian sie abreißen und 550 neu bauen lässt [RB 208].

„In diesem Zusammenhang darf auch einmal die Frage an die Autoren der christlichfreundlichen Konstantin-Biographien gestellt werden, wie sie eigentlich »christlich« definieren? Was ist an einem Kaiser christlich, der das halbe römische Reich zwölf Jahre lang mit Bürgerkriegen überzieht, um Alleinherrscher zu werden, der seinen Schwiegervater hängen, seinen Schwager erwürgen, dessen Sohn Licinianus zum Sklaven degradieren und anschließend tot schlagen lässt, der 326 seine junge Ehefrau Fausta, wie zuvor Kaiser Nero, im überhitzten Bad verschmachten und seinen 21-jährigen Sohn Crispus vergiften lässt, der anschließend alle der *damnatio memoriae* unterwirft, der Namenstilgung in Münzprägung und auf Inschriften, der 335 den übermütig gewordenen Verwalter der kaiserlichen Kamelherden in Zypern und Gegenkönig Calocaerus lebendig verbrennen lässt, der noch nicht einmal »Taufscheinchrist« ist, der also offensichtlich ziemlich aus der christlichen Art schlägt? Was ist christlich an einem Kaiser, der einen »Brief an die Kirchen« schreibt, in dem er das »verhasste Volk« der Juden anklagt, sie hätten ein »gottloses Verbrechen« begangen und allen – nach seiner Interpretation – Nichtgläubigen vorwirft, sie seien »wahnsinnig« und »von Sinnen«?“ [RB 249 f.]

So stellt sich unmittelbar die Frage: Wer hat den Anbeter des Sol Invictus zum Begründer des Staatschristentum erhoben? Es kommen nur spätere christliche Schriftsteller in Frage, die aus Konstantin eine mächtige Gestalt und den Stammvater 'der' Christen erzeugten, in erster Linie Laktanz und Eusebius von Caesarea.

Aktuelle Ansätze aus unseren Reihen

Gunnar Heinsohn [2011, 434-441] beschäftigt sich mit den 'unchristlichen' Münzen Konstantins und seiner Nachfolger. Dem wird auf S. 675 geantwortet. Seinen Ausführungen zu der spes-publica-Münze und vor allem zum Christogramm (XP; Chi-Rho) kam Bergmann [RB 2010, 109-122] zuvor, der belegt, dass ab 1972 der vorchristliche Ursprung dieses Monogramms nachgewiesen worden ist [RB 119]. Zur spes-publica-Münze [Abb. Heinsohn, 437] merkt Bergmeier [RB 267 f. mit Verweis auf 131-137] an:

„Die Münze bleibt also eine Überraschung, deren Effekt sich nur dann auflöst, wenn das »XP« nicht als Christogramm, sondern als ein Symbol des Sonnengottes identifiziert wird.“

Es kommt hinzu, dass im Prägejahr dieser Münze Konstantin den Presbyter Arius rehabilitiert [RB 269] und ab da bis 378 der Arianismus für die Kaiser im Osten dominant bleibt.

Licht fällt auch auf das Kreuz-Symbol bei den frühen Christen. *Jan Beaufort* [319] spricht von einem regelrechten „Kreuzchristentum“, das von den *Kopten* herrühre und die friedlichen Urformen des Christentums überlagert habe. Auch hier steuert Bergmeier Fakten bei, insoweit solche überhaupt zu finden sind. Innerhalb der Kirche wird weniger der Zeitpunkt der Kreuzauffindung durch Helena als die Mitte des 4. Jh. favorisiert, in der Forschung wird häufig „das Konzil von Ephesus (431) als Termin für die offizielle Einführung des Kreuzes als christliches Zeichen genannt“ [RB 127; s.a. 130]. Davor wurde das Kreuz „ohne direkten Bezug zur »Kreuzigung« als allgemeines Heil- und Schutzsymbol auch von den christlichen Gemeinden aufgenommen“ [RB 127]. Ein spezielles Kreuzchristentum ist daraus m. E. nicht abzuleiten. Sicher ist hingegen, dass sich die – höflich ausgedrückt – energischste Variante des Christentums durchgesetzt hat, denn ihr Sieg resultiert aus „der unbegrenzten Streitlust der Bischöfe“ [RB 36], die zumindest verbal vor nichts, ansonsten vor fast nichts zurückschreckten. Nicht zu überzeugen wäre Bergmeier hingegen von der durch Beaufort [323-326] postulierten Fiktionalität der Arianer, die ihm verständlicherweise unbedingtes Faktum sind.

Michael Meisegeier [2010] ging davon aus, dass Konstantin kein Christ sein konnte und deshalb auch keine Kirchen gegründet hätte. Darüber herrscht Einverständnis mit Bergmeier, der nur eine einzige ihm zugeschriebene Kirche nennt, aber auch für diese byzantinische Apostelkirche respektive Konstantin-Mausoleum einen Bau nicht früher als 22 Jahre nach dessen Tod berichtet [RB 208]. Kein Einverständnis gäbe es für Meisegeiers nächsten Argumentationsschritt: Nicht Theodosius habe die Reichskirche gegründet, sondern erst Justinian I. [RB 617]. Unter Berufung auf seine einzige Quelle Errington unterstellt Meisegeier, dass die zahllosen Edikte Theodosius' fast keine Wirkung entfaltet hätten. Dem habe ich bereits widersprochen [2011, 257 f.]. Bergmeier [RB 227-238] hat hierzu auch die Begründung vorgetragen, dass den christlichen Autoren ein selbstherrlich agierender Kaiser ohne bischöfliche, patriarchalische oder gar päpstliche Beratung missfallen hat, weshalb dessen Edikte nicht gewürdigt wurden. Insofern bleibt Meisegeiers Behauptung [2011, 383], unter Theodosius ist „nach meiner Meinung kein Kirchenbau und auch kein Baptisterium errichtet“ wurden, unbegründet. Für San Vitale in Ravenna belässt er Justinian immerhin als Bauherrn. Aber für das übrige Italien lässt er größere Kirchen wie San Lorenzo Maggiore in Mailand nicht als spätantike Bauten gelten, weil erst durch Justinians Rückeroberung hier das Christentum zur Reichskirche geworden sei [ebd. 390]. Im dritten Schritt wird

auch Justinian als Bauherr ausgeschlossen, worauf diese Kirche (wie viele andere von ihm) ins 11. Jh. verschoben wird [ebd. 392].

Dabei bleibt unbeachtet, dass bereits ab 311, mit Galerius' Toleranzedikt von Nikomedia, den christlichen Konfessionen die Kultausübung und der Kirchenbau gestattet werden [RB 104 f.; wiki → Toleranzedikt von Nikomedia]. (Die Mailänder Vereinbarung von 313 zwischen Konstantin und Licinus hinkt dem Edikt nach und dürfte aus der Überlieferung zu streichen sein [RB 164, unter Rückgriff auf den *Großen Pauly* u. a.].) Ab jetzt und damit fast während des gesamten 4. Jh. konnten sich die Christen entfalten und Kulträume bauen. Einem Schluss wie dem nachfolgenden Meisegeiers für das syrische Kalat Siman fehlt also die Basis:

„Da es am Ende des 4. Jh. noch keine Reichskirche gab, kann diese aufwändige Anlage nicht dem 4. Jh. angehören. Aber auch für eine Errichtung unter Justinian sind Zweifel anzumelden.“ (vgl. S. 562)

Außerdem müsste dann geschlossen werden, dass es erst ab Justinians Reichskirche auch christliche Begräbnisse geben konnte. Damit verlöre die in Mittel- und Westeuropa ab 350 zunehmend zu beobachtende Drehung der Gräber von Nord-Süd nach West-Ost samt abnehmenden Beigaben ihre Begründung. Was träte an die Stelle der einsetzenden Christianisierung?

Wenn Bergmeier betont hat, dass bis 378 insgesamt 55 Kaiserjahre arianisch bestimmt waren (s. o.), dann wird Meisegeier [2010, 619] entkräftet, der die Meinung vertrat: Warum wären die Ostgoten und andere germanische Völker zum Arianismus übergetreten, „wenn das Umfeld katholisch war?“ Für eine Nichtbekehrung der Germanen braucht es demnach eine stärkere Begründung.

Bergmann bezieht auch die uns immer wieder beschäftigende Schriftarmut der Spätantike in seine Überlegungen ein. Für ihn ist keine dekadente Kultur zusammengebrochen, sondern christliche Eiferer haben der antiken Toleranz und seinem vielfältigen Schrifttum den Garaus gemacht. Aus mehreren Millionen Titeln noch im 4. Jh. [RB 53-62] wurden fast alle „vor kurzem vom Erdkreis ausgelöscht“, so Johannes Chrysostomos († 407) [RB 59]. „Dagegen ist die Kirchenliteratur fast unversehrt überliefert“ [RB 60; generell Bergmeier 2011b].

Schließlich stellt Bergmeier Überlegungen über die Anzahl der Christen im 4. Jh. an, die zeigen, dass zu Konstantins Zeiten zumindest in einem noch weitgehend christenlosen Rom keine großen Basiliken gebraucht worden sind, um die kleine Gemeindeherde zu bergen. Sie müssen also eher verjüngt als veraltet werden – ein Punkt für Meisegeier.

2007 schreibt der damalige Bischof von Trier und heutige Kardinal von München, Reinhard Marx, in seinem Grußwort des Trierer Ausstellungskatalogs, dass

„das Engagement der katholischen Kirche in der konstantinischen Wende begründet sei und »Konstantin mit seiner Hinwendung zum Christentum« nicht nur die Entwicklung der Kirche entscheidend gefördert, sondern zugleich das christliche Erbe Europas begründet habe“ [RB 240].

Angesichts der widersprechenden Fakten und der vielfach schwankenden Ansichten trägt diese Einschätzung nicht. Wenn Alexander Demandt in der Wirkung Konstantin d. Gr. sogar Karl d. Gr. übertreffen lässt [RB 234], dann bringt uns das ins Grübeln. Dumbs lässt anklingen, das hier eine Fiktion der anderen die Hand reicht oder dass die Konstantinsfigur bis zur Unkenntlichkeit übermalt ist. Was mag sich als einstige Realität herausstellen? Es dürfte sich um eine partielle Übermalung handeln, sonst hätte man nicht die vielfachen Verbrechen Konstantins, die selbst einem Nero noch mehr Hass eingebracht hätten, einfach stehen lassen.

Literatur

- Augstein, Rudolf (1974): *Jesus Menschensohn*; Reinbek
ausstellung = <http://www.konstantin-ausstellung.de/>
- Beaufort, Jan (2008): Arius und Ali. Über die iranischen Wurzeln des Christentums und die christlichen Wurzeln des Islam; *ZS* 20 (2) 314-331
- Bergmeier, Rolf (2010): *Kaiser Konstantin und die wilden Jahre des Christentums. Die Legende vom ersten christlichen Kaiser*; Aschaffenburg = RB
- (2011a): *Die Konstantinische Wende*; Norderstedt (nur 18 Textseiten)
 - (2011b): *Schatten über Europa. Der Untergang der antiken Kultur*; Aschaffenburg (für den Artikel nicht rechtzeitig erschienen)
- Brandt, Hartwin (?2007): *Konstantin der Große. Der erste christliche Kaiser*; München (!2006)
- (2011): Noch mehr Licht ins Dunkel (Rezension von R. Bergmeier: Kaiser Konstantin ...; *Aufklärung und Kritik* 18 (4) 269 f.
- Dumbs, Mathias (2011): Fragen zum historischen Gehalt der Figur Kaiser Konstantin d. Gr.; *ZS* 23 (3) 581-610
- Frank, Werner (2007): Konstantin der Große in Trier; *ZS* 19 (2) 315 f.
- götter* (2011) = *Götter und magische Steine. Kultweg Bernsteinstraße*; 3SAT (TV) am 02. 10. um 21:00 (mit Statement von Paul Gleirscher)
- Heinsohn, Gunnar (2011): Ist die Spätantike eine Phantomzeit? *ZS* 23 (2) 429-456
- Herrmann, Horst (2010): Konstantin der Grobe; *Aufklärung und Kritik* 17 (2) 203-228
- Meisegeier, Michael (2010): Frühchristlicher Kirchenbau – zu früh! (I) Rom, Jerusalem, Bethlehem, Konstantinopel; *ZS* 22 (3) 612-639
- (2011): Frühchristlicher Kirchenbau ... zu früh! Teil 2: Italien (ohne Rom) und Thessaloniki; *ZS* 23 (2) 375-401
- RB siehe Bergmeier, Rolf (2010)

Österreich ohne Spätantike

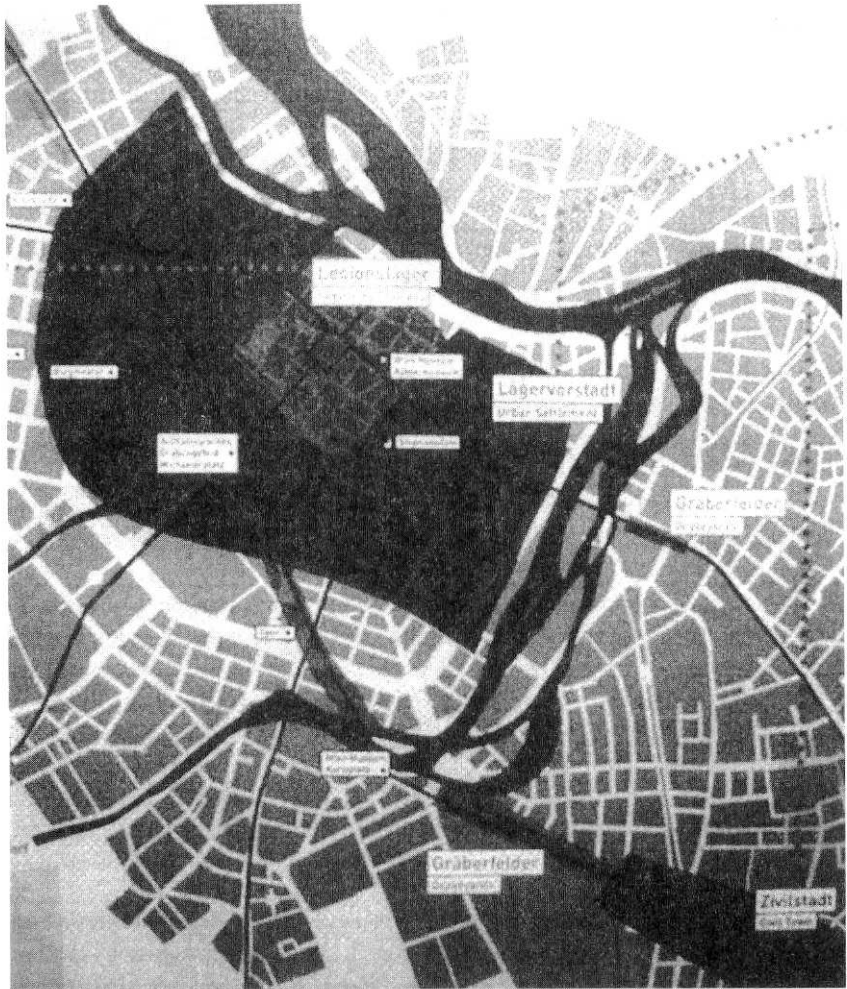
Gunnar Heinsohn

I. Warum enden Wiens Römer-Funde schon 230/250?

Vorab glaube die Chronologie! Mehr Frömmigkeit wird angehenden Historikern und Archäologen nicht abverlangt. Zwischen -750 und heute können hier ein paar Monate und dort ein paar Jahre mit Fragezeichen versehen werden. Ansonsten gilt der Gehorsam gegenüber dem chronologischen Dogma. Um es notorischen Zweiflern leichter zu machen, wird auf Übungen verzichtet, die sie anstacheln könnten. Deshalb wird keine Vorlesung darüber angeboten, wer im Jahre 1000 mit welchen Mitteln berechnen konnte, dass er sich im Jahr 1000 nach der Geburt des Herrn befindet. Hingegen wird viel Arbeit auf das Ausdenken von Hilfskonstruktionen verwendet, mit denen leere Jahrhunderte, Verdopplungen von Ereignissen oder abrupte Kulturbrüche wegerklärt werden können. Solange dabei kosmische Katastrophen und Behauptungen von schlichtweg erfundener Zeit, also von Phantomepochen unterbleiben, werden der Phantasie keine Grenzen gesetzt.

Unter den sorgfältig ergrabenen Städten, die seit der römischen Kaiserzeit in Blüte stehen, ragt Wien heraus. Seit 2009 gibt es für das 2007 eröffnete *Römermuseum am Hohen Markt* auch einen mustergültigen Katalog für das Laienpublikum. Er enthält eine Zeitleiste für das römische Wien vom Jahre 6 bis zum Jahre 430 [Vindobona 2009, 16 f.]. Auch eine Stratigraphie für das Legionslager in der Stadt liegt vor [ebd. 94]. Diese Schichtenfolge überrascht den gebildeten Leser nicht allein durch das vollkommene Fehlen des frühen Mittelalters ab 600. Sie ist ohne Befund schon ab 430 und dann gleich bis 1100. Die späteste Münze – der Ausgrabungen am Fleischmarkt – fällt sogar bereits 408 an [Mosser 2008, 17]. Natürlich trägt sie kein Datum, sondern erhält das vorab zu akzeptierende Datum des Münzherren. Gäbe es dieses Datum nicht, würde der archäologische Befund keineswegs 180 Jahre erzwingen, die jetzt zwischen die Vernichtung von Zivilstadt und Lagervorstadt im Jahre 250 und dem Ende innerhalb des Lagers veranschlagt werden.

Selbst das Jahr „250“ stellt nur eine ungefähre „Hausnummer“ dar, wie die zuständige Römerzeit-Konservatorin im persönlichen Gespräch mitteilte [12.10.2011]. Der Beginn der großen Reichskrise um 230 ist ebenso gut möglich. Für die Umbauten, die dann nur noch innerhalb des Lagers anfallen und bis maximal 430 datiert werden, könnten auch 50 oder 70 Jahre ausreichen, was dann gegen 300 auch das Fortleben Rest-Vindobonas innerhalb des Lagers beendet.



Vindobona: Rekonstruktion von Legionslager (rechteckig), Lagervorstadt (rings um den Kern) und Zivilstadt (unten rechts) im Kontext des heutigen Stadtplans [schulen]

Von den drei Jahrhunderten der Spätantike (300–600) wird in Wien nur rund ein Jahrhundert abgedeckt, wenn man von 300 bis zum Jahre 408 zählt, für das die späteste Münze bzw. das heute geglaubte Datum für ihren Prägeherren anfällt. Damit ähnelt man beispielsweise Aachen, wo ebenfalls der Zeitraum 400 bis 600 ohne Funde bleibt [Illig 2011, 88]. Dasselbe gilt für Köln, wo immer wieder verzweifelt gesuchte „fränkisch-merowingische Siedlungsbefunde“ für die Zeit von 400 bis 700 „äußerst selten“ sind [Horn 2000, 186; Illig 2011, 90]. Auch am Kölner Heumarkt fehlt „das halbe Jahrtausend“ nach den Römern bis ins. „9. Jh.“ – also 300 bis 800 – [Illig 2011, 90]. Noch merkwürdiger berührt die Berichtslosigkeit der Kölner Synagoge von „321 bis 1012“ [ebd. 99]. Über 600 Jahre lang verstummt gerade die Minderheit, aus der heraus – wegen der Risponsas – ja immer geschrieben wird. Auch ein Blick herüber nach Ingelheim, wo die Pfalz auf römischer Basis (von 300) erst ottonisch im 10. Jh. weitergeführt wird [ebd. 118], gemahnt an Wiens Stratigraphie. Auch Roms Hauptstadt in Frankreich, Lyon (Lugdunum) also, endet schon um 300:

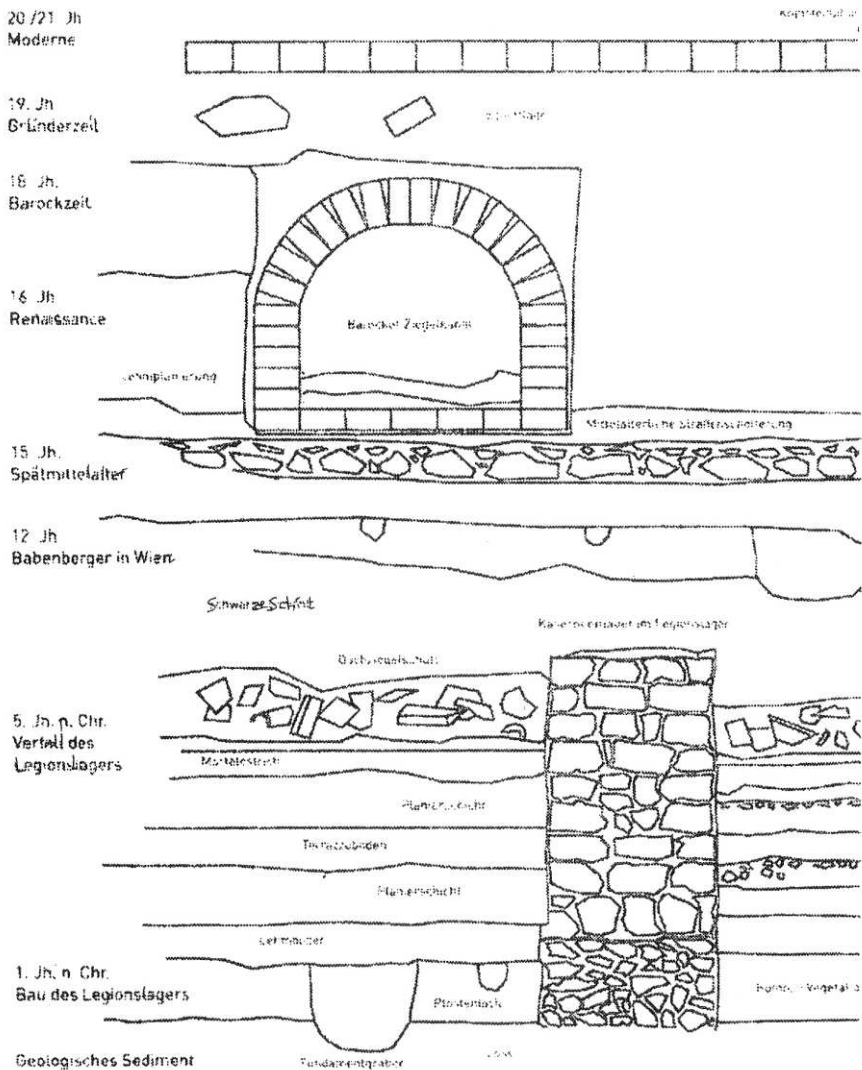
In den ersten Jahren des 4. Jahrhunderts empfängt die Stadt ihren Gnadenstoß [„dans les premières années du IV^e siècle, la cité reçoit le coup de grâce“] [fr.Wiki ↔ Lyon].

In Frankreich erklärt man das Ende Lyons mit einem Aufstieg Triers. Man weiß mithin nicht, dass die Trierer Archäologen einige der Hauptbauten der Stadt längst vom 4. in das 2. Jh. zurückgebracht haben [Heinsohn 2011b]. Selbst ein Blick ins ferne Danzig offenbart einen ähnlichen Befund. Sein Leitfossil ist der Bernstein, der seit dem Neolithikum einfallsreich bearbeitet wird. Ein besonders schönes Collier stammt aus einem römerzeitlichen Grab des 2./3. Jh. Danach reißt eine Lücke von über sechs Jahrhunderten auf, bis im 10. Jh. von neuem kunstvoll bearbeiteter Bernstein gefunden wird und auch danach – ungeachtet zahlloser Kriege und zweier Weltkriege – nicht mehr verloren geht.

Selbst das runde Jahrhundert für die Spätantike in Wiens Römerlager zwischen 300 und 408 ist mithin so eindeutig nicht. Schaut man allein auf den stratigraphischen Befund, dann würde er auch in die Zeit von 230 (große Reichskrise mit Vernichtung von Zivilstadt und Lagervorstadt) bis rund 300 passen. Wien wäre dann – wie Lyon oder Danzig – schlicht ohne Spätantike im chronologischen Sinn.

Über das Jahr 408 (Münze) oder 430 (Maximalschätzung bzw. „Hausnummer“) hinaus können die Wiener Archäologen selbst nach bewundernswert genauen Grabungen nichts mehr finden (zu den Langobarden- und Awarengräbern s. u. Kap. III) [Vindobona, 17]:

„Nach 430: Im römischen Siedlungsgebiet von Vindobona ist archäologisch bis etwa ins 9./10. Jahrhundert keine Besiedlung mehr nachweisbar“



Stratigraphie Wiens [Vindobona, 94]. Das Datum „5. Jh.“ für das Ende der Antike lautet präzise 408 (letzter Münzfund) und weicher 430. Über dieser momentan 430/08 endenden Schicht findet sich eine „schwarze Schicht“, wie sie auch in Regensburg, Aachen und Köln gefunden wurde [Illig 2011, 87 f.; siehe auch Heinsohn 2011c]. Das Datum 430/08 wird nicht von der Fundmenge ab der Zerstörung von 250/30 ermittelt. Ein evidenzbasiertes Datum liegt näher bei 300.

Dieser Befund ist den Autoren so wichtig, dass sie ihn in einem Merkblatt für englischsprachige Besucher sogar in Fettschrift wiedergeben:

„**After 430** – In the former residential areas of Vindobona, **no further archaeological evidence of a settlement can be found**“ [Timetable 2011, Fettdruck im Original].

Lässt man die Antike gegen 230 („Hausnummer“: 250) auslaufen und die Spätantike beginnen, dann fällt es immer noch schwer, die Zeit von 230 bis maximal 430 (vom harten Befund her nur bis 300) als Spätantike im römischen Sinn zu bezeichnen. Denn seine römische „wirtschaftliche und kulturelle Blütezeit erlebte Vindobona vom 2. bis zur Mitte des 3. Jahrhunderts“ [Vindobona, 15]. In der offiziellen Zeitleiste erscheint das so:

„250-300: Allmähliche Auflassung der Lagervorstadt und der Zivilstadt von Vindobona. Ein Hangrutsch zerstört weite Teile des Legionslagers und der Lagervorstadt“ [Vindobona, 17].

Ab 230 (250) werden – mit Ausnahme des Michaelerplatzes – Lagervorstadt und Zivilstadt von den Bewohnern, die innerhalb des Lagers auch nach 230 noch siedeln, als Friedhöfe benutzt [Kronberger 2006b, 26 f. und 24 (Karte); Mosser 2008, 54]. Das urbane Wien – außerhalb des ebenfalls reduzierten Lagers – ist 230 (250) untergegangen.

Leicht zu fassen ist das nicht. Als der große Theoderich – geboren im wiennahen Pannonien und italiens Imperator von 493 bis 526 – Ravenna und andere Städte erst wirklich prächtig macht, ist der zivile Kern Wiens schon ein Vierteljahrtausend tot. Noricum ripense mit Salzburg aber gehört Theoderichs Goten [Wolfram 1990, 318]. Und von Byzanz „ausdrücklich zugewiesen wurden ihnen die pannonischen Provinzen zwischen Sirmium und Vindomina-Vindobona“ [ebd. 261]. Theoderich pflegt Verbindungen mit seinem Schwager Chlodwig in Paris, aber in seine sehr viel näher gelegene pannonische Heimat vermag kein Funke überzuspringen. Dabei gehören zur Bevölkerung des Wiener Legionslagers in der Zeit nach 230 (250) „spätsueb.[isch]-germ.[anische]“ Elemente [Kronberger 2006b, 27]. Aber spätestens 430 (rein archäologisch schon gegen 300) herrscht in Wien längst Grabesstille. Theoderich ist da noch nicht einmal auf der Welt. Und doch erwähnt noch gegen 550 Jordanes Vindobona [Gética, 264], weiß aber nichts von seiner angeblich längst erfolgten Auslöschung.

Doch auch Ravenna gibt Rätsel auf. Es wird -88 römische Stadt. Caesar sammelt dort -49 seine Truppen für den Marsch auf Rom. Unter Augustus wird ihre Wasserseite zum zweitgrößten Hafen des Imperiums ausgebaut, was durch Inschriften von Seeleuten und Schiffbauern belegt wird. Schließlich spendiert Trajan gegen +100 ein imponierendes Aquaedukt. Ravenna muss eine massive Stadt sein, damit es im 5. Jh. von den Goten als Metropole erwählt werden kann. Fragt man jedoch nach den Bauschichten und Monu-

menten des 2. bis 4. Jh., ist Ravenna leer. Als Wien archäologisch blüht, scheint Ravenna archäologisch tot. Und als Ravenna archäologisch blüht, ist Wien abwesend. Kann das daran liegen, dass Wien westlich – also römisch – datiert ist, Theoderichs Ravenna hingegen oströmisch-byzantinisch? Wiens germanische Lagerbewohner ab 230 würden zu Theoderich nur passen, wenn er ebenfalls bald hinter 230 datiert würde und nicht erst im 6. Jh. stürbe.

Was nun geht in Wien unter, bevor sich ab 230/50 auch germanische Elemente dort niederlassen? Die Lagervorstadt umfasst 100 Hektar und erreicht bis „2. Hälfte 3. Jh.“ an die „15.000 - 20.000“ Einwohner. Die 52 Hektar der Zivilstadt beherbergen zum selben Zeitpunkt weitere „5.000 – 10.000“ Menschen. Innerhalb des Legionslagers (22,5 Hektar) sind es „8.000 – 12.000, davon 4.000 – 6.000 Soldaten“ [Vindobona 2009, 58 f./28]. Lediglich in einem Teil dieses Lagers soll es noch bis 408 (Münze) bzw. 430 (Maximalschätzung) weitergehen. Allerdings mutet selbst die Ausgräber ein Jahr 408 schon recht spät an:

„Frühestens am Ende des 4. Jahrhunderts scheinen sich – nach den Baubefunden zu schließen – die militärisch strukturierten und verwalteten befestigten Siedlungen [nach dem Verschwinden um 230/250 der unbefestigten; GH] an der mittleren Donau aufzulösen“ [Mosser 2008, 16 f.].

Was kann einen urbanen Komplex von 152 Hektar mit 20.000 bis 30.000 Einwohnern zum Verschwinden bringen? Auch innerhalb des Lagers geht es nicht weiter wie zuvor. Die großen Legions- und Offiziersbauten werden kleinteilig umgebaut [Mosser 2006, 25]. Doch warum wird das Ende innerhalb des Lagers nicht schon gegen 300 angesetzt, sondern eben bei 408 oder 430 gesehen? Gibt es dafür überzeugende archäologische Belege? Der Katalog des Museums am Hohen Markt zeigt Fotos von 54 römischen Fundstücken und Fundensembles direkt aus Wien. Jenseits der Münzen wird nicht eines davon exklusiv der Zeit von 300 bis 408 zugewiesen. Die drei Stücke (38, 48, 49), die das 4. Jh. wenigstens streifen sollen, sind in der folgenden wörtlichen Wiedergabe der 54 Datierungen fett gedruckt [in Klammern die Seitenzahlen aus *Vindobona*]:

- (1): „Um 50 n. Chr.“ [21].
- (2): „Ende 1. Jh. v. Chr.“ [21].
- (3): „6-41 n. Chr.“ [23].
- (4): „93-96 n. Chr.“ [23].
- (5): „Ende 1./Anfang 2. Jh.“ [32].
- (6): „Ende 1./Anfang 2. Jh.“ [32].
- (7): „1.-3. Jh.“ [33].
- (8): „1./2. Jh.“ [34].
- (9): „1. Jh.“ [34].

- (10): „2./3. Jh.“ [35]
 (11): „3. Jh.“ [35].
 (12): „Ende 2. - 1. Hälfte 3. Jh.“ [36].
 (13): „1. Jh.“ [36].
 (14): „1. - 3. Jh.“ [37].
 (15): „2. Jh.“ [38].
 (16): „1. - 3. Jh.“ [42 f.].
 (17): „1. - 3. Jh.“ [44].
 (18): „2. - 3. Jh.“ [45].
 (19): „1. Jh.“ [46].
 (20): „Mitte 2. - 2. Drittel 3. Jh.“ [50].
 (21): „1. - Mitte 2. Jh.“ [61].
 (22): „1. - Mitte 2. Jh.“ [61].
 (23): „3. Jh.“ [52].
 (24): „1. - 3. Jh.“ [53].
 (25): „1. - 3. Jh.“ [53].
 (26): „1. Jh. - 2. Jh.“ [53].
 (27): „1. - 3. Jh.“ [53].
 (28): „2./3. Jh.“ [53].
 (29): „1. - 3. Jh.“ [54].
 (30): „140/150 - 200/220 n. Chr.“ [54].
 (31): „2. - Anfang 3. Jh.“ [54].
 (32): „2./3. Jh.“ [55].
 (33): „2. Hälfte 2. - 1. Hälfte 3. Jh.“ [60].
 (34): „2. Jh.“ [61].
 (35): „2./3. Jh.“ [62].
 (36): „2./3. Jh.“ [63].
 (37): „2. Jh.“ [65].
(38): „1.-4. Jh.“ („Gussform und Rohling eines Eisenwerkzeuges“ [65]).
 (39): „1. - 3. Jh.“ [67].
 (40): „2./3. Jh.“ [67].
 (41): „1. Hälfte 2. Jh.“ [68].
 (42): „2./Anfang 3. Jh.“ [72].
 (43): „1. - 3. Jh.“ [77].
 (44): „1. - 3. Jh.“ [77].
 (45): „1. - 3. Jh.“ [77].
 (46): „2. Hälfte 2. - Mitte 3. Jh.“ [78].
 (47): „3. Jh.“ [78].
(48): „Ende 3./4. Jh.“ („Ohrring“ [78]).
(49): „Ende 3./4. Jh.“ („Ring mit Gemme“ [78]).
 (50): „1. - 3. Jh.“ [80].

(51): „2./3. Jh.“ [80].

(52): „2./3. Jh.“ [83].

(53): „2. Jh.“ [85].

(54): „2. Hälfte 3. Jh.“ [85].

Wer aus dem belastbaren archäologischen Befund die Zeit von 300 bis 408 bestücken wollte, wäre allein auf die Positionen 38, 48 und 49 angewiesen. Die Gussform nebst „Rohling eines Eisenwerkzeuges“ (Position 38) hat mit dem Zeitrahmen von 1–399 („1.–4. Jh.“) eine so große Streuung, dass sie nicht sinnvoll datiert werden kann. Mit starken Gründen könnte sie niemand exklusiv in das 4. Jh. verbringen. Die beiden Schmuckstücke (Ohring und Ring der Positionen 48 und 49) zwingt – bei einer Datierung „Ende 3./4. Jh.“ – ebenfalls niemand in das 4. Jh. Von 408 bis 600 behaupten selbst die Ausgräber Wiens keinerlei Funde. Damit ist die Zeitspanne von 300 bis 600 jedenfalls für das veröffentlichte Material fundlos.

II. Wiens rätselhafte germanische Besiedlungslücke von sechs Jahrhunderten

Archäologisch unstrittig ist, dass innerhalb des Lagers auch nach 230 (250) weiter gesiedelt wird, ob man das nun bis 300, 408 oder 430 laufen lässt. Unstrittig ist überdies, dass sich unter diesen Siedlern „verstärkt germ. Bevölkerungsgruppen“ befinden [Mosser 2006, 25]. Auch auf den Friedhöfen, in die sich Vorstadt und Zivilstadt ab 230 (250) verwandeln, finden sich – etwa um den Neuen Markt – Germanen zugehörige Gräber [Kronberger 2006b, 27].

Selbst wenn man nicht von einer Machtübernahme des Lagers Vindobona durch Germanen sprechen will, sind sie doch so mächtig, dass sie dort niemand wegzagen kann. Dann aber geschieht mit den Germanen etwas Merkwürdiges. Sie verschwinden, gehen unter und niemand weiß, wo sie verbleiben. Ob man dieses Ende 300, 408 oder 430 datiert, ändert nichts daran, dass die Lagerstadt bis ins 10. Jh. oder noch später ohne Funde ist. Nur die Mauern des Lagers bleiben erhalten – und zwar von 230 (250) bis 1200 [Opl 2006, 36].

Knapp 1.000 Jahre steht die Lagermauer, bis nach 1200 die so genannte Babenberger Mauer des Mittelalters errichtet wird und ein mehrfach größeres Gebiet umgreift. Von 300, 408 oder 430 bis in das „9./10. Jh.“ [Gaisbauer et al. 2006, 32] ragen die Mauern lediglich in den Himmel, schützen aber niemanden. Doch auch für das „9./10. Jh.“ können keine Baubefunde vorgewiesen werden, sondern nur „Keramik“ und „keramische Streufunde“ [ebd. 32]. Die vage Datierung „9./10. Jh.“ zeigt, dass harte Kriterien nicht vorliegen, weshalb bis an das Jahr 1000 (bzw. 999) herangegangen wird.

Wiens Stratigraphie in herrschender Datierung

Ab 1200 Babenberger Mauer

1200..... Ersetzung der Lagermauern durch Babenberger Mauer

1200 Germanische Weiternutzung des Innen-
bis mauerraums (Bau der Peterskirche erst
1000 („9./10. Jh.“) in dieser Periode?)

(„9./10. Jh.“) Ohne Germanen und Besiedlung für ca.
bis 600 Jahre
300/408/430

300/408/430 Germanische Zuzügler und Umbau der
bis Römerbauten (Bau der Peterskirche bereits
230(250) in dieser Periode?)

230..... Fortnutzung der Mauer des Legionslagers

230 („250“) Ende von römischer Lagervorstadt, Zivilstadt und auch der
bis römischen Legionsstrukturen innerhalb der Lagermauern
100 Beginn des römischen Legionslagers

Die Ausgräber verwahren sich gegen Wiener Kirchenbauten bereits „im 9. oder gar 8. Jh. / Arch. und bauhist. Beweise für diese Thesen fehlen allerdings bisher vollständig“ [Gaisbauer et al. 2006, 32]. Damit wird ausdrücklich die Legende zurückgewiesen, dass Großkarl 792 die Peterskirche gegründet habe und Illig einmal mehr ins Recht gesetzt. Unstrittig ist lediglich, dass noch innerhalb der Mauern des Legionslagers die Peterskirche entsteht und Wiens älteste Kirche ist. Nicht ausdrücklich bestritten wird ihre Baugeschichte, deren Befunde durchaus verwirrend wirken. Denn

„die ‚erste‘ Peterskirche entstand in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhundert, an der Stelle des jetzigen Baus, als Umbau eines Kasernengebäudes des römischen Lagers Vindobona: Sie war eine einschiffige Saalkirche basilikalischer Art, die älteste Kirche Wiens und die erste Pfarre der Stadt“ [Peterskirche.at 2008].

Erst 1137 wird eine „Kirche des heiligen Petrus in Wien urkundlich erwähnt“ [Peterskirche Wien 2011].

Umbauten innerhalb des Lagers nach 230 (250) sind unstrittig. Ob nun die Saalkirche gleich nach 230 oder erst gegen 350 gebaut wird, ändert nichts daran, dass auch vom späteren Datum bis hin zur Ersterwähnung von 1137 fast 800 Jahre vergehen. Nehmen wir an, dass der „romanische Umbau“ [Peterskirche.at 2008] gegen 1000 beginnt, dann bleibt die Peterskirche auch konventionell datiert – also ab dem maximalen Untergangs-Spätdatum von 408/30 – fast 600 Jahre unbenutzt. Stimmig würde die Baugeschichte aber dann, wenn die jetzt ins 3. und 4. Jh. datierte Zeit innerhalb des Lagers (230/50–300/408/430) direkt vor den romanischen Umbau der Peterskirche gesetzt wird. Die Wiener Zeit von 230/50–300/408/430 geriete dann in die Zeit zwischen 900 und romanischem Umbau der Peterskirche. Wien stände dann aber 900 nicht nur mit Scherben da, sondern hätte eine durchgehende Baugeschichte. Das setzt natürlich voraus, dass nicht nur die Zeit von 600 bis 900 als Phantomzeit zu löschen ist, sondern auch noch rund drei Jahrhunderte davor entfallen.

Datierung der Wiener Peters-Kirche bei Entfallen von 600 Phantomjahren

1000	Romanischer Umbau. Erste schriftl. Erwähnung 1137
230/50–300/408/430 = 900–1000	<i>(Germanen mit frühester Peterskirche)</i>

Vor 230/50	Noch keine Germanen-Dominanz (keine Peterskirche)
------------	---

Bringt man zuerst den archäologischen Befund und die schriftlichen Überlieferungen in einen sinnvollen Kontext und macht sich danach an die Zeitangaben – anstatt sich den vorgegebenen blind zu unterwerfen –, verliert auch die Geschichte Wiens ihre bisherige Absurdität. An der Peterskirche wird der Gewinn umgehend deutlich. Allerdings ist er nur zu haben bei Aufgabe von fünf bis sechs Jahrhunderten an Phantomzeit.

III. Woher rührt die Idee, dass Wien von 230 nicht nur bis 300, sondern bis 408 oder gar bis 430 über ein Stück Spätantike verfüge?

Oder: Werden die Quaden einmal im 1. und dann wieder im 4. Jahrhundert mächtig?

Der Autor hat Wiens zuständige Römerzeit-Kuratorin gebeten, einmal den nach 230 (250) im Legionslager bis 408/30 angesetzten archäologischen Stoff ohne vorgegebene Datierungen der Numismatiker und Ersteller von Kaiserlisten anzuschauen. Er hat sie gefragt, ob rein von diesem Stoff her im Maxi-

zum tatsächlich 200 Jahre erforderlich sind, um ihn ohne Kneifen unterzubringen oder ob auch 50 oder 70 Jahre reichen, ohne ihm Gewalt anzutun. Sie hat sich auf eine Antwort nicht verstehen können. Aber es gibt nach der Zerstörung von Vorstadt und Zivilstadt gegen 230 (250) nun einmal nur noch „drei Umstrukturierungsphasen“, von denen aber nur die letzte als echte Überbauungsschicht anzusehen ist [Mosser 2006, 25], so dass insgesamt auch 70 Jahre nicht zu eng würden.

Die Ausgrabungen am Judenplatz von 1995 bis 1998 bestätigen das. Dort werden zwischen 97 und 408/30 sechs Bauphasen gefunden. Auch dort bleiben für die letzten beiden Bauphasen nur 40 bis 70 Jahre. Da diese Schlussphasen diejenigen sind, in denen auch „Frauen und Kinder“ innerhalb des Lagers leben und „germanische Kultureinflüsse“ nachweisbar sind [(Mosser 2008, 27], muss die Phase IV schon 230/50 ihr Ende finden, als auch Lager-vorstadt und Zivilstadt untergehen und zu Friedhöfen werden.

Bauphasen am Judenplatz [Mosser 2008, 26 f.]. **Rechts Daten des Autors**

Ab 1100/1200	Juden-Ansiedlung; Synagogenbau	
Lücke	408(430) bis mindestens 1100.	Keine Lücke
V + VI	370-408(430) „Germanen“-Phasen	<i>bis 300</i>
III + IV	190-370	<i>bis 230</i>
II	150-190	
I	97-150	

Ihren Sachverstand schalten die Ausgräber bei den Phasen III und IV aus. Denn bei IV handelt es sich keineswegs um eine neue Bauschicht, sondern lediglich um „geringfügige Umbauten“ [Mosser 2008, 27] innerhalb von III. Hier reitet die Archäologen aber keineswegs Lust am Verrat an wissenschaftlichen Prinzipien. Sie machen die Phase III/IV deshalb fast viermal so lange wie die Phasen I und II oder V/VI, weil sie glauben, chronologischen Vorgaben gehorchen zu müssen. Dass Wien auch im 4. und frühen 5. Jh. existiert haben soll, wird also nicht mit besonderer Schichtenmächtigkeit und anderweitigem Fundreichtum belegt, sondern mit historischen Erzählungen unterfüttert, deren Datierung als Dogma einfach hingenommen wird. Zum einen bezieht man sich vage [ebd. 16] auf den für die Region einschlägigen Ammianus Marcellinus, der bei 330 bis 390 gesehen wird und von dessen Werk *Res Gestae* ein Fragment erhalten ist, das für die Zeit 353–378 gut sein soll.

Im Wesentlichen aber denkt man für ein Wien auch noch im 4. Jh. an militärische Auseinandersetzungen mit Germanen und dabei vor allem mit den

Quaden. Diese militärischen Konflikte mit Hauptschlacht von 375 gegen Valentinian I. (321–375) – werden momentan zwischen 364 und 395 gelegt [Vindobona, 17]. Dabei handelt es sich um Datierungen, die nicht archäologisch gewonnen werden, sondern aus der Literatur bzw. vom oströmischen Autor Zosimos, dessen Werk auf Griechisch geschrieben ist. Dieser Mann aus Syrien/Palästina wird ins 5./6. Jh. datiert. Seine *Neue Geschichte Roms* (*Ἰστορία νεα;* *Historía nea*) in sechs Büchern ist bis 300 rätselhaft knapp gehalten, dafür im 4. Jh. umso ausführlicher angelegt. Nicht allerdings die Zeit 364–395 findet sich bei Zosimos, sondern nur ein Bericht über die Quaden. Zosimos nun ist von Byzanz und nicht von Rom her datiert worden.

Die von Zosimos beschriebenen Quaden sind dadurch merkwürdig, dass sie – gemäß Tacitus (56–117) – schon dreihundert Jahre vor den Konflikten des 4. Jh. in bester Blüte stehen. Dem Kaiser Mark Aurel (121–180) liefern sie 169 eine bedrohliche Schlacht. Wenn nun das Vorhandensein einer Spätantike im Wesentlichen daher rührt, dass die Byzanz-Periode 0|–300 für die Befüllung der Periode von 300 bis 600 verbraucht worden und entsprechend die östliche Evidenz für 0|–300 extrem mager ist [Heinsohn 2011a; 2011b], dann handelt es sich bei den Quadenberichten aus dem 4. Jh. um ein Recycling der von Rom her datierten (Tacitus etc.) Quadengeschichten aus dem 1. Jh.

Dazu könnte passen, dass der quadische Herrschernamen Vannius (19–50) bzw. Vangio (50–?) als Wangio noch einmal vor dem letzten Herrscher namens Gabinius auftaucht, dessen Ende auf 374 gesetzt wird [Quaden 2011]. Möglicherweise handelt es sich auch bei Gabinius nur um eine Verschleifung von Vangius.

Wenn die Quadengeschichten aus dem 4. Jh. also lediglich östliche Verdopplungen der westlichen Quadengeschichten aus dem 1. Jh. darstellen, hätte ein Wien ohne 4. Jh. nichts Auffälliges mehr. Da für seine ohnehin knappe Spätantike – von 300 bis 408/30 statt bis 600 – harte Befunde, die archäologisch nicht auch zwischen 230 und 300 liegen könnten, fehlen und die weichen schriftlichen auf chronologische Kunstgebilde zurückgehen, hat Österreichs Metropole eben nur eine gegen 230 endende Antike und danach eine bis 300 gut verstaubare Spätantike. Erst recht – wie von Illig seit 1991 gezeigt – behauptet niemand mehr die Existenz eines Wiener Frühmittelalters von 600–900.

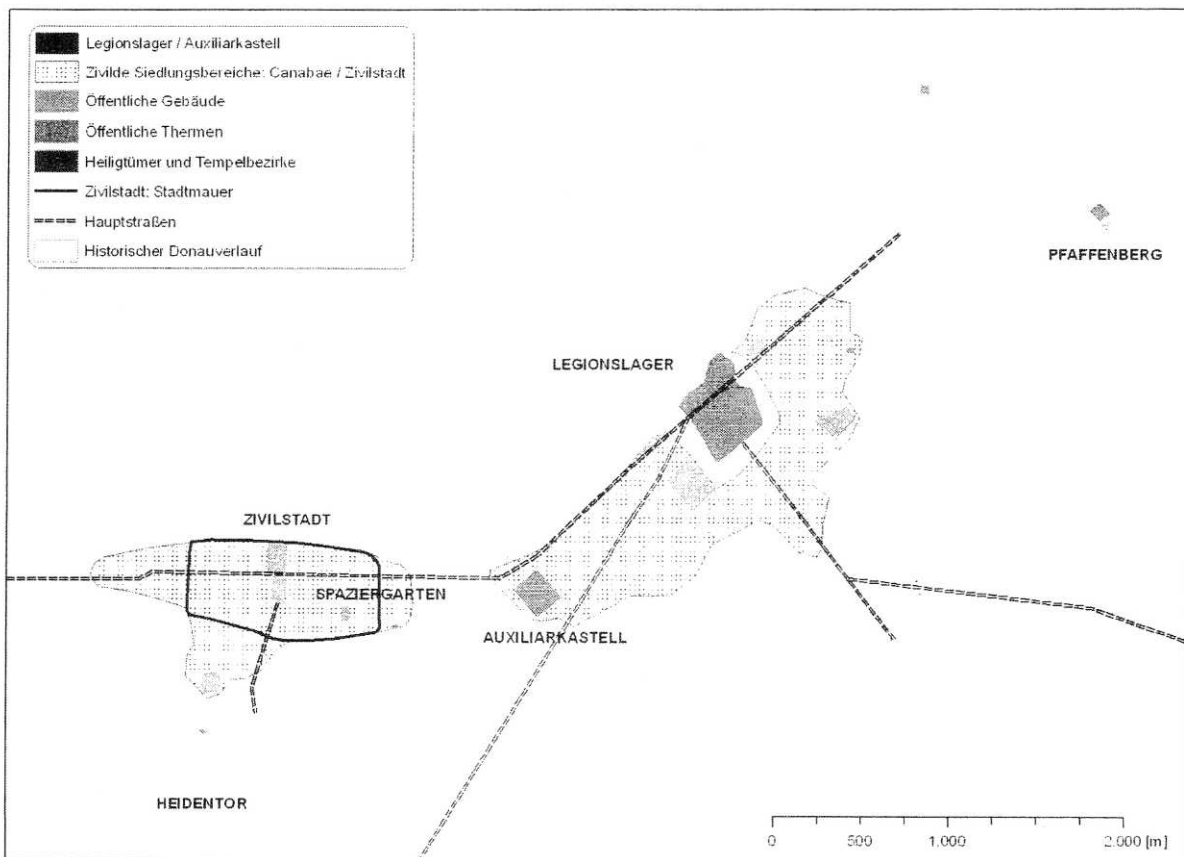
Das Datum 408 bzw. „5. Jh.“ aus der oben abgebildeten Stratigraphie für das Ende der Römerzeit ist mithin durch ein Datum von ca. 300 zu ersetzen. Die große Reichskrise des 3. Jh., die zur Beherrschung des Imperiums durch einen Goten führt (Maximinus, 235–238), ist das Ende des Reiches. Danach (also von 230/50 bis 300/408/430) beginnt bereits die germanische Besiedlung, die nach Entfallen von rund sechs Jahrhunderten im 10./11. Jh. nahtlos fortgesetzt wird.

Aber sprechen nicht die zwanzig Langobardengräber, die 1897 in Wiens sechstem Bezirk gefunden werden, für eine spätantike Kontinuität, selbst wenn diese wegen fehlender Bauten mysteriös bliebe? Heute wird zwar eingeräumt, dass niemand weiß, ob die in das 5./6. Jh. datierten Gräber (zu besichtigen im Naturhistorischen Museum) tatsächlich zu Langobarden gehören. Doch sie existieren und römisch sind sie auch nicht. Germanenbestattungen sind bereits mehr als 300 Jahre früher für Wien bezeugt und einige prächtige Fundstücke aus einem Grab der Zeit um +50 kann man im Römermuseum Hoher Markt bewundern.

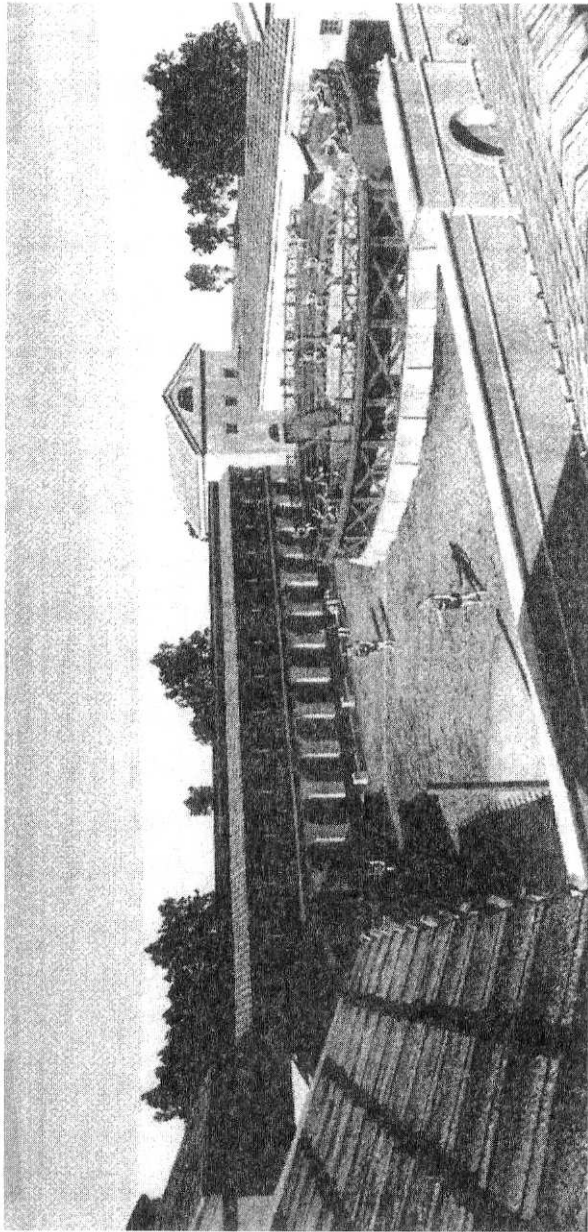
Seit dem -2. Jh. muss sich Rom germanischer Angriffe erwehren. Es verliert seine erste Schlacht -113 bei Noreia gegen die Kimbern unter Boiorix und ist seitdem in seinen Städten nicht mehr sicher. Langobarden werden in römischen Texten als militärische Gefahr seit -3 erwähnt. Im römisch-germanischen Krieg des Jahres +6 kämpfen die Langobarden im Bündnis mit dem ersten (-6 etablierten) Germanenreich unter dem Markomannenherzog (dux) Marbod (-30 bis +37), der mit Sitz in Mähren nicht sonderlich fern von Wien operiert. In einem neuerlichen Markomannenkrieg von 166 geraten Langobarden dauerhafter nach Mähren. Erst mysteriöse drei Jahrhunderte später – gegen 485 – erfolge ihre Ansiedlung in Niederösterreich. Dieses Datum wird für die Datierung der Wiener Langobardengräber als Annäherung herangezogen. Es wird nicht archäologisch, sondern über östlich-byzantinische Chronologiekonstruktionen gewonnen. Dieses wissenschaftsfremde Konzept erlaubt es, einen abgegrenzten Geschichtsblock 300 Jahre später noch einmal zu verwenden. Diese Doppelverwendung ändert aber nichts daran, dass es archäologisch nur bei einem Block bleibt. Die drei Jahrhunderte zwischen den beiden Einmärschen von Langobarden nach Mähren/Niederösterreich sind schlichtweg erschummelt. Nichts also spricht dagegen, die Bestattungen vom 5. mindestens auf das 2. Jh. zurückzunehmen. Damit entfallen die Langobardengräber als Füller für Wiens chronologische Lücke im 5./6. Jh. Dasselbe dürfte für die Wiener Gräber der mit den Langobarden marschierenden Awaren gelten. Statt das späte 3. käme – bei Entfallen von sechs Jahrhunderten – auch eine Sortierung ins frühe 10. Jh. in Frage, wenn Einhards Awarenzüge Großkarls realiter unter Carolus Simplex (879–929) erfolgen.

IV. Kann Carnuntum zwischen 300 und 600 ausgleichen, was in Vindobona/Wien fehlt?

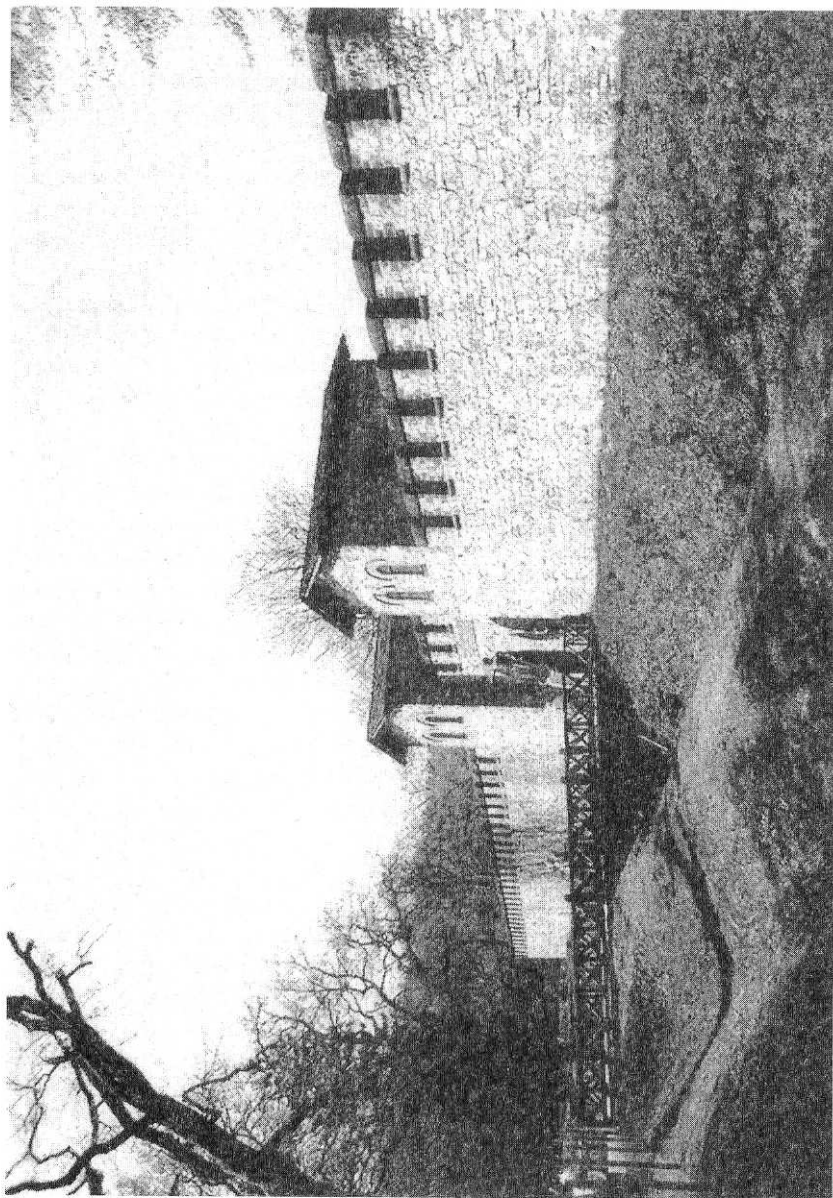
Nicht Wien, sondern Carnuntum fungiert als Roms Metropole im heutigen Österreich. Seit Trajan (98–117) ist es Hauptstadt der Provinz Oberpannonien (Pannonia superior). Mit rund 1.000 Hektar übertrifft seine Ausdehnung Vindobona um ein Mehrfaches. Es geht um „die größte archäologische Land-



Ausdehnung von Carnuntum im 3. Jh. [Carnuntum]
 Zeitensprünge 3/2011 S. 631



Rekonstruktionsversuch zur Gladiatorenschule in Carnuntum [spiegel]



Rekonstruktion des Römerkastells Saalburg in der steinernen Ausführung des 2. Jh. [saalburg].

schaft Mitteleuropas“ [Humer 2011, 6]. Sein Amphitheater aus dem 2. Jh. fasst 13.000 Zuschauer [Humer 2004, 15].

Und auch die – seit 1996 mit Bodenradar rekonstruierte – Gladiatorenschule aus dem 2. Jh. ist in den Dimensionen vergleichbar mit der berühmten Schule bei Roms Kolosseum.

Natürlich nützt die schiere Größe Carnuntum nichts für seine zeitliche Länge. Seine Spätantike wird sogar noch kürzer geschnitten als diejenige Wiens und auf 300 bis 400 (statt 408 oder gar 430) begrenzt: „Carnuntum erlebte seine Hochblüte im 3. und 4. Jahrhundert n. Chr.“ [Humer 2004, 12]. Aber auch hier wirken die 100 Jahre von 300 bis 400 weniger überzeugend als die Zeit vor 300, denn „Roms Einfluss in Pannonien kam gegen Ende des 3. Jahrhunderts n. Chr. zu einem schnellen Ende“ [ebd. 8]. Und „allerspätestens gegen 350 [middle of the fourth century] wurden die [letzten] Pflastersteine gelegt, wie sie im 20. Jahrhundert aufgefunden wurden“ [ebd. 61].

Was für Wien das *Römermuseum am Hohen Markt* leistet, erfüllt für Carnuntum das *Archäologische Museum* in Bad Deutsch-Altenburg. Auch hier datiert der ganz überwiegende Teil der Ausstellungstücke vom 1. bis zum 3. Jh. Der formidable Katalog zur Ausstellung von 2011: *Götterbilder – Menschenbilder: Religion und Kulte in Carnuntum* umfasst 1.053 Positionen. Wenn man die ersten 200 als Stichprobe akzeptiert, gibt es – neben zwei Münzen (Nr. 128 und Nr. 129) – nur drei Objekte, die exklusiv nach 300 datiert werden. Dabei handelt es sich um eine Reibschüssel (Nr. 56) –, die vague ins „4. Jh. n. Chr.“ datiert wird [Humer/Kremer 2011, 172], für die aber auch eine frühere Küche in Frage käme. Hinzu kommt ein Votivaltar (Nr. 158), der bei „308 n. Chr.“ liegen soll [ebd. 205]. Schließlich folgt noch eine Altarbasis (Nr. 172), die das Jahr „313 n. Chr.“ bekommt und „die späteste datierbare Inschrift aus dem Heiligtum auf dem Pfaffenberg“ darstellt [ebd. 209]. (Es ist an dieser Stelle zweitrangig, dass der Autor die oströmische Datierung der beiden Altäre für Konstantin den Großen etc. ins frühe 4. Jh. nicht mitmacht, sondern ganz nahe an |0| heranbringt. Nichts spricht dafür, dass sich zu einer Zeit an der Donau Kaiser treffen, als die Hauptteile Wiens längst Friedhöfe sind, innerhalb des Wiener Lagers Germanen das Sagen haben und Carnuntum ebenfalls kurz nach der Visite untergeht.)

Die ganz überwiegend vor 300 liegende Datierung der Stücke bestätigt sich auch an den Keramikteilen in den Schaukästen des Grabungsmuseums direkt in Carnuntum. Sie werden nach Importländern wie folgt datiert [Humer 2004, 64-67]:

- *Gallia*: „First half of the 2nd century“, „middle of the 2nd century“.
- *Germania*: „Middle of the 2nd century up to the 4th century“.
- *Rhaetia*: „2nd half of the 2nd up to the 3rd century“.

- *Pannonia*: “Second half of the 1st century up to the first half of the 2nd century; “1st century up to the 3rd century”.
- *Levante*: Ohne Datierungen.
- *Italia*: “From the 1st century up to the middle of the 2nd century”.
- *Africa*: “From the middle of the 3rd to the 4th century”; “*late 4th to the beginning of the 5th century*”.
- *Hispania*: Ohne Datierungen.

Ein einziger Fund – eine als „Spatheion“ bezeichnete kleine Weinamphore – wird exklusiv nach 300 datiert (“late 4th to the beginning of the 5th century”). Aber sie hat ihre Datierung nicht von Carnuntums Stratigraphie her, sondern aus Afrika, wo ihre Herkunft vermutet wird. Es ist also zu prüfen, auf welchem Wege dortige Amphoren dieses Datum erhalten haben. Haben die afrikanischen Ausgrabungsplätze mithin auch entsprechende Amphoren aus dem 1. und 2. Jh.? Oder gibt es da eine rätselhafte Leere? Und ist dann das 4./5. Jh. nicht etwa der Stratigraphie, sondern der oströmischen Datierung geschuldet, die durch Verwendung der realen weströmisch datierten Jahrhunderte |0|–300 für die Zeit nach 300 zustande gekommen ist [Heinsohn 2011a; 2011b]?

Fragt man, warum bei der fast durchweg vor 300 datierten Fundlage für Carnuntum überhaupt eine Zusatzspanne bis 400 in Ansatz gebracht wird, dann kommt auch dabei der Textstoff aus Zosimos zum Zuge. Durch seine späte, weil byzantinische Datierung werden die Reibereien mit den Quaden, die bei römischer bzw. westlicher Datierung im 1. Jh. beginnen, 300 Jahre später noch einmal aufgeführt. Dass es sich hier um eine schlichte Verdopplung handelt, bestätigt sich auch daran, dass nirgendwo Siedlungsreste für eine dreihundertjährige Quadengeschichte in Roms Nachbarschaft vermutet oder gar behauptet würden.

V. Blüht wenigstens Veldidena von 300 bis 600 als Roms Bastion in Tirol?

Veldidena bei Innsbruck soll um die Wende vom 3. zum 4. Jh. als quadratisches römisches Heerlager mit 72 m Seitenlänge entstehen und dann bis zu seiner Zerstörung durch Bajuwaren im Jahre 600 in Blüte stehen. Das Kastell imponiert durch 2,5 m dicke Mauern, vier quadratische Ecktürme mit 8 m Seitenlänge und 16 m Höhe sowie vier mauermittige Türme, von denen allerdings nur der Turm mit dem Eingangstor dieselben Dimensionen wie die Ecktürme aufweist, während die übrigen drei schlanker ausfallen. Zwei dreischiffige Pfeilerhallen von 60 m Länge innerhalb der Mauern geben Platz für insgesamt 500 Mann. Eine ähnliche Halle findet sich außerhalb der Befestigung.

Nach der Zerstörung Veldidenas durch Bajuwaren (bislang um 600 gesehen) beginnt eine lange dunkle Zeit [Veldidena 2011], bis im Jahre 1138 das Stift

Wilten auf dem Gelände des Heerlagers hochgezogen wird. Damit ist unstrittig, dass die von Illig als Phantomzeit dechiffrierte Periode 600–900 auch in Veldidena/Wilten fehlt.

1916 beginnen Ausgrabungen südwestlich des Kastells von Veldidena. Keineswegs überraschend finden sich dort die Überreste einer römischen Nekropole. Deren Artefakte überraschen allerdings dadurch, dass sie – nach Abgleich mit anderen römischen Funden Österreichs – spätestens ins „2.-4. Jh.“ [Pleyel 1987, 307] datiert werden müssen. Das 4. Jh., in dem Veldidena überhaupt erst richtig in Gang kommen soll, hat mysteriöserweise zu eben diesem Zeitpunkt umgehend auch Veldidenas letzte römische Begräbnisse. Denn eine zweite Nekropole für die Zeit von 300–600 ist nie gefunden worden. Zugleich ist unbekannt, welche römische Einrichtung die Leichen für die Nekropole ab dem 2. Jh. geliefert hat.

Warum soll das Kastell – anders als die Nekropole – erst vom 4. bis zum 6. Jh. seine militärischen Aufgaben erfüllen und dafür ohne Friedhof auskommen? Seine Architektur unterscheidet sich schließlich nicht von den Kastellen des 1. oder 2. Jh., was exemplarisch an der rekonstruierten Saalburg (nordwestlich von Bad Homburg vor der Höhe) gezeigt sei (s. S. 633), die im 1. Jh. begründet, aber erst im 2. Jh. auf Steinbau umgestellt wird.

Als Begründung für die Blüte Veldedinas vom 4. bis zum 6. Jh. wird seine Erwähnung im so genannten *Antonini Itinerarium* herangezogen, das Entfernungen auf etlichen Straßen des Imperiums verzeichnet. Nun gibt es eine Vermutung, dass die heute verfügbare Kopie des Itinerars aus der Zeit Diokletians stamme, dessen Herrschaft bei 284–305 gesehen wird. Da Maximianus Herculeus (240–310) als einer von Diokletians Unterkaisern („Caesaren“) fungiert und Aktivitäten Richtung Donau entfaltet, wird er als potentieller Gründer Veldidenas ins Auge gefasst, woraus ein Entstehungsdatum von 286 resultiert [Veldidena 2011]. Aber auch Konstantin der Große (270/88–337) gilt als möglicher Gründer Veldidenas [Pleyel 1987, 307], was die Entstehungszeit des Kastells an den Beginn des 4. Jh. bringt. Beweise gibt es weder für den einen noch für den anderen Herrscher.

Für die Ermittlung der Abfassungszeit des Originals des *Antonini Itinerarium* wird nach Bezügen für den Antoninus aus dem Titel gefahndet. Dafür kommen Antoninus Pius (86–161), aber auch Antoninus Caracalla (188–217) infrage. Als gesichert gilt lediglich, dass Ergebnisse aus den großen Erhebungen unter Caesar (100–44) und Augustus (-63 bis +14) in das Itinerar eingegangen sind. Damit würde es chronologisch bis in das 1. Jh. zurückreichen. Insgesamt ergibt das eine Abfassungszeit zwischen 14 (Tod des Augustus) und 217 (Tod des Caracalla). Caracalla scheint kein schlechter Kandidat zu sein, denn unter ihm – bzw. unter dem ebenfalls 217 sterbenden Septimius Severus – werden im heutigen Österreich letztmals Siedlungen zur autonomen

Stadt (*municipium*) erhoben [Pleyel 1987, 28]. Caracalla wird uns ohnehin noch interessieren müssen [Heinsohn 2011c], weil er merkwürdigerweise auch der letzte Kaiser ist, den Boethius (485–526) im *Trost der Philosophie* erwähnt [Boethius o.J., 64]. Warum der gebildetste Römer seiner Epoche sämtliche Kaiser aus den 300 Jahren zwischen Caracalla und sich selbst unerwähnt lässt, gilt bislang als unbegreiflich.

Beschränkt man sich bei der Datierung Veldidenas auf den harten Befund aus den Gräbern und auf die architektonische Form und Bauweise, dann gehört seine Gründung in das 2. Jh., in dem auch andere Kastelle des Donauraumes in Stein modernisiert werden.

VI. Ist Brigantium/Bregenz als Roms Kriegshafen am Bodensee auch noch nach 300 aktiv?

Womöglich schon unter Kaiser Claudius, dessen Regierungszeit von 41 bis 54 läuft, soll Brigantium, das heutige Bregenz, autonome Stadt (*municipium*) geworden sein. Das kann kaum verwundern, da auf dem Ölrain ein römisches Kastell bereits -15 durch die Augustus-Stiefsöhne Drusus (-38 bis +9) und Tiberius (-42 bis +37; Kaiser ab +14) gegründet wird. Um dieses Lager entsteht zuerst ein Dorf und daraus – gegen Mitte des 1. Jh. – die Stadt mit Forum (5.000 m²), Thermen, Tempeln, Basilika, Markthalle und Kaiserkultbezirk [dazu Ertel et al. 2011]. Seine militärische Bedeutung gewinnt Brigantium durch den Sitz des Präфекten für die Bodenseeflotte sowie als Ausgangspunkt einer Straße nach Augsburg (Augusta Vindelicorum) über Kempten im Allgäu (Cambodunum).

„Ihre Blütezeit hatte die Stadt [...] unter der Herrschaft der Kaiser Traian [53–117; Kaiser ab 98], Hadrian [76–138; Kaiser 117] und Antoninus Pius [86–161, Kaiser 138]“ [Pleyel 1987, 315],

also im 2. Jh. Mit den Markomannenkriegen Mark Aurels (121–180; Kaiser 161) beginnt der Abstieg. Die Alamannenkriege – beginnend 233 – bringen 259/60 den Untergang. Danach habe es womöglich eine Reparatur durch einheimische Kelten gegeben [Bregenz 2011]. Gleichwohl:

„Über die Situation vor 270 findet sich in der modernen Fachliteratur so gut wie nichts. Niemand hat bisher untersucht, ob die früheren Germaneneinfälle nach Raetien bzw. die allgemeine Verunsicherung in den Rhein-/Donauprovinzen Brigantium insofern betroffen haben könnten, dass es – wenn schon nicht zu eindeutigen Zerstörungen im Stadtgebiet – zumindest zu Veränderungen in der Siedlungsstruktur kam, etwa in Form einer Reduzierung des Siedlungsareals (eventuell verbunden mit einem Bevölkerungsrückgang) oder einer Verlagerung des Schwerpunkts der Siedlungstätigkeit innerhalb des Ölrains“ [Kopf 2007].

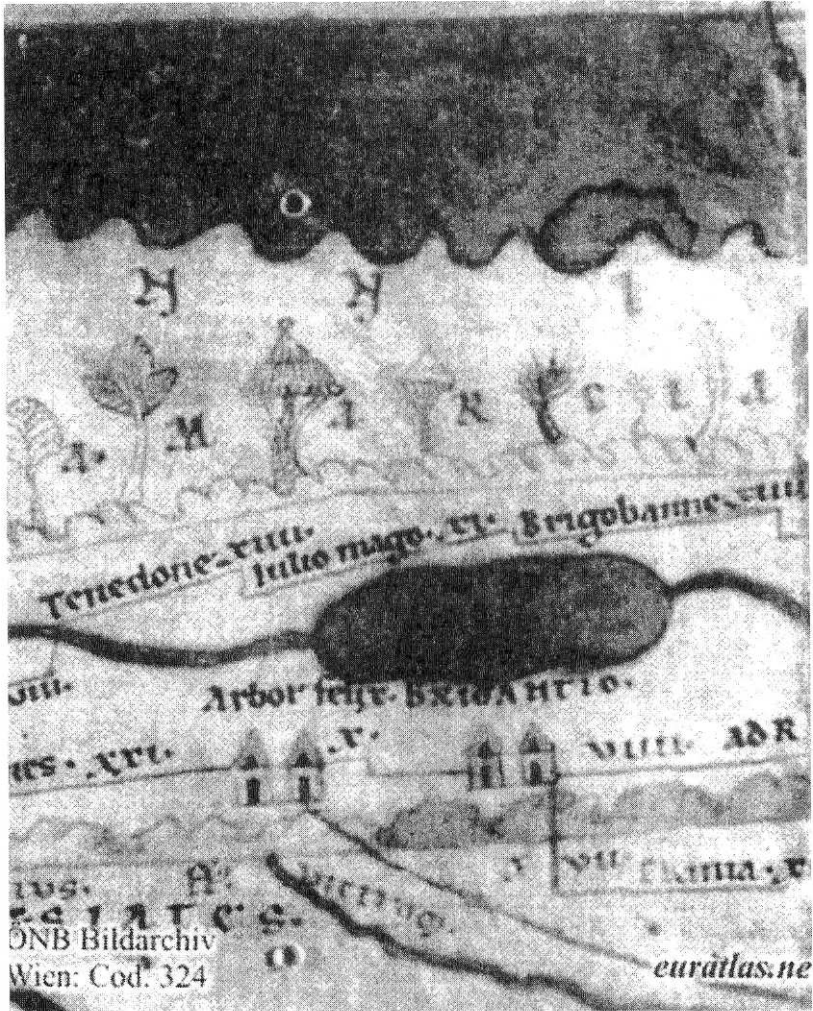
Doch bereits für das 3. Jh. ist eine auffällige Minderung der Siedlungsdensität unstrittig:

„Der Rückgang im datierenden Kleinfundmaterial Brigantiums und die geringe Zahl an bisher (!) dem 3. Jh. zuweisbaren Gräbern, sowie die anhand der Kartierungen festzustellende Siedlungsreduzierung auf den inneren Kernbereich ergeben nicht nur ein in sich selbst stimmiges Bild, sondern passen auch gut zu den archäologischen Befunden des 3. Jh. in benachbarten römischen Zivilsiedlungen (Kempten, Chur und Konstanz). [...] Meine Untersuchungen lassen darauf schließen, dass Brigantium im 3. Jh. ebenso ‘verkümmerte’, wie es im Fall der besser erforschten römischen Siedlungen Cambodunum/Kempten und Curia/Chur einigermaßen gesichert ist und sich im Fall der römischen Siedlung von Konstanz anhand des Rückgangs im Fundmaterial andeutet“ [Kopf 2007].

Was soll nun für eine Fortexistenz von Brigantium in der Zeit nach 300 sprechen? Immerhin zeigt sich die Stadthistorie überzeugt, dass es weitergeht: „Die Festung blieb nach 300 n. Chr. militärisch wichtig“ [Bregenz 2011]. Erst gegen 390 unter dem Feldherrn Stilicho (360–408) gelange man ans „Ende der hiesigen Römerherrschaft. / Späteste reguläre Münze ist eine Kleinbronze des Kaisers Honorius (395–423)“ [Pleyel 1987, 316, 324].

Die vermeintliche Entdeckung einer Kaimauer des römischen Hafens bei Bauarbeiten im Jahre 1968 gilt als stärkster archäologischer Hinweis auf Brigantiums Weiterleben im 4. Jh. Denn der die Mauer tragende hölzerne Pfahlrost wird dendrochronologisch zwischen 372 und 378 datiert [Ertel 2002]. Damit allerdings wäre der unstrittige römische Flottenstützpunkt des 1. und 2. Jahrhunderts ohne Hafen und die „Kaimauer“ von 372–380 bliebe ohne dazugehörige römische Stadt.

Mittlerweile wird für die 1968 gefundene Konstruktion statt einer Kaimauer auch der Teil einer Kastellbefestigung für möglich gehalten, was aber die chronologischen Probleme unverändert ließe. Mangels eindeutiger Hölzer bereits für die Jahre 600 bis 900 bleibt die Dendrochronologie für die Zeit vor dem 2. Jtsd. ohnehin ein dubioses Instrument. Was immer nun gefunden wurde – Kaimauer oder Kastellabstützung –, es spricht nichts für einen wuchtigen Bausolitär im 4. Jh. nach den Verheerungen Brigantiums ab 233. Mithin liefert auch Bregenz keine harte Evidenz für die Spätantike von 300 bis 600. Was aber ist mit den Münzfunden nicht nur in dieser Stadt, sondern überall in Europa? Streuen die nicht passabel über den ganzen Zeitraum von |0| bis 600 und auch darüber hinaus?



Brigantium auf der Peutinger-Karte [Reproduktion der Karte; Sammlung des Autors]

VII. Kontinuierliche Münzgeschichte über das Jahr 300 hinaus, aber Ende der Medaillen schon vor 300?

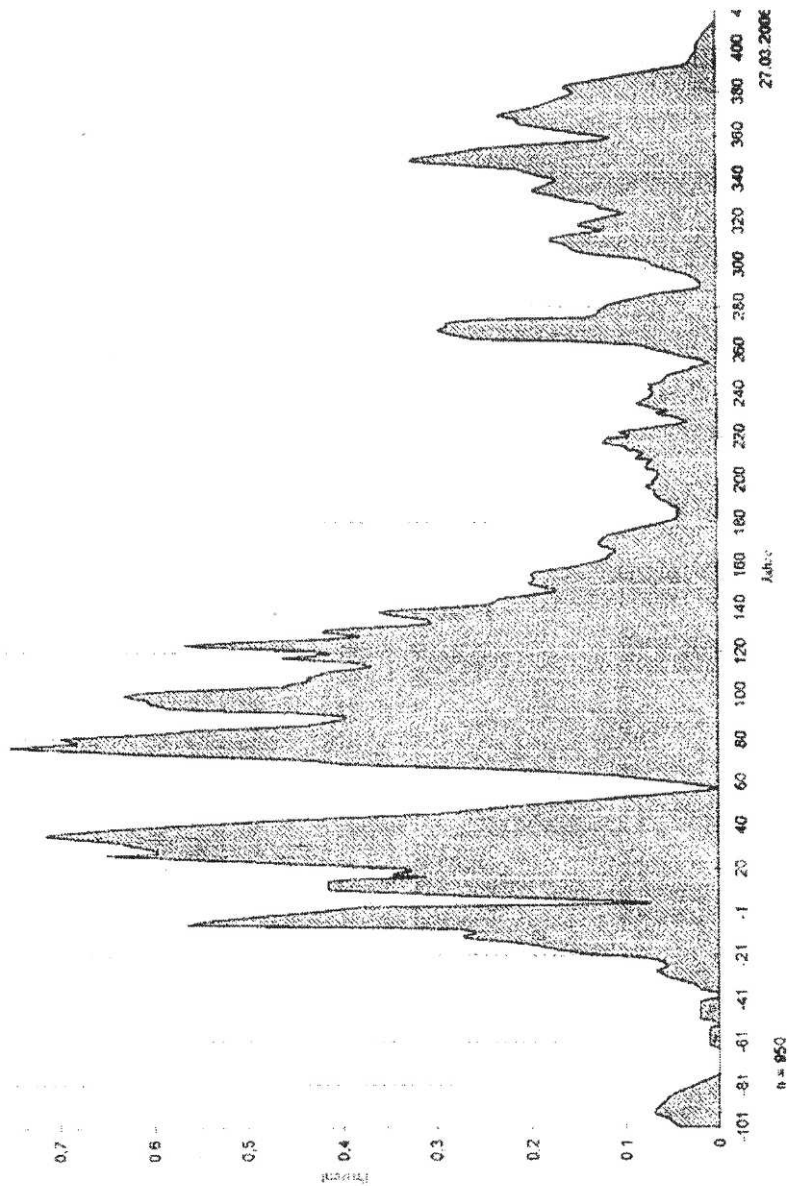
Kann Österreich eine spätantike Münzgeschichte haben, ohne über eine spätantike Baugeschichte zu verfügen? Für viele Regionen Europas und Vorderasiens wird ja mit Münzen argumentiert, wenn man dem archäologischen Nachweis von Leerzeiten widersprechen will. Schließlich gehe es bei Münzen um ungemein haltbare Fundstücke, die man überdies besonders sorgsam aufbewahrt. Wir werden neben den römischen Münzen mit den römischen Medaillen allerdings einer nicht minder stabilen und gehüteten Fundsorte begegnen, für die es eine den Münzen vergleichbare Kontinuität rätselhafterweise nicht gibt.

Bei der chronologischen Verwendung von Münzen wird so vorgegangen, dass eine fertige Herrscherliste mit Regierungsdaten, deren Erstellung unerklärt bleibt, an aufgefundene Münzen gehalten wird, die darüber an ihre Zeitstellung kommen. Fast niemals gibt es das umgekehrte Vorgehen, bei dem mit der archäologischen Lage von Münzfunden oder mit einer über die jetzige Chronologie zeitlich stark streuenden Herrschermischung (in ein und demselben Münzhort) die Lehrbuchdatierung in Frage gestellt wird. Sammler müssen genaue Kenntnisse der Lehrbuchdatierungen immer schon mitbringen, denn Münzen „dienen [...] der Chronologie“ [Grasser 1976, 8] und nicht ihrer wissenschaftlichen Hinterfragung [s. bereits Heinsohn 2001].

In Brigantium gemachte, stratigraphisch aber meist nicht dokumentierte Münzfunde verweisen darauf, dass die Blüte der Stadt – ähnlich wie Wiens Zivilstadt und Lagervorstadt – bereits im 3. Jh. an ihr Ende kommt:

„Anhand des Vergleichs der Münzkurve Brigantiums mit Standardkurven benachbarter Regionen (des linksrheinischen Obergermanien und des rätischen Voralpenlandes) wird deutlich, dass der Münzbestand Brigantiums bereits in der Mitte des 2. Jh. deutlich abnimmt und dass sowohl für die severische Zeit als auch für die folgende Epoche der Soldatenkaiser ein sehr niedriges Münzniveau kennzeichnend ist. Dies würde den Überlegungen K. Stribrnys [1989] zur Aussagekraft der Siedlungsmünzreihen des 3. Jh. in Bezug auf geschichtliche Entwicklungen zufolge dafür sprechen, dass die Siedlung Brigantium bereits ab dem Beginn des 3. Jh. in ihrer wirtschaftlichen und städtischen Bedeutung herabgesunken war“ [Kopf 2007].

Gleichwohl werden – nach einem Münzminimum von 230 bis 250 – Brigantium von 250 bis 410 Münzen wieder zugewiesen. Nichts spricht in der Regel gegen ihre Echtheit und die Realität der auf ihnen gezeigten Münzherren. Wenn aber die 160 Jahre zwischen 250 und 410 ohne Baugeschichte sind, könnten die diesen 160 Jahren zugeschlagenen Münzen zeitgleich sein mit –



Verteilung der Münzfunde von Bregenz/Brigantium zwischen -101 und +420 im 10-Jahres-Durchschnitt (auf der Hochachse Angaben in Prozent) [Kopf 2007]

sagen wir – den Münzen der 160 Jahre von 70 bis 230, für die Bauten niemand bestreitet.

Das bringt uns zur Zusammensetzung der Münzhorte. Liegen Münzen von 230 zusammen mit Münzen von 410 oder solche von 70 mit Stücken von 250? Die Datierung der Münzen erfolgt ja nach den Lehrbuchdaten für die Kaiser, deren Konterfei sie tragen. Da die Historiker keinen Grund kennen, an diesen Angaben zu zweifeln, werden die Münzen nicht nach gemeinsamer Fundstelle und auch nicht nach stratigraphischer Tiefe datiert. Hier stellt sich einmal mehr die Frage nach dem zeitlichen Schnitt, an dem bis dahin zwei parallel laufende Herrscherreihen unterschiedlicher Regionen (Rom versus Byzanz [Heinsohn 2011a; 2011b]) – mit dem Resultat einer Verdopplung der chronologischen Zeit – hintereinander geschaltet wurden.

Es ist nun die Geschichte der römischen Medaillen (oder Medaillons), die einen ganz starken Hinweis darauf geben, dass ein und dieselbe Periode chronologisch zweimal verwendet wurde. Interessanterweise sind die Medaillen viel schlechter erforscht als die Münzen, zu der die Literatur nicht mehr überschaubar ist. Medaillen sind kein Geld, sondern oft übermünzgroße Erinnerungstücke mit zumeist einem „erhöhten Rand, weshalb man sie auch als Contorniaten bezeichnet [vom italienischen contorno = Beilagenteller]“ [Pleyel 1987, 409].

Da keineswegs alle Medaillen Kaiserbildnisse tragen, sind sie davor geschützt, automatisch mit Datierungen aus dem Lehrbuch versehen zu werden. Andere bedeutende Personen, „Gottheiten, mythologische Szenen, Wagenrennen, Rennpferde, Arenakämpfe und musische Darstellungen“ dominieren [ebd. 409]. Deshalb kommen bei der zeitlichen Zuordnung verstärkt stilgeschichtliche Gesichtspunkte, die Art der Materialbearbeitung und archäologische Fundbestimmungen zum Zuge.

Die meisten Medaillen werden zwei chronologischen Blöcken zugeschlagen. Der erste reicht von den letzten Jahren Caesars (100–44) bis zu Hadrian (76–138; Kaiser 117), umgreift also rund 150 Jahre [Mittag 2010]. Dann tritt eine medaillenarme Lücke ein, bis „im 4. und 5. Jh.“ eine zweite Blüte erfolgt [Pleyel 1987, 409]. Dazwischen liegen knapp zwei Jahrhunderte, denen kaum Medaillen zugeordnet werden. Bisher kann nicht angegeben werden, warum der Medaillenappetit zwischenzeitlich erloschen sein sollte. Handelt es sich bei diesen Jahrhunderten jedoch um eine Phantomzeit, kann das Lückenraten eingestellt werden. Die Datierungen bis zum 2. Jh. sind westlich-römisch, die aus dem 4./5. Jh. hingegen östlich-byzantinisch.

VIII. Gemmen-Ende vor 300, aber Münzen bis 408 ?

Ähnlich wie mit den Medaillen verhält es sich mit den Gemmen. Bereits im -5. Jh. gehören diese geschnittenen Steine zum Standardrepertoire der antiken

griechischen Kunst. Römische Gemmen folgen ab dem -3. Jh. [Zwierlein-Diehl 2007, Abb. 372 ff.] hellenistischen Vorbildern und werden gegen Ende des +2. Jahrhunderts extrem rar. Die rund 500 Gemmen aus Carnuntum [Dembki 2005] gehören in das 1. bis 3. Jh. [Pleyel 1987, 429].

Von den römischen Fundgemmen aus datierten Kontexten – nicht nur in Österreich – wird nicht eine einzige exklusiv nach 300 gestellt. Für die Funde aus Salurn gibt es lediglich für das Gräberfeld, aus dem die Gemmen stammen, die Angabe „Belegdauer Mitte 2.–Mitte 4. Jh. n.Chr.“ Für eine Gemme aus St. Pölten wird „3.–4.Jh. n.Chr.“ verzeichnet [beides Zwierlein-Diehl 2007, 405]. Weil die Gemmen nur gelegentlich Kaiser abbilden und deshalb nicht nach präfixierten Herrscherdaten, sondern archäologisch und stilistisch datiert werden, gibt es auch von ihnen her keine Spätantike.

Zu den Funden, die ebenfalls nach 300 in Österreich verschwinden, gehören die Fibeln, also die oft schmuckartig gestalteten Sicherheitsnadeln, mit denen die römischen Gewänder gehalten wurden [Pleyel 1987, 431; Humer/Kremer 2011, 203 f.]. Ist es vorstellbar, dass man im römischen Österreich auch nach 300 noch mit Münzen bezahlte, dabei aber nichts mehr am Leibe trug?

Bei den Gemmen findet sich eine weitere auffällige Differenz zum Münzbefund. Sie sind nicht nur abwesend, wenn es mit Münzen vermeintlich weitergeht. Sie haben überdies bereits im 2. Jh. „die christlichen Symbole: Lamm, Taube, Fisch, Anker, Kreuz usw.“ [Pleyel 1987, 429], während christliche Symbole auf Münzen noch viele Jahrhunderte auf sich warten lassen [Heinsohn 2011b]. Gibt es zu diesem Zweimalansetzen von Christlichem weitere Befunde außerhalb Österreichs? Durchaus – wenn man etwa an die großen Basiliken zwischen -100 und +100 denkt, und es dann rund 300 Jahre dauert, bis derselbe Gebäudetyp als christliche Kirche wieder gebaut wird. Dazu ist in einer späteren Arbeit Stellung zu nehmen [Heinsohn 2011c].

IX. Fazit

Österreichs Städte, die bereits in der Römerzeit existieren, stecken auch für die herrschende Lehre zwischen 408 (430) und 900/1000 in einem dunklen Zeitalter ohne Besiedlung. Bereits 230/50 brechen sie dramatisch ein und müssen anschließend germanische Bevölkerungselemente akzeptieren. Allerdings wird bei der Datierung des germanischen Untergangs von 408/30 (bis zum germanischen Wiederbeginn um 900/1000) nicht dem stratigraphischen Befund gefolgt. Vielmehr wird eine Grabungsschicht – am Judenplatz die Phase III-IV – chronologisch extrem überdehnt (von 190 bis 370). Sie dauert dadurch viermal länger als die übrigen Schichten. Dieser Verstoß gegen archäologische Prinzipien erfolgt, weil die Ausgräber der vorgegebenen Chronologie blind folgen. Werden archäologische Prinzipien eingehalten,

dauert Judenplatz III-IV nicht bis 370, sondern nur bis zur generellen Katastrophe von 230/50, nach der in Wien Zivilstadt und Lagervorstadt zu Friedhöfen für die nur noch innerhalb der Lagermauern lebenden Bevölkerung werden, in der jetzt Germanen prominent werden.

Die jetzt zwischen 370 und 408/30 gelegte Germanenzeit gehört stratigraphisch mithin in die Periode 230/50 bis 300. Österreich hat deshalb nicht einmal das Drittel an Spätantike (300 bis 408/30 statt bis 600), das die herrschende Lehre der Stadt noch lassen will. Es geht kurz vor 300 unter. Oder – wenn man anders sortieren will –, die Germanenzeit von 230/50 bis 300 gehört in das 10. Jh., in dem Wien auch für die herrschende Lehre bestenfalls Keramik, aber keine Bauten aufweist. Das germanische 4. Jh. der herrschenden Lehre bzw. die germanische zweite Hälfte des 3. Jh. liefert damit den harten Stoff für die germanische Zeit des 10. Jh. Insgesamt sechs dunkle Jahrhunderte entpuppen sich dabei als Phantomzeit.

Literatur

- Adler-Wöfl, K. (2006), „Wien. §2. Römerzeit. e. Umland“, *Reallexikon der germanischen Altertumskunde*, Bd. 34, Berlin · New York: de Gruyter, 29-30
- Boethius (o.J.), *Trost der Philosophie*, übersetzt v. K. Büchner, Wiesbaden: Dieterich Bregenz (2011), <http://de.wikipedia.org/wiki/Bregenz#Geschichte>
- carnuntum* = (http://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/5/59/Carnuntum_map_Roman_city.gif)
- Dembski, G. (2005), *Die antiken Gemmen und Kameen aus Carnuntum*, Wien: Phoibos Verlag (Archäologischer Park Carnuntum Neue Forschungen 1)
- Ertel, C. (2002), *Brigantium - Ein valentinianisches Uferkastell am Bodensee*, http://www.sulinet.hu/oroksegtar/data/telepulesek_ertekei/Bolcske/pages/Pannoniai_kutatasok/nemet/002_szekszardpub.htm
- Ertel, C., Hasenbach, V., Deschler-Erb, S. (2011), *Kaiserkultbezirk und Hafenkastell in Brigantium: Ein Gebäudekomplex der frühen und mittleren Kaiserzeit*, Bregenz: Forschungen zur Geschichte Vorarlbergs (N.F.), Band 10
- Gaisbauer, I. et al. (2006), „Wien. §3. Mittelalter. a. Arch.“, *Reallexikon der germanischen Altertumskunde*, Bd. 34, Berlin & New York: de Gruyter, 30-32
- Grasser, W. (1976), *Münzen des Mittelalters und der Neuzeit*, München
- Heinsohn, G. (2001), „Karl der Einfältige (898/911-923) – Imitator oder Urmuster?“, *Zeitensprünge*, Jg. 13, Nr. 4, 631-661
- (2011a), „Gilt Asiens chronologische Lücke von 300 bis 600 für die ganze Erde?“ *Zeitensprünge*, Jg. 23, Nr. 1, 164-193
- (2011b), „Ist die Spätantike eine Phantomzeit?“, *Zeitensprünge*, Jg. 23, Nr. 2, 429-456
- (i.V.), „Cassiodors Squillace, Theoderichs Ravenna und der Untergang des Imperium Romanum im 3. Jahrhundert“, *Zeitensprünge*
- Horn, H.-G. (2000), „Gefährdet, geborgen, gerettet: Zur Kölner Ausstellung ‚Fundort Nordrhein-Westfalen. Millionen Jahre Geschichte‘“, *Antike Welt*, Bd. 21, Nr. 2

- Humer, F. (2004), *The Roman City Quarter in the Open Air Museum Petronell, Carnuntum: Archaeological Park Carnuntum – The Excavations (Volume 4)*
- (2011), „Carnuntum – die größte archäologische Landschaft Mitteleuropas“, in *Carnuntum und Limes*, hgg. v. G. Lindner, St. Pölten: Mitteilungen aus Niederösterreich (Nr. 2/2011)
- Humer, F., Kremer, G., Hg. (2011), *Götterbilder – Menschenbilder: Religion und Kulte in Carnuntum*, St. Pölten: Amt der NÖ Landesregierung
- Illig, H. (2011), *Aachen ohne Karl den Großen: Technik stürzt sein Reich ins Nichts*, Gräfelting: Mantis
- Kopf, J. (2007), Bregenz/Brigantium im 3. Jahrhundert n. Chr.: Eine Untersuchung zur Siedlungsentwicklung in römischer Zeit anhand ausgewählter datierender Kleinfunde, Diplomarbeit, <http://www.uibk.ac.at/klassische-archaeologie/Institut/Diplomarbeiten/KopfDipl.html>
- Kronberger, M. (2006a), „Wien. §2. Römerzeit. b. Auxiliarkastell“, *Reallexikon der germanischen Altertumskunde*, Bd. 34, Berlin · New York: de Gruyter, 25 f.
- (2006b), „Wien. §2. Römerzeit. c. Gräberfelder“, *Reallexikon der germanischen Altertumskunde*, Bd. 34, Berlin · New York: de Gruyter, 26 f.
- Kronberger, M., Saki-Oberthaler, S. (2006), „Wien. §2. Römerzeit. c. canabae legionis“, *Reallexikon der germanischen Altertumskunde*, Bd. 34, Berlin · New York: de Gruyter, 26
- Mittag, F. P. (2010), *Römische Medaillons: Caesar bis Hadrian*, Stuttgart: Franz Steiner
- Mosser, M. (2006), „Wien. §2. Römerzeit. b. Militär. Legionslager“, *Reallexikon der germanischen Altertumskunde*, Bd. 34, Berlin & New York: de Gruyter, 22-25
- (2008), *Judenplatz: Die Kasernen des römischen Legionslagers*, Wien: Wien Archäologisch (Bd. 5)
- Müller, M. (2006), „Wien. §2. Römerzeit. d. Zivilsiedlung“, *Reallexikon der germanischen Altertumskunde*, Bd. 34, Berlin · New York: de Gruyter, 27-29
- Opll, F. (2006), „Wien. §3. Mittelalter. d. Siedlungsformenlehre“, *Reallexikon der germanischen Altertumskunde*, Bd. 34, Berlin · New York: de Gruyter, 34-36
- Penz, M. (2006), „Wien“, *Reallexikon der germanischen Altertumskunde*, Bd. 34, Berlin · New York: de Gruyter, 20-21
- Peterskirche.at (2008) = *Offizielle website der Wiener Peterskirche*, <http://www.peterskirche.at/kirche/kirche.htm>
- Peterskirche Wien (2011) = [http://de.wikipedia.org/wiki/Peterskirche_\(Wien\)](http://de.wikipedia.org/wiki/Peterskirche_(Wien))
- Pleyel, P. (1987), *Das römische Österreich: Kulturgeschichte und Führer zu Fundstätten und Museen*, Wien: Kremayr & Scheriau
- Quaden (2011) = Wikipedia: Quaden, <http://de.wikipedia.org/wiki/Quaden>
- saalburg = http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Datei:Saalburg_-_Haupteingang_2009.jpg&filetimestamp=20090410184644
- schulen = (www.schulen.wien.at/schulen/916061/images/fotos/4a_roem_museum/vindobona_lagerkarte.jpg)
- spiegel = (<http://www.spiegel.de/fotostrecke/fotostrecke-72451-4.html>)
- Stribrny, K. (1989), „Römer rechts des Rheins nach 260: Kartierung, Strukturanalyse und Synopse spätrömischer Münzreihen zwischen Koblenz und Regensburg“, *Berichte der Römisch Germanischen Kommission*, Bd. 70, 351–505

- Timetable (2011) = *Wien Museum – Römermuseum: Timetable*, Wien: Römermuseum
uibk = (<http://www.uibk.ac.at/archaeologie-museum/sammlungen10.jpg>)
- Veldidena (2011) = <http://de.wikipedia.org/wiki/Veldidena>
- Vindobona (2009) = *Vindobona: Das römische Wien*, hgg. Von M. Kronberger, Wien: Römermuseum
- Vonbank, E., Hg. (1985), *Das römische Brigantium*, Ausstellungskatalog, Bregenz: Vorarlberger Landesmuseum
- Wolfram, H. (1990), *Die Goten: Von den Anfängen bis zur Mitte des sechsten Jahrhunderts*, München: C.H. Beck
- Zazoff, P. (1983), *Die antiken Gemmen*, München: CH Beck (Handbuch der Archäologie)
- Zwierlein-Diehl, E. (2007), *Antike Gemmen und ihr Nachleben*, Berlin u.a.; de Gruyter

Prof. Dr. Dr. Gunnar Heinsohn, Adresse s. Impressum

Aventicum: Roms helvetische Hauptstadt

Gunnar Heinsohn

Aventicum im Waadtland, seit 1518 Avenche genannt, wächst seit -14 heran, wird unter dem in der Stadt aufwachsenden Vespasian (9–79; Kaiser seit 69) im Jahre 72 Kolonie und damit Hauptstadt der römischen Schweiz. Sie erreicht im 2. Jh. eine Bevölkerung von mehr als 20.000 Menschen und imponiert durch ein Amphitheater (begonnen 130) für 16.000 Zuschauer sowie eine 5.600 Meter lange Stadtmauer. Sie wird geschmückt durch Forum, Thermen (begonnen 77) und Tempel – davon *Grange-du-Dime* (2. Jh.) in gallo-römischer und der sogenannte Cigognier-Tempel (begonnen 98) in rein römischer Architektur.

Der Untergang dieses urbanen Juwels ist immer noch nicht gut verstanden. Aber „nach einer Blütezeit wurde Aventicum im 3. Jahrhundert unter anderem durch die Alemanneneinfälle zerstört“ [Ramseler 2000]. Für eine katastrophische Variante sprechen vor allem Befunde an den Grenzkastellen. Obwohl die Forschung zum Limesende vor allem durch Uneinheitlichkeit auffällt und eine komparative archäologische Abgleichung der vielfältigen Befunde noch aussteht, sieht es für die Schweiz klarer aus:

„Auffällig ist die Abweichung in Raetien, wo die meisten Kastellplätze nördlich der Donau bereits seit dem Jahr 254 durch Brandhorizonte zu enden scheinen“ [Limesfall 2011; Reuter 2007].

Doch auch danach ist die Besiedlung „nie ganz aufgegeben“ worden [Ramseler 2000]. Es ist allerdings nicht endgültig geklärt, wie sich diese Besiedlung chronologisch zwischen dem 3. Jh. und dem Jahre 1074 [Avenche 2011] unterbringen lässt, in dem die „Neugründung“ als Bischofsstadt Adventica erfolgt.

Archäologisch ist Aventicum bereits im 3. Jh. nicht mehr römisch. Allein durch Münzfunde, die nach vorgegebenen Daten der Münzherren und nicht archäologisch datiert werden, glaubt man an eine Fortexistenz noch im 4. Jh., bis die Alamannen – nach Vernichtung der Stadt gegen 260 – den Ort 354 noch einmal zerstört hätten. Diese Entwicklung wirkt deshalb so rätselhaft, weil durch eine für 260 behauptete Verlegung des Limes auf die Donau-Iller-Rhein-Linie gerade Rätien – also das Allgäu und die Schweiz – weiterhin imperiale Sicherheit genossen haben soll. Unter einem solchen Schutz ab 260 neu errichtete oder auch nur reparierte Bauten, die dann 354 von den Alemannen hätten frisch zerstört werden können, gibt es zur Verblüffung der Forscher jedoch nicht. Entweder gerät der Sinn oder das Datum der Limesverlegung ins Zwielicht. Man steckt hier in einer bis heute nicht aufgeklärten archäologischen Verlegenheit:

„Die Zerstörungen waren [aufgrund der den Münzen und einer 2. Aleman-
nenverwüstung von 354 zugeordneten Datierungen; GH] vermutlich nicht
so groß, wie bisher stets angenommen“ [Aventicum 2011].

Man will die Arbeit der Archäologen mit ihrem Befund der Hauptzerstörung
um 260 zwar ins Zwiëlicht rücken, hat aber selber nur historisch dubiose
Daten und eben keine harten Befunde nach 260, mit denen man sie widerle-
gen könnte. Für die Phase 260 bis 354 wird der archäologische Sachverstand
schamlos aufgegeben, um dem nicht hinterfragten Daten für Alamannen-
angriffe nachkommen zu können. Man geht hier ähnlich wissenschaftsfremd vor
wie die Römerzeitexperten Wiens, die am Judenplatz der Bauphase III/IV,
die „nur geringfügige Umbauten“ erkennen lässt [Mosser 2008, 27], auf 180
Jahre ausdehnen (190–370), um ebenfalls dogmatischen Vorgaben der Chro-
nologie gehorchen zu können. Judenplatz V/VI hat hingegen nur 60 Jahre,
Phase II 50 Jahre und Phase I läuft über 53 Jahre (Heinsohn 2011). Bis 230
sind für III/IV realistisch, die zusätzlichen 140 Jahre sind erschummelt.

Gleichwohl setzt in einem Teil der Ruinen Aventicums (also innerhalb der
Mauern) noch einmal eine Bautätigkeit nebst Befestigung ein, die (nach unbe-
strittener Baulosigkeit von 354–455) zwischen 455 und 581 datiert wird.
Diese Zeitangabe ist dem Bischof Marius Aventicensis (532–596) geschuldet,
der in der Stadt ab 574 seines Amtes walte [Marius 2011] und eine Chronik über
die Jahre 455 bis 581 verfasst habe [digit 2011]. Ab 550 – nach der Verlegung
des Bischofssitzes nach Lausanne – gibt es dann maximal bis zum neuen
Bischofssitz, der merkwürdig genaue 500 Jahre später auf 1074 gelegt wird,
keine Besiedlung mehr. Sowohl für Aventicum als auch für Adventica auf
dem Hügel daneben gibt es mithin auch für die herrschende Lehre eine tote
Zeit von maximal 524 Jahren (550–1074).

Marius Aventicensis wird oströmisch-byzantinisch über Cassiodor (485–
580) bzw. dessen Herrn Theoderich d. Gr. (451–526) datiert und schreibt wie
Cassiodor „klassisches Latein“ [Stroh 2007, 138], also im Duktus der Zeit 300
oder 400 Jahre vor ihm. Er wird mit Cassiodor und der Stratigraphie von des-
sen Heimatstadt Squillace ins 3. Jh. gebracht. Das Lateinische wird nebenher
vom Wunder der Evolutionslosigkeit befreit [Heinsohn i. V.].

In der nachstehenden Stratigraphie für Aventicum wird der Befund der
herrschenden Lehre konfrontiert mit den tentativen Daten des Autors (in Fett-
kursive). Der Autor erkennt für Aventicum keine Besiedlungslücken an.
Lediglich innerhalb der Phase I (900–1074) lässt sich eine Brache nicht gänz-
lich ausschließen. Ihre Länge hängt davon ab, wie viele Jahre Entwicklungs-
zeit man dem mittelalterlichen Adventica zugestehen will, bis es 1074 von
neuem Bischofssitz wird. Auf dem nackten Fels dürfte der Lausanner Bischof
Burkhard von Oltigen († 1089) kaum begonnen haben. Die Ideen über die
Verlegung des Bischofssitzes von Aventicum nach Lausanne im 6. Jh. und

seine Rückführung nach Adventica im Jahre 1074 könnte chronologischen Konstruktionen geschuldet sein. In Notre Dame von Lausanne wird zwar eine Grablege des Marius verehrt. Man räumt aber ein, dass die Datierung der Grabinschrift [*Monumenta Germ. Scriptores*, XXIV, 795] „unbekannt“ sei [Marius 2011].

Die ausgewiesenen Baulücken sind also nicht archäologisch begründet, sondern ebenfalls chronologischen Konstruktionen geschuldet. Deren Irrigkeit wird gerade durch die erst über Ausgrabungen ermittelbaren Lücken offenbar. Vor der Zeit der Archäologie gibt es keine wirklich schlagkräftige Methode der Chronologieüberprüfung.

Die Zerstörung des römischen Aventicum im 3. Jh. der Phase 6 wird mit der großen Reichskrise ab 230 gleichgesetzt, die an vielen Orten die katastrophische Auslöschung der Römerstädte bringt (siehe zu Wien etwa Heinsohn 2011). Bisher werden die Auslöschungen – wie etwa auch in Carnuntum – gewaltigen Alamannenstürmen zugeschlagen. Aber zwischen der Stadt in

Stratigraphie von Aventicum [Avenche 2011; Aventicum 2011]
(Tentative Datierungen des Autors *kursiv fett in Klammern*)

1074 bis 900	1. Neugründung des Bischofssitzes als Adventica: Ab 900 Entwicklungszeit (Länge unklar) bis zur Weihe von 1074 durch den Lausanner Burkhard von Oltigen	1074)
<hr style="border-top: 1px dashed black;"/>		
550–900	2. Keine Bauschichten	<i>(entfällt als Illigs Phantomzeit)</i>
<hr style="border-top: 1px dashed black;"/>		
455–550	3. Bauschicht mit Befestigung zu Bischofssitz (574) in Mauern der Römerstadt	<i>(230–300)</i>
<hr style="border-top: 1px dashed black;"/>		
354–455	4. Keine Bauschichten	<i>(entfällt als Phantomzeit)</i>
<hr style="border-top: 1px dashed black;"/>		
260-354	5. Keine Bauschichten, aber 354 angeblich wieder Zerstörung durch Alamannen	<i>(entfällt als Phantomzeit)</i>
<hr style="border-top: 1px dashed black;"/>		
260	6. Zerstörung durch Alamannen	<i>(230; Ende durch Naturkatastrophe)</i>
<hr style="border-top: 1px dashed black;"/>		
72	7. Kolonie und <i>caput gentis</i> (Hauptstadt der Helvetier)	<i>(72)</i>
<hr style="border-top: 1px dashed black;"/>		
-14	8. Siedlungsbeginn	<i>(-14)</i>

Österreich und Avenche in der Ostschweiz liegen 750 km Luftlinie und damit ist die angebliche Alamannenfront noch keineswegs ausgemessen. Was über so gewaltige Distanzen verwüsten kann und dabei auch noch *black earth*-Schichten hinterlässt, braucht mehr als Menschenhand [dazu Heinsohn i.V.]. Momentan werden die *black earth*-Schichten je nach Ort zwischen dem 2. und 5. Jh. datiert. Eine vergleichende Stratigraphie dieser Schichten aber steht noch aus.

Für Avenches Phase 3 – nach den bauphysikalischen Phasen 5 und 4 – gilt, dass sie unmittelbar nach den katastrophischen Zerstörungen der Reichskrise einsetzt und im Kontext der herrschenden Chronologie – aus der Vergangenheit zählend – bis rund 300 andauert, materiell aber nah an das Adventica heranrückt, das sich ab 900 entwickelt, bis es 1074 Bischofssitz wird.

Literatur

- Avenche (2011), <http://de.wikipedia.org/wiki/Avenches#Geschichte>
Aventicum (2011) = <http://de.wikipedia.org/wiki/Aventicum>
digit (2011) = *Marii Episcopi Aventicensis Chronica*;
<http://daten.digitale-sammlungen.de/~db/bsb00000823/images/index.html?seite=232>
Heinsohn, G. (2011), „Österreich ohne Spätantike“, *Zeitensprünge*, 23 (3) 618-646
- (i.V.), Theoderichs Ravenna, Cassiodors Squillace und der Untergang des Römischen Reiches
Limesfall (2011) = <http://de.wikipedia.org/wiki/Limesfall>
Marius (2011) = *Marius Aventicensis*;
http://en.wikipedia.org/wiki/Marius_Aventicensis
Mosser, M. (2008), Judenplatz: Die Kasernen des römischen Legionslagers, Wien: *Wien Archäologisch* (Bd. 5)
Ramseler, S. (2000), „Aventicum / Waadt“,
<http://www.stefan-ramseier.ch/roemisch/tagesbericht/2000/20000408.htm>
Reuter, M. (2007), „Das Ende des raetischen Limes im Jahr 254 n. Chr.“, *Bayerische Vorgeschichtsblätter*, Bd. 72, S. 143 f.
Stroh, W. (2007), *Latein ist tot, es lebe Latein*, Berlin: Ullstein

Prof. i. R. Dr. Dr. Gunnar Heinsohn, Adresse s. Impressum

Verdoppelte Phantomzeit ?

Eine Abwägung von Heribert Illig

Wer Hand an die Römerzeit legen möchte, legt sich mit einem scheinbar ungeheuer stark gefügten Reich an, dessen Komponenten bestens, also vielfach verknüpft wirken. Jeder kennt seine massiven Bauwerke, die den Zeiten trotzen. Das macht die Beurteilung schwieriger als in Zeiten von fast architekturlosen Merowingern und Karolingern. Denn wenn einmal das Gemeinwesen begründet und seine Infrastruktur ausgebaut ist, dann ist eine Stadt mit Forum, Tempeln, Basilika, Thermen und Theater, dazu Straßen und Aquädukten hinreichend ausgestattet. So sie nicht beträchtlich wächst, hätte sie auf Jahrhunderte ihr Auskommen. Und wenn die Bevölkerung sogar abnimmt, dann genügen diese öffentlichen Bauwerke dem Gemeinwesen bis zum bitteren Ende. Der Bevölkerungsschwund, der sich über Jahrhunderte hinzog und von der Forschung mit immer neuen Erklärungen bedacht wurde, von bleiernen Gefäßen und ebensolchen Wasserleitungen bis hin zu den Erbgesetzen, könnte natürlich schlicht und einfach einer zu lang gedehnten Reichszeit geschuldet sein.

Im frühen Mittelalter war die Aufdeckung erfundener Zeit die Lösung für den dortigen Bevölkerungsrückgang, der doppelt rätselhaft wirkt, weil zivilisatorische Annehmlichkeiten wie Bleirohre ebenso wenig zum Tragen kommen konnten wie komplizierte Erbre Regelungen samt Adoptivkindern. Doch damit scheinen die Parallelen auch schon beendet zu sein. Merowinger und Karolinger haben nur auf dem Pergament ungeheuer viel gebaut; das von ihnen Findbare hält sich dagegen in äußerst engen Grenzen. Es gibt auch nur wenige Schriftsteller und Geschichtsschreiber, außerhalb der Kirche herrscht Analphabetismus.

Gunnar Heinsohn [2011a-d] bringt nun Beispiele, dass sich im weströmischen Reich fast alles in der Zeit zwischen 0 und 300 findet, wenig bis nichts hingegen in dem zweiten Intervall zwischen 300 und 600 und schlägt eine Parallelführung der Zeiten von 0–300 und 300–600 vor. Das ermuntert, generell nach zeitlichen Problemen in der Spätantike zu fahnden.

I. Limesbefunde

Heinsohn hat bereits Befunde am Limes behandelt, in diesem Heft auch Wien oder Bregenz; mir war das Anlass, mich mit den gesamten römischen Befestigungen zu beschäftigen, deren Ausmaß nur beeindruckend kann (s. S. 536 ff.).

Nördlich des Mittelmeers besteht, wenn wir die Donau als Flussgrenze ausnehmen, kaum ein Limesabschnitt durchgehend vom 1. bis zum 5. Jh. im

Westen oder bis zum 6. Jh. im Osten. Insofern ist die Frage berechtigt, ob hier Geschichtseinfügungen oder -dehnungen vorgenommen worden sind.

Auf den ersten, aber auch auf den kritischen zweiten Blick wirkt die ständig optimierte Grenzbefestigung von ca. 100 bis 213 als homogene, in sich stimmige Entwicklung bis zu ihrem weitesten Ausgriff. Zeitstörungen wären erst danach, am ehesten nach den verschiedenen Germaneneinfällen zwischen 233 und schließlich 260, zu vermuten; so hat es Heinsohn auch vorgegeben (etwa S. 649). Bis 260 werden weite Limesstrecken überrannt, werden Gebiete im Dekumatsland, in Gallien, Spanien und Oberitalien erstürmt; immer neue Feinde treten oft unter später bekannten Namen in Erscheinung, so Franken oder Sachsen – die erst 200 Jahre später neuerlich virulent werden – oder immer vordrängende Alamannen oder Markomannen.

Ia) Ein 200-Jahres-Sprung ?

Hier könnte u. a. die Idee aufkommen, direkt von 260/80 nach 460/80 zu springen, um auf diese Weise die schwere Reichskrise von 260 unmittelbar in den Untergang des Weströmischen Reiches münden zu lassen. Der Gedanke könnte dadurch unterstützt werden, dass im späten 3. Jh. in Gallien für 14 Jahre ein Sonderreich unter Postumus, Tetricus und anderen Regenten besteht. Im späten 5. Jh. gab es in Gallien den letzten, wenn auch deutlich kleineren Überrest des weströmischen Reichs unter Aegidius und Syagrius, der als Sonderreich 24 ephemere Jahre Bestand hatte, als wäre das eine dem anderen nachempfunden.

Für die Reichskrise ist jener *Gallienus* zu betrachten, der von 253 bis 268 um das Überleben des römischen Reichs kämpfen muss: 254 bis 258 wehrt er am Germanisch-raetischen Limes Germanen ab, 259/60 besiegt er Alamannen und Juthungen, kann aber den Einfall der Franken bis nach Spanien und die Besetzung des Dekumatslands durch die Sueben nicht verhindern. Im transdanubischen Gebiet rücken die Markomannen gefährlich nahe an die Donau. Reichsintern muss er hinnehmen, dass während einer Bedrohung im Osten Postumus als sein Kommandeur im Westen das Gallische Sonderreich gründet und die Kaiserwürde beansprucht – das Territorium umfasst ab 271 oben drein das römische Britannien, die ganze iberische Halbinsel und Raetien samt Oberbayern. 268 muss Gallienus die Goten abwehren und fällt nach dem ersten Sieg einem Mordkomplott zum Opfer. Hier hängt das Schicksal des Imperiums an einem äußerst dünnen Faden.

Doch sein Nachfolger *Claudius II. Gothicus* (268–270) kann in seinen weniger als zwei Regierungsjahren die Geschichte ‘anhalten’, gewissermaßen das über Rom drohende Damoklesschwert anketten: 268 schlägt er die eingedrungenen Alamannen vernichtend, 269 schlägt er die Goten dermaßen nach-

haltig, dass sie hinter die Donau zurückgedrängt werden und dort ein Jahrhundert lang bleiben. 270 bereitet er auch noch einen Krieg gegen die Vandalen vor, um dabei jedoch der Pest zu erliegen. Wäre hier – mitten in der ohnehin schlecht belegten Zeit der Soldatenkaiser von 235 bis 285 – der Einschub erfundener Zeit erfolgt, zumal sich der dubiose Kaiser Konstantin (vgl. S. 582 ff., 611 ff.) ab 310 durch eine falsche Genealogie auf Claudius Gothicus zurückführen ließ? [Brandt, 37; Scarre, 183] Das ist hier nur ein alternativer Gedanke, der in der weiteren Untersuchung kaum Chancen auf Durchsetzung hat.

Ib) |0| – 300 – 600 als Doppelung ?

Heinsohn fand in Ostasien stratigrafische Leere zwischen 300 und 600 und fragte, ob dieser Befund auf Byzanz und das übrige Europa ausgedehnt werden müsse [Heinsohn 2011a]. Er stellt dann Überlegungen an, ob die Zeit ab Konstantin I. in irgendeiner Weise mit der Zeit ab Augustus gleichgesetzt werden könnte. Zur Bekräftigung verweist er auf die fehlenden Schichten in Byzanz zwischen |0| und 300 und in Athen zwischen 300 und 600, weiter auf mangelnde Berichterstattung in diesem Zeitintervall (dito für Goten oder Hunnen) [Heinsohn 2011b]. In Verbindung mit der Phantomzeit von ca. 600 bis 900 schlägt er vor, die römisch-byzantinische Geschichte zwischen |0| und 900 auf 300 Jahre zu verkürzen, wobei in Byzanz die Zeit von 300 bis 600, in Rom die Zeit von |0| bis 300 erhalten bliebe. Beim pannonischen und norischen Limes fehlen ihm durchgehende Stratigrafien vom 1. bis 5. Jh. [Heinsohn 2011c, 471]. Das möchte er [2011b] u. a. bei Münzen mit dem zeitgleichen Auftreten von Aureus und Solidus oder mit dem Ausbleiben christlicher Motive bis 900 bekräftigen.

Hier lassen sich zwei Grabungsbefunde aus Byzantion/Konstantinopel ergänzen: Obwohl Peter Schreiner [2007, 11] rhetorisch fragt: „Konstantinopel – ein Luftschloß?“, kann er auf über 200 Seiten moderner topografisch-archäologischer Stadtuntersuchung verweisen. Für Byzantion benennt er frühe Teile des Hippodroms und der angrenzenden Zeuxippos-Thermen als Bauten unter Septimius Severus (gest. 211) [ebd. 19; dito Hotz, 11, 54]. Und beim Ausgraben der Polyeuktos-Kirche (524–527, außerhalb von Alt-Byzanz) fanden sich zwischen den Fundamenten mehrere Grabsteine des 3. Jh., wie sie entlang der Ausfallstraßen standen [Harrison, 64, 70] – zwei Hinweise auf Leben und Tod in einer existenten Stadt.

St. Polyeuktos als Palastkirche von Prinzessin Anicia Juliana war aus der *Palatinischen Anthologie* der Zeit um 1000 bekannt [ebd. 28, 33] und ist deshalb als verlorener, direkter Vorgängerbau der Hagia Sophia vermisst worden. Sie wurde 1960 zufällig entdeckt und von 1964 bis 1969 ausgegraben.

Die vorgegebene Datierung wurde durch Münzen von Justin I. und Tonsiegel bestätigt [ebd. 71]. Für das 7. bis 11. Jh. ist nur bekannt, dass hier Abfall- und Schuttmengen anwuchsen, die Kirche also nicht mehr liturgisch benutzt worden ist [ebd. 73]. Bei diesem Bau wurde das Gelände zu Beginn mit einer dicken schwarzen Tonschicht bedeckt, auch der Mittelschiffsboden lag auf einer kompakten Tonschicht. Sand und Ton als massives Bindeglied zwischen dem anstehenden Sandstein und den Fundamenten [Harrison, 52, 71] lässt sich als ‘Stoßdämpfer’, als durchdachter Schutz gegen Setzrisse und Erdbeben interpretieren. Möglicherweise erklärt sich so das Einbringen der *black earth* in zahlreiche Gebäude Mitteleuropas.

Ic) Wien/Vindobona und Carnuntum

Das am norischen Limes gelegene *Wien* macht zusätzliche Probleme. Sein Römerlager bekommt von Ingeborg Gaisbauer 2011 attestiert, dass es von 300, 408 oder 430 bis ins 10. Jh. fundleer ist, „[v]on 408 bis 600 behaupten selbst die Ausgräber Wiens keinerlei Funde“ [Heinsohn 2011d, 625], während Ferdinand Opll 2006 die Dauer der lange Zeit nichts schützenden Stadtmauer absteckt. Doch die selben Wissenschaftler stellten 2010 fest, dass am Berghof, also im gleichen Geviert von Hoher Markt, Marc-Aurel-Straße, Stern- und Judengasse, die römische Anwesenheit im 5. Jh. endet, abgesehen von vereinzelt Befunden aus dem 6. Jh. [vgl. Illig 2010, 646]. Hier hat sich die mediävistische Altersfestlegung in den letzten Jahren mehrfach geändert.

Für *Carnuntum* berichtet der entsprechende *Wikipedia*-Eintrag:

„In der Mitte des 4. Jahrhunderts dürfte Carnuntum von einem schweren Erdbeben erschüttert worden sein, was große Zerstörungen hinterließ. Anlässlich des Aufenthalts von Kaiser Valentinian I. (364–375) in Carnuntum beschreibt der römische Schriftsteller Ammianus Marcellinus die einstige Provinzhauptstadt als verfallenes und schmutziges Nest (Amm. 30, 5, 1–2). In den letzten Jahrzehnten des 4. Jahrhunderts lassen sich allerdings sowohl in der Zivilstadt als auch in dem – nun nicht mehr ausschließlich militärisch genutzten – Legionslager noch eine Reihe von Bauvorhaben nachweisen. Dazu gehört ein vierseitiges Triumphmonument südwestlich des Siedlungsgebiets, das später »Heidentor« getauft wurde“ [wiki → Carnuntum].

Demnach ist der Untergang von Carnuntum nicht nur bekannt, sondern von einem spätantiken Schriftsteller berichtet worden. Muss deshalb auch Marcellinus vom 4. in jenes 1. Jh. rücken, in dem es ganz andere Ereignisse als nur Verfall zu berichten gäbe?

Nebenbei ein Kuriosum zwischen Wien und Carnuntum: das Städtchen *Fischamend*. Die unter „Carnuntum“ einsehbare und stark vergrößerte

bare *Wikipedia*-Karte des norischen Limes weist es als das Kastell Aquinoc-tium aus. Diese Bezeichnung klingt wie Äquinoktium. Nun liegt die Früh-lingstagundnachtgleiche auf dem 21. 03. Das ist der Beginn des Tierkreiszei-chens Widder und das Ende der Fische. Insofern ist 'Fisch am End' eine gül-tige Umschreibung für das Frühlingsäquinoktium. Das weiß nicht einmal *Wikipedia* [↔ Fischamend; gelesen 21. 11. 2011]. Warum aber dieses Himmelsereig-nis, der für die Osterrechnung entscheidende Frühlingspunkt, auf einer Land-karte verzeichnet werden kann, bleibt dunkel.

Es soll nun betrachtet werden, wie der Obergermanisch-raetische Limes (ORL) bis 260 zerbricht und zurückgenommen wird (ähnlich in Dakien ab 270 zurück bis zur Donau und dann bis 378 verteidigt). Die Limesrücknahme wird bis Konstantin I. getätigt. Ist das weitere Bestehen nachweisbar?

II. Der Donau-Iller-Rhein-Limes (DIR) - Neubauten und Erneuerungen

Wikipedia bietet ausgehend von seiner „Liste der Kastelle am Obergermani-sch-Raetischen Limes“ eine zoombare Karte mit allen Kastellen. (Seltsamer-weise ist die zweimal vom Limes geschnittene Altmühl 'vergessen' worden, als wollte man keinen Hinweis auf die zwischen Altmühl und dem Limeskast-ell Weißenburg/Biriciana liegende Fossa Carolina geben, der noch der Bau-herr fehlt.) Fast alle Kastelle werden detailliert vorgestellt, sind zudem mit ihren Nachbarkastellen verlinkt; der rasch mögliche Vergleich zeigt, dass sie durchwegs bis 260 untergehen.

Der weit südlichere DIR musste errichtet werden, als das Dekumatsland, ansatzweise 'Baden-Württemberg' nicht mehr gegen die Sueben zu halten war. Bald 100.000 km² wurden aufgegeben, um haltbare Grenzen zu bekom-men (während im Land selbst die Römer weiter präsent waren). Nun wurde der Rhein von Basel bis zum Bodensee befestigt, der See selbst als Grenze benutzt und dann entlang kleiner Flüsse wie der Argen die 50 km-Strecke zwischen See und Kempten (Cambodunum) an der Iller überbrückt. Ab da diente erst sie und nach ihrer Mündung die Donau als Flussgrenze.

Dieser Limesabschnitt kann nicht früher angelegt worden sein, wurde doch Raetien bereits -15 in raschem Vorstoß erobert und lag dann weitab der Germanengrenze, benötigte also keinen Limes-Bau 'avant le Limes'. Aber das wäre auch nicht nötig, da er heute Probus (276–282) und Diokletian (nach 284) zugeschrieben wird. Hier sind die Römer noch bis fast 300 mit Ausbau-arbeiten befasst. Diese neuen Kastelle werden deutlich verkleinert und dafür stärker befestigt. So ist das Kastell Eining/Abusina nahe dem Treffpunkt zwi-schen ORL und Donau auf ungefähr ein Viertel seiner Fläche rückgebaut worden. Generell sind die Befestigungen des DIR schlechter erhalten als die früheren:

„Das ist besonders eklatant im Vergleich mit Anlagen der älteren und mittleren Kaiserzeit: anstelle regelmäßiger, nach reichseinheitlichem Schema erbaute Kastelle mit zahlreichen gut datierbaren Kleinfunden sind es nun dem Gelände angepaßte Anlagen wechselnder Größe mit spärlichen Funden. Während bei älteren Lagern oft durch wenige Grabungsschnitte der Befund zu klären ist, führt bei den später häufig als Steinbruch genützten spätantiken Bauten auch eine Flächenabdeckung nicht zu völliger Klarheit“ [Garbsch, 11].

Nachdem aber der Archäologe erkennen kann, ob es sich um eine frühe Bauphase handelt oder um eine späte, die innerhalb des bereits bestehenden (und vermutlich verwüsteten) Kastells errichtet worden ist, sind die DIR-Befestigungen die jüngsten.

IIa) Münzhorte

Sind Münzhorte ein gutes Indiz? Heinsohn betont (s. S. 642), dass kein Althistoriker die Münzen kritisch hinterfragt, sondern als eindeutigen Beleg für die ihnen zugewiesene Position auf der Zeitachse sieht – und auch die Zeitachse nicht hinterfragt. Deshalb interessiert bei Münzschätzen meist nur die als jüngste eingeordnete Münze, da ihr Prägedatum das Höchstalter für die abgeschlossene Münzkollektion gibt. Es könnten hier aber die de facto ältesten Münzen als die jüngsten gesehen werden, wenn sie den Jahrhunderten nach 300 zugeschrieben werden. Trotz dieser berechtigten Kritik erlauben nachfolgende Münzschätze eine Aussage. Die ersten stehen für das Geschehen auf römischer Seite hinter dem DIR [Garbsch 1970, 8 f.]:

„298 n. Chr. gelang Constantius bei Vindonissa [Windisch am Hochrhein] ein großer Sieg über alamannische Heerhaufen, die in zwei Schüben vom Hoch- und Oberrhein bis nach Langres und ins Wallis vorgedrungen waren. Zahlreiche Münzschätze markieren ihren Weg. Auch aus den folgenden Jahren kennen wir einzelne Schatzfunde [...]

Immerhin sind auch für diesen Kaiser [Maxentius] Feldzüge gegen Franken und Alamannen am Rhein (302/3 n. Chr.) und gegen die Alamannen (320 und 328 n. Chr.) überliefert, wobei 328 n. Chr. wieder Münzschätze in der Schweiz von der Angst der Bevölkerung zeugen.“

Der aufständische Heermeister Magnentius des Constans besetzte 350 Italien: „Von dort konnte er zwar 352 n. Chr. vertrieben werden, aber mittlerweile waren 45 Städte von Alamannen und Franken zerstört worden, das Elsaß besetzt und, wie die Münzschätze zeigen, auch das westliche Raetien und die Nordschweiz verwüstet.“

Julian Apostata schlägt die Alamannen bei Straßburg, 357:

„Im gleichen Jahr fallen im östlichen Teil der Provinz Raetien die Juthun-

gen ein, wie Münzschätze aus Regensburg, Eining und anderen Plätzen illustrieren.“

Fassen wir die Datierungen dieser Münzschätze zusammen:

298 (dicht davor), Schweiz

328, Schweiz

352, Schweiz, Italien, Elsass, Raetien

357, Regensburg und Umgebung.

Wollten wir nach 300 liegende Schlussmünzen um 300 Jahre veralten, dann müssten sie für andere, viel ältere Germaneneinfälle stehen, die aber im frühen und mittleren 1. Jh. nicht bekannt und auch nicht anzunehmen sind, weil die Römer sich in dieser Zeit über Germanien ausdehnten, die aktive Rolle noch innehatten und auch noch keinen Limes errichteten.

IIb) Kastell Bürgle an der Donau

Ein typisches Kastell des DIR an der oberen Donau ist das nicht sicher als Pinianis identifizierte **Bürgle**. Die 1.600 m² umfassende, hoch ummauerte Anlage diente ungefähr 100 Reitern als Unterkunft; der Name einer Einheit ist bekannt (equites Stablesiani iuniores).

„Das Bürgle bei Gundremmingen war ein spätantikes Kastell des römischen Donau-Illel-Rhein-Limes in der Provinz Raetia secunda im Gebiet des heutigen Gundremmingen, Landkreis Günzburg an der Donau. [...]

Die Auswertung der Fundmünzen belegt eine Konstruktionszeit gegen Ende des 3. nachchristlichen Jahrhunderts.

Das Bürgle wurde im späten 4. Jahrhundert durch eine Brandkatastrophe zerstört. Anscheinend wurden kurz zuvor die Gräben wieder instand gesetzt, was einen Zusammenhang mit kriegerischen Auseinandersetzungen nahelegt. Die Münzreihe endet abrupt mit acht recht prägefrischen Stücken, die zwischen 378 und 383 n. Chr. unter Gratian, Valentinian II. und Theodosius I. [Reg.zeiten 375–395; HI] in Aquileia geprägt worden sind“ [wiki ↔ Bürgle (Gundremmingen)].

Für die dort ergrabenen Münzen wird in dem *Wikipedia*-Artikel auf einen Aufsatz von Hans-Christoph Noeske und David G. Wigg-Wolf zurückgegriffen, dazu auf einen Aufsatz von E. Keller; sie werden im *abstract* des einschlägigen Sammelbands so zusammengefasst:

„H.-Chr. Noeske und D. G. Wigg handeln die Fundmünzen ab, unter denen Stücke von republikanischer Zeit bis ins 5. Jh. vertreten sind, wobei das 4. Jh. am reichlichsten vorkommt. E. Keller stellt eine vergoldete Silberschnalle der 1. Hälfte des 5. Jh. vor, die mit donauländischen Föderaten nach Rätien gelangt sein kann. Eine geschlossene Fundgruppe des 1. Jh. n.Chr. stammt vermutlich von einem frühen Posten. Die Belegungs-

dauer des Burgus, dessen lateinischer Name als Febianis identifiziert wird und der auch Reiter beherbergte, umfaßt nunmehr die Spanne von vor 300 bis ins 5. Jh., wobei um 350 ein Schadenbrand stattfand.“ [vml]

Demnach liegen folgende Befunde vor:

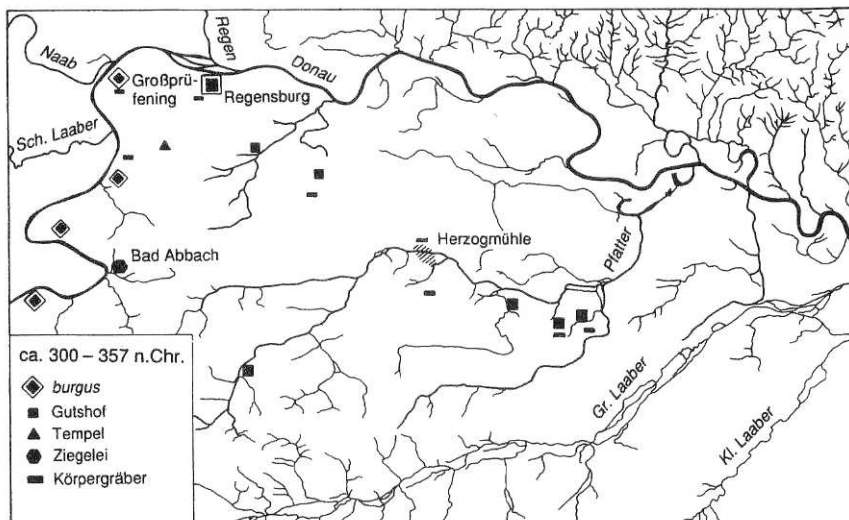
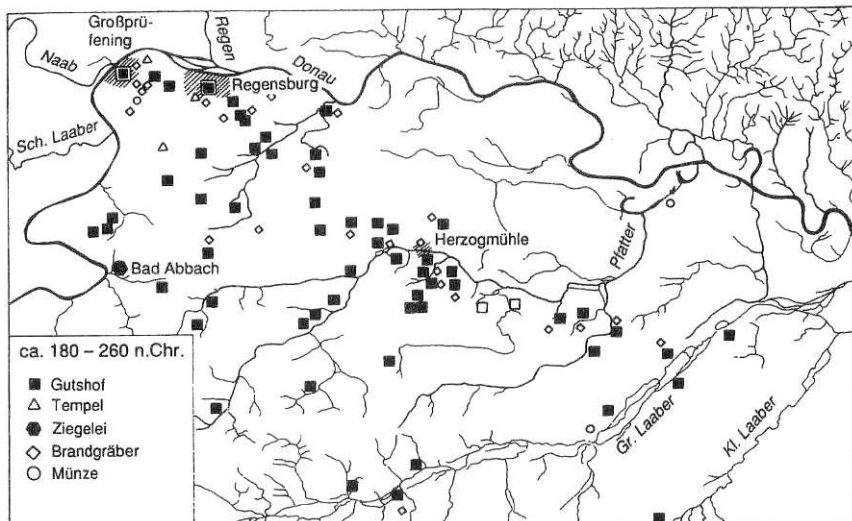
- Bau für das Ende des 3. Jh. durch Münzen bestätigt. Sie können nicht um 300 Jahre veraltet werden, würden sie doch in diesem Fall *unter* älteren Münzen liegen.
- Gräbenausbesserungen und Brandkatastrophe müssen zwangsläufig anschließend, im 4. Jh. gesehen werden. Aus diesem 4. Jh. stammen die meisten Münzen. Die als jüngste Münzen angesehenen Prägungen dreier Kaiser verweisen auf 378 bis 383. All die Münzen zwischen ca. 300 und 383 sind nicht um 300 Jahre zu veralten, weil sie dann vor den Bau des eigentlichen Limes rücken würden. Es soll aber nicht verschwiegen werden, dass sogar republikanische Münzen des -1. Jh. vertreten sind. Wenn sie derselben Periode angehören sollten, dann müssten auch die bis 383 geschlagenen und noch länger umlaufenden Münzen auch noch vor 300 oder gar 250 untergebracht werden.

So bestätigen die Münzen den Bau des Kastells im späten 3. Jh., also nach dem großen Germaneneinfall von 260 und sein Fortbestehen zumindest bis 383; ausgegangen wird von einem Ende der Besatzung um 420 [Schromm; vgl. Fischer, 430 f.]. Die sonstige Fundlage lässt mit ihren Trachtbestandteilen und ihrer Keramik für die Zeit um 400 auf dort untergebrachte germanische Hilfstruppen schließen [Schromm], die um 100 ebenfalls zu früh kämen. Was ist zu folgern? So man den DIR noch dem ersten Zeitintervall bis 300 zuschriebe, gäbe es keine Zeit mehr für die Folgefunde und einen mehr als harten Übergang in die Ottonenzeit; würde man ihn mit Konstantin d. G. an den Anfang dieses Zeitintervall bringen, käme er viel zu früh. Um hier zu einer Lösung zu kommen, müsste die Kaiserliste nicht nur durchschnitten, sondern in ihre Bestandteile aufgetrennt werden. Das wäre dann buchstäblich *ultima ratio*.

IIc) Castra Regina

Ein Kontrollblick nach Regensburg bestätigt das Ergebnis durch sein großes Lager an der Flussgrenze. Das Lager wurde gemäß der fragmentarisch erhaltenen und rekonstruierbaren Bauinschrift anno 179 errichtet.

„Bei den archäologischen Untersuchungen konnten mehrere Zerstörungshorizonte beobachtet werden. Das erste Mal wurde es wohl bei einem Germaneneinfall um 278 niedergebrannt, ein zweiter Zerstörungshorizont kann anhand von Münzfunden auf ca. 288 datiert werden. Aber schon kurz danach scheint das Lager wieder aufgebaut worden zu sein, wobei die Zivilstadt außerhalb des Lagers größtenteils aufgegeben werden muss-



Die Entwicklung der ländlichen Bevölkerung um Regensburg im späten 2. und frühen 3. Jh. (oben) und im 4. Jh. (unten) [nach Th. Fischer, 379] als Illustration dafür, wie stark bislang der Rückgang römischer Aktivitäten nach 300 gesehen wird.

te und deren Bewohner nun innerhalb der Lagermauern untergebracht wurden.

Um 357 wurde das Lager ein drittes Mal, diesmal von den Juthungen, niedergebrannt. Diese Katastrophe war besonders einschneidend. Die militärischen Aktivitäten konzentrierten sich von nun an fast vollkommen auf die Nordostecke des Lagers. Es ist nicht bekannt, in welcher Stärke noch Truppen vor Ort verblieben denn die Legion selbst wurde immer mehr aufgesplittert. Die letzten regulären Soldaten wurden vermutlich im fünften Jahrhundert abgezogen“ [wiki → Castra Regina].

Die Fundlage lässt zwei dicht aufeinander folgende Zerstörungshorizonte im späteren 3. Jh. erkennen, dazu einen des 4. Jh., der bei einer Ausweitung der Phantomzeit auf 600 Jahre ebenso unmöglich wäre wie die nachfolgenden Aktivitäten in der Nordostecke des Lagers. Fraglich scheint im gesamten rätischen Gebiet allein der Abzugstermin der Römer. Nach der Fundlage wäre er bald nach 400 anzunehmen; allein wegen der Severinsvita des Eugippius wird diese Zeit bis fast ans Ende des 5. Jh. gedehnt (s. S. 532); möglicherweise wegen ihr werden heute zunehmend Funde in diese Zeit gelegt.

III. Der Niederrheinische Limes

Bei Blick auf die Zeitskala des Limesbaus (S. 546) fällt auf, dass nach Constantius Chlorus (~300) nur noch unter Valentinian I. ab 364 erneut am Limes gebaut worden ist, also bei versuchsweiser Streichung der Konstantiniden (293–363) möglicherweise die Chance bestünde, diesen Kaiser des Gesamtreichs ans Ende der ersten 300-Jahres-Periode zu bringen. Denn ein einfacher ‘shift’ um 300 Jahre zurück brächte seine Münzen ganz an den Anfang des Limesbaus. Hier lohnt sich der Blick auf die Grenzsicherungen entlang des Unterrheins, einmal kurz vor dem großen Germaneneinfall, einmal in der zweiten Hälfte des 4. Jh. Dieser Limes folgt unbeirrbar dem Rhein und einem seiner Mündungsarme. Hier herrscht bis ins 3. Jh. unbestreitbare Kontinuität.

Ab dem gallischen Sonderreich, also ab 260 entstehen auch Befestigungen im Hinterland, an Erft und Maas [Horn, Abb. S. 83, 88]. Die Linie entlang der Maas ist bis in die zweite Hälfte des 4. Jh. hinein noch länger geworden, in der Ahrgegend häufen sich dann die militärischen Anlagen. Diese neue Maas-Linie einmal außer Acht gelassen, kann hier verglichen werden, welche Befestigungen dem Germanensturm zum Opfer fielen, welche sich gehalten haben und welche Kastelle neu errichtet worden sind, um mit einer neuen Verteidigungsstrategie – stark befestigte Kastelle, dahinter schnell zu bewegend Heeresverbände – den Bedrohungen gewachsen zu sein. Aus den beiden Abbildungen [Horn, 79, 98] lassen sich 35 zerstörte, davon 13 wiederhergestellte und dazu 23 neugebaute Anlagen erschließen:

**Wehranlagen am Niedergermanischen Limes zwischen
200–250 und/oder 350–400 [Horn, 79, 98]**

		20	Insul
		22	Hochthürmen
		23	Tomberg
		24	Wachtberg
25	Remagen -----	25	Remagen
		31	Rheinbach-Flerzheim
34c	Bonn, Legionslager -----	34c	Bonn, Legionslager
35	Bonn-Schwarzrheindorf-----	35	Bonn-Schwarzrheindorf
42a	Köln-Deutz, Numeruslager		
		42b	Köln-Deutz, spätantike Festung
43	Köln-Alteburg		
		44	Köln
		45	Maastricht
		46	Stommeln
47	Burungum (Köln-Worringen?)		
52	Dormagen		
54	Neuss-Reckberg		
55c	Neuss, Alenlager		
		55d	Neuss, Altstadt
56	Krefeld-Gellep-----	56	Krefeld-Gellep
57	Rheinhausen-Werthausen		
		58b	Moers-Asberg (Burgus)
60	Calo (Stadt Rheinberg?)		
63b	Xanten, Vetera II		
		63d	Xanten / (julianisches) Trice
66	Altkalkar -----	66	Altkalkar
		67	Cuijk
70	Rindern		
		71	Heumen-Heumensoord
72	Rossum -----	72	Rossum
		73d	Nijmegen, Valkhof
74	Kesteren		
75	Herwen		
76	Huissen		
77	Driel		
78	Arnhem-Meinerswijk -----	78	Arnhem-Meinerswijk
79	Maurik -----	79	Maurik
80	Rijswijk/Wijk bij Duurstede		
81	Vechten		
82	Utrecht -----	82	Utrecht
83	De Meern -----	83	De Meern
84	Woerden		
85	Zwammerdam		
86	Alphen		
87	Roomburg		
88	Valkenburg -----	88	Valkenburg
89	Katwijk -----	89	Katwijk
		91	Qualburg
		92	Rheinberg
		93	Monheim (Haus Bürgel)
		95	Asperden
		97	Ahrweiler
		98	Remagen - Scheidskopf
		99	Michelsberg
		100	Köln-Müngersdorf
103	Bodegraven		
104	Randswijk // 105 Looward -----	105	Looward

Diese Wehranlagen beweisen gleichermaßen die Stärke der germanischen Angriffe wie die Zähigkeit des Römerreichs, das nach harten Niederlagen immer noch die Kraft besitzt, alte Anlagen instandzusetzen und ganz neue Befestigungen aus dem Boden zu stampfen.

IIIa) Krefeld-Gellep

Aus den 13 wieder aufgerichteten Befestigungen ragt das Lager Krefeld-Gellep heraus. Das von den Römern Gelduba genannte Lager wird seit 1896 ausgegraben, wobei sich die Aktivitäten gleichermaßen auf Kastell, Vicus (Zivilsiedlung) und Gräberfelder erstrecken. Nach Christoph Reichmann [Horn, 529-534], der seit den 80er Jahren *Kastell und Vicus* ausgräbt, lassen sich zahlreiche Bau- und Zerstörungsphasen 'aufblättern' (alles AD-Datierungen, ergänzt um wiki → Gelduba):

Der aktuelle Stand der Datierungen [wiki → Gelduba] zeigt nur eine einzige größere Veränderung, indem die letzte Phase nicht von 405 bis um 600, sondern nur von „vor 400–5. Jh.“ gesehen wird, obwohl z.B. in einem der Gräber auch ein fränkischer Rüsselbecher aus dem 6. Jh. geborgen worden ist. Angesichts dieser Befunde und dieser Abfolge erscheint es mir weder möglich, die Bauten des 4. Jh. im 3. Jh. unterzubringen, noch sie dem 1. Jh. zuzuschlagen.

Die *Gräberfelder* lagen in einem gewissen Abstand vom Kastell; sie sind ab 1934 durch Albert Steeger, von 1959 bis 1994 dann von Renate Pirling ausgegraben worden. Sie bilden eines der durchaus seltenen Beispiele für Gräberfeld- und daraus resultierender Besiedlungskontinuität von der Zeitenwende und den Römern bis zu den Merowingern [Pirling lt. Horn, 534-538]:

„Die Belegung beginnt im frühen 1. JhnChr und setzt sich ohne jede Unterbrechung in die fränkische Zeit, bis zum Ende des 7. Jh. fort“ [ebd. 534].

Bis 1987 waren 5.150 Gräber aufgedeckt. *Wikipedia* [→ Gelduba] spricht aktuell von „über 6.300“ archäologisch untersuchten Gräbern.

Schnell vollzogene Massenbegräbnisse von 40 Menschen und eben so vielen Pferden ließen sich durch Münzen dem Frankeneinfall von 259 zuordnen. In dieser Zeit wird auch der Übergang von Brand- zur Körperbestattung angesetzt. Die gut ausgestatteten Gräber des 4. Jh. bilden den Hauptbestand.

Bald nach 350 wird der Übergang von der S-N- zur W-O-Bestattung bei gleichzeitigem Nachlassen der Beigabensitte gesehen und mit dem Vordringen des Christentums in Verbindung gebracht. Es gibt aber bis in das 5. Jh. hinein auch Gräber mit Beigaben. Die oben zitierte Datierung „bis zum Ende des 7. Jh.“ dürfte der üblichen Datierung der deutschen Bistumsgrenzenfestsetzung geschuldet sein [vgl. Illig/Anwander, 89 f.].

So beeindruckend die Fundlage ist, so müssen doch erst noch die Grabungsberichte daraufhin gesichtet werden, ob Gräber des 1. und 4. Jh. neben-

Stratigrafie des Castrums Krefeld-Gellep

- 405 Vor dem Tor wird ein neuer Vicus mit Wohnstallhäusern wohl für elbgermanische Föderaten angelegt. Die Holzbauten zeigen mehrere Bauphasen. Der Vicus hat länger als das Kastell bestanden: bis um 600. Laut wiki wurde noch im 5. Jh. eine neue Ringmauer gebaut.
- 399 Innengraben durch steinerne Mauer mit hölzernen Türmen ersetzt, kurz danach Teilabzug der Besatzung.
- 388? Nach Bränden weitere Bauarbeiten
- 369–388 Unter Valentinian I. neue Festungswerke (münzdatiert): Umbau des alten Kernwerks, statt Ringmauer ein zweiter Graben und Stolpergruben, verkleinerter Grundriss. Das Kastell wurde noch mehrfach umgebaut (neuer Torturm, halbrunde Eckbastionen).
- 354–369 Kastell wird beim großen Frankeneinbruch erobert, aber trotz größerer Zerstörungen weiterhin bewohnt.
- 341–353 Erfolgreiche Belagerung; damals Kastell durch Grabenring umschlossen, danach Schleifung der komplizierten Toranlagen.
- nach 320 Ablösung der bislang östlichen (?) durch eine britannische Truppe
- 294–320 Unter Diokletian Kastell neu besetzt und zu einer spätantiken Festung umgebaut (2,7 m starke Wehrmauer). Das neue, quadratische Kastell in der Fläche nur geringfügig kleiner als das mittelkaiserliche Lager (2,25 ha) mit ungewöhnlich komplizierten Verteidigungsanlagen, gedacht für das neu aufgestellte Bewegungsheer.
- 288–293 Nach Brand des Horreums dort zwei fränkische Höfe (Föderaten)
- 276–287 Zerstörung von Kastell und Vicus beim großen Frankeneinfall; danach notdürftige Instandsetzung der Befestigungsanlagen, Bau eines Pfeilerhorreums (Speicher). Vicus wird bald aufgelassen, danach wohl ins Kastell integriert.
- 261–275 Wiederaufbau des Kastells, Praetorium wird zu einer *fabrica*.
- 260 Bei der Erhebung des Postumus Zerstörung des Kastells, Untergang der Besatzung (datiert durch Münzen), danach Bauinschrift des Postumus 261/62; Vicus ebenfalls zerstört.
- 150–200 beträchtlich erweitert und in Stein ausgebaut. Der zugehörige Vicus zeigt mehrere sich im Grundriss überschneidende Bauten mit zwei Holz- und drei Steinbauperioden, Thermenanlage, Brunnen, kultische Anlagen etc.
- 100–150 Steinerne Ausbau des Auxiliarkastells: der vielleicht als Praetorium errichtete Baukomplex anfangs in Holz, um 150 in Lehmziegeln, ebenso ein hölzerner Mithras-Tempel, abgerissen um 150;
- 80/85 etwas vergrößertes Kastell, ebenfalls mit Reiterkasernen;
- nach 70 Standlager für eine Auxiliareinheit von 500 Mann mit Reiterkasernen;
- vor 70 Ubier-Dorf, früher als ein erstes Lager gesehen.
-

einander liegen und ob sich einschlägige Gräber überschneiden und dadurch eine stratigrafische Abfolge ergeben.

IIIb) Das Fürstengrab von Gellep

Eine weitere Prüfmöglichkeit liefert das bekannte, sehr gut ausgestattete Fürstengrab aus diesen Gräberfeldern. Es besticht durch seine Objekte, die aus vielen Ländern stammen. Von Renate Pirling ist das Resümee ihrer Ausgrabungen ins Netz gestellt worden.

Demnach liegt die zeitliche Untergrenze für das Grab bei 491, gegeben durch die barbarische Nachprägung eines Solidus von Anastasios I. Die weiteren Beigaben führen zu einer Datierung in der ersten Hälfte des 6. Jh. bzw. aktuell 535 [wiki → Gellep-Stratum]. Aufzulisten sind:

- 2 Goldbeschläge → sog. Harnisch des Theoderich (ostgotisch), um 500 und → Childerichschwert, fränkisch, um 500,
- Zaumzeug → persische und hunnische Vorbilder, bei den Knebeltrensen auch Bezug → Großörner, Thüringen;
- Riemenverteiler → **Frauengrab unterm Kölner Dom**, das gemäß den Münzen nach 526 angesetzt werden muss; diese Zaumzeugteile verstärken den Hinweis auf byzantinische und ostgotische Arbeiten.
- Ring(knauf)schwert wie in Südengland, Skandinavien (dort erst nach 550) und Langobarden; am ähnlichsten → Gräber von Mainz-Kastel und Chaouilley. Der dazu gehörige Schmuck mit cloisonniertem Goldknopf und Meerschamperle → Kriegergräber bei Franken, Alamannen und Thüringern. Ein Ring(knauf)schwert zusammen mit einem Helm enthalten nur noch die berühmte Schiffsbestattung von Sutton Hoo, die freilich ein Jahrhundert später datiert wird, und zwei schwedische Gräber [Steuer, 214].
- Franziska (Wurfaxt) → Typ Trier A, zwischen 450 und 525;
- Spangenhelm → ostgotisches Italien; diese wertvollen Helme können Erbstücke sein und daher die Datierung verunklären.
- Schildbuckel, Messer, Taschenbügel und Helm → Fürstengrab von Planig (bei Bad Kreuznach), 525;
- Silberlöffel → ostgotisches Italien;
- Eiserner Bratspieß und Dreifuß mit Bronztopf → auch Vogesen, vor 500;
- 2 römische Glasgefäße: unbeschädigte Schale mit eingeschliffenen Figuren [wiki → Gelduba], und Henkelkanne, beide um 330 eingestuft.

So eröffnet sich ein Kunsthorizont, der Byzantiner, Ostgoten, Hunnen, Langobarden und merowingische Franken zusammenführt und so die weiträumigen Verbindungen und Geschmacksvorlieben anschaulich macht. Bei einer Reduktion der römischen Geschichte um 300 Jahre (die zuletzt genannten

römischen Gefäßen würden nur eine um 200 Jahre stützen), ergibt sich ein Problem: Das Frauengrab unterm Dom wird ebenso wie das unmittelbar daneben liegende Knabengrab zwischen 526 und vielleicht 540 gesehen [G. Wolff 1993, 187], denn aus ihm stammen Münzen von Anastasios, Theoderich und Athalarich, d.h. aus der Zeit von 491 bis 534. Gegenwärtig werden sie „um 535“ datiert [kölner dom]. Damit rückt die üppige Stratigrafie unter der „Hohen Domkirche zu Köln“ ins Zentrum der Überlegungen.

IIIc) Unterm gotischen Dom in Köln

Kaum ein Grabungsgelände ist ähnlich ‘umkämpft’ wie das unter gotischer Vierung und Chor. Der Ausgräber Otto Doppelfeld hat 1946 unter dem heutigen Dom (für ihn Bau XI von insgesamt XIV = 19. Jh.) sieben übereinander liegende Bauten separiert. Noch 1993 schien klar zu sein, dass dort über einem römischen Haus mit bemalter Mauer ein Betraum und ein Tempel standen, den eine erste Bischofskirche vor 313 berücksichtigen musste, um nach Abtragung des Heidenheiligtums sein Atrium ungestört in Richtung Baptisterium ausdehnen zu können. Darüber fanden sich verschiedene Kirchenbauten, so dass hier trotz alter Traditionen – St. Cäcilien wäre die erste Bischofskirche gewesen – die Keimzelle für den heutigen Dom gesehen wurde.

Allerdings hat es im Jahr 1984 ein Kolloquium mit 56 Teilnehmern zu Baugeschichte und Archäologie gegeben (veranstaltet und 1996 publiziert vom damaligen Dombaumeister Arnold Wolff), um einen Teil der Widersprüche auszuräumen. Hier wurden etliche sicher geglaubte Positionen geräumt, worauf Sebastian Ristow [2002] seine Darstellung schrieb, bei der es ihm ganz wesentlich auf Trennung von Befundvorlage, Interpretation und Schriftquelle ankam [ebd. 18]. Bei diesem Vorgehen ‘zerstörte’ er den Tempel, das erste Haus der Christen, die erste Bischofskirche, Grabkapelle, Marienkirche und die frühesten Baptisterien; seine Auflistung kennt nur noch vier Bauten unter dem gotischen Bau. Damit hat sich kritische Archäologensicht durchgesetzt; es sind aber nur phantasievolle Rekonstruktionen und Vorstellungen ausgemustert worden, nicht die ihnen zugrunde liegenden Fundamentreste. Deshalb traf Ristow die Aussage „einer mehr oder weniger kontinuierlichen Nutzung des Domgeländes zwischen dem 4. und 8. Jahrhundert“ (das ist die Gesamtdauer der in seinem Buch behandelten Zeitspanne), analog zum anschließenden Roncalli-Platz oder zum Kölner Heumarkt [19]. Ihm ist nunmehr für diese Zeit zu folgen, die Münzen des 4. Jh. (vorwiegend 1. Hälfte, bis Arcadius, 388–403) erbracht hat – und die Münzen von 364 bis 534 in den Fürstengräbern [ebd. 21, 24]. Ein Jahr später legte der heutige Leiter der Domgrabung, Georg Hauser, seinen Bericht vor (verbesserte Zweitaufgabe 2010), der lediglich zwei Vorgängerbauten enthält: abgesehen von der östlich vom gotischen

Chor gelegenen Taufkirche die Kirche mit dem Ambo und den Alten Dom. Insofern ist Verwirrung durch Bezeichnungen kaum zu vermeiden; hier wird Ristows Nummerierung gefolgt.

+50 war das seit vielleicht -10 bestehende Oppidum Ubiorum zu einer Kolonie römischen Rechts erklärt worden (Colonia Claudia Ara Agrippinensium). Für die Zeit bis 150 erwartet man auch gegossenes Lehmmauerwerk (Pisé), das im Versturz nur noch an Verputzresten zu erkennen wäre [Gundolf Precht lt. A. Wolff, 58]. An früheren Bauten entfällt der Merkur-Tempel aus dem 1. Jh. mangels hinreichender Belege. Die noch bis 5,50 m aufragenden Wandreste werden jetzt zwei frühen Lagerhallen (horrea) zugeschrieben [Hauser, 23].

Das Haus mit der bemalten Wand lassen Ristow und Hauser gelten, ein Beispiel für die dort situierten Wohnhäuser um oder nach 100 [Hauser, 23], Darüber wird das Haus mit dem Hypokaustenfußboden im 2./3. Jh. errichtet [Ristow, 33, 39, 41]. Es sind mehrere Phasen seines Heizsystems (später Kanalheizung) nachgewiesen [ebd. 42]. Hinzu kommen weitere Mauern „spätestens aus dem 2. oder 3. Jahrhundert“ [ebd. 35], die aber mangels ergrabenen Haus-ecken keine Zusammenhänge erkennen lassen. Südlich des gotischen Chors setzt sich im 2./3. Jh. die Bebauung mit römischen Wohnhäusern fort, die in der 2. Hälfte es 4. Jh. zerstört werden (münzdatiert) [ebd. 58]. Danach scheinen sich germanische Föderaten angesiedelt zu haben.

Da hier die Terrassenkante hin zur Flussaue verläuft, wurden für wachsende Grundrissen immer größere Aufschüttungen getätigt, was unterm gotischen Dom erstaunlich hohe Mauern in situ hinterlassen hat und sich auch südlich von ihm beobachten ließ. Dort wurde (wie unterm Dom) ab 350 die vorhandene Architektur verfüllt, dann bebaut, bis wohl unter Magnus Maximus (383–388, Münzen) ein zweiter Zerstörungshorizont und anschließend neuerliche Geländeanhebung zu beobachten ist [ebd. 36, 45].

Unter der gotischen Vierung, aber südlich des beheizten Hauses, sind „zahlreiche Böden und Brandschichten der Spätantike und des frühen Mittelalters dokumentiert“ [ebd. 45]. Es entstanden weitere Bauwerke, in deren zweiter Erbauphase gegen 340 auch ein Brunnen gegraben und gemäß Münzbefund nach 383 [A. Wolff, 69] oder im 1. Drittel des 5. Jh. [Ristow, 47] wieder aufgegeben wird. Die dendrochronologische Datierung des Brunnens ist auf sein zweitverwendetes Holz bezogen und damit auch für Archäologen wenig wert [ebd. 46]. Im frühen 5. Jh. wird die zuvor vielfältig veränderte kleinteilige Bebauung aufgegeben [ebd. 47].

In den letzten Jahren der Römerherrschaft, also im frühen 5. Jh., entstand (immer unter der gotischen Vierung) auch über dem Brunnen ein von Kolonnaden umstandener Hof [Hauser, 24]. Unter dem gotischen Langchor finden sich unterhalb den später eingefügten fränkischen Prunkgräber Bauwerksreste

der Spätantike und des Frühmittelalters, wohl insgesamt drei aufeinander folgende Böden [Ristow 2002, 51]. Aber Hauser [2003, 25] betont, dass der kapellenartige Raum mit kleiner Apsis genauso gut zu Thermen gehören könnte, zumal das Vorher-Nachher dieses Baus und der Gräber problematisch geworden sei. Früher war hier eine *Grabkapelle* inmitten eines Atriums gesehen worden [Wolff, 184].

Erst jetzt nennt Ristow [51] als **Bau 1** den spätantiken *Apsidenbau*, im späten 4. oder frühen 5. Jh. mit einer Außenumbauung errichtet. Er galt früher als *Kirche und Atrium* aus der Zeit vor 313 [G. Wolff, 183]. Für Hauser [47] erscheint „eine Entstehung der ältesten »Kirchenfamilie« an dieser Stelle im 5. Jahrhundert gar nicht mehr unwahrscheinlich“.

Ein durchgehender Estrich signalisiert **Bau 2**, der gegenüber Bau 1 erweitert worden ist und drei Ausbauphasen erfahren hat [Ristow, 54], in deren mittleren jene vier fränkischen, 1959 gefundenen „*Fürstengräber*“ eingetieft sind, die wegen ihrer wertvollen Beigaben und vor allem wegen der Münzen im 2. Drittel des 6. Jh. gesehen werden [ebd. 35]. Ihre Zusammenstellung ist beachtenswert:

„Neun unterschiedlich abgenutzte, in der Mehrzahl zu Halsschmuck verarbeitete Goldsolidi der Zeit zwischen Valentinian I. (364–375) und Justin I. (518–527) und drei ostgotische Siliqua bzw Halbsiliqua Theoderichs des Großen [493–526] und Athalarichs (526–534) fanden sich in dem reich ausgestatteten Frauengrab [...] der unmittelbar daneben bestattete Junge, dem fünf geringgewichtige, einseitig hohl geprägte barbarische Silbermünzen beigegeben waren“ [Hardt, 64].

Die berühmten Gräber fallen aus der Zeit:

„Die Merowinger ließen sich allerdings dem Brauch der Zeit gemäß in der Regel vor den Mauern bestatten, wie dies auch für Köln angenommen werden mußte. Um so auffälliger sind die beiden Gräber »intra muros«, die nur schwer deutbar sind“ [Brühl, 23].

Dieser ab Ende des 4. Jh. mögliche Bau wird als *Grab-* oder *Memoriaal* angesprochen [Ristow, 83].

Bau 3a: Es entsteht nun ein erstes in Ausdehnung, Gestaltung und Funktion einigermaßen bestimmtes Gebäude: Über den Fürstengräbern wird die *erste nachweisliche Kirche* mit abgegrenztem Presbyterium und einem schlüssellochförmigen, 13 m langen *Ambo* errichtet. Vergleiche mit anderen Bauten (Lavant, Genf, Koblenz, Vienne) legen eine Datierung vor 600 nahe [Ristow, 60–63]. Dem sollte eine erste Phase des Baptisteriums entsprechen, das aber nicht präziser als 5./6. Jh. bestimmt werden kann [Hauser, 43].

Bau 3b konstituiert sich durch einen neuen, damals plattenbedeckten Estrich, durch den Einbau von Nord-Süd-Mauern und eine Westerweiterung, ohne dadurch genauer datiert werden zu können [Ristow, 62, 67]. Beim Ambo wurde die schiefwinklig angelegte Mauer begradigt [ebd. 67]. Weitere Umbauten und Estricheinbauten werden getätigt, die sich auch auf ein oberirdisch sichtbares Frankengrab beziehen. Der Bau wird dem späten 6. oder 7. Jh. zugeordnet [ebd. 67, 70 f.] und mehrmals in Details umgestaltet [ebd. 72].

Von **Bau 3c** wird wegen einer deutlichen Erweiterung der Kirchenfläche nach Westen gesprochen, im Wesentlichen aus dem Estrich rekonstruierbar. Die zeitliche Zuordnung bleibt vage:

„Zur Zeit kann also die Anlage der Westerweiterung der Kirche 3b [...] nur relativ zwischen dem 6. und 8. Jahrhundert datiert und auch keine weitere Aussage zur inneren oder äußeren Gestalt dieses Teils von Kirchenbau 3c getroffen werden“ [ebd. 73; ähnlich 74].

Vor Bauphase 3d [Ristow, 73 f.] wird der Schlüsseloch-Ambo von einer 4 x 8 m großen *Schola cantorum* abgelöst, wie sie seit dem 6. Jh. bekannt sind.

Bau 3d: Am Übergang von spätmerowingischer zur karolingischen Zeit, also im 8. Jh., künden Schuttschichten vom Abriss des dritten Baus. In der Kirche sei nun eine 30 bis 50 cm starke schwarze, „eher humose“ Schicht aufgebracht worden, die ominöse „black earth“. Eingebracht deshalb, weil sie bestimmte Teile des Presbyteriums nicht abdeckt. Dieses archäologische Mysterium wird hier als „karolingische Planierschicht“ bezeichnet, die als Unterlage für einen Plattenboden gedient haben soll [ebd. 75 f.]. Obwohl große Teile der Architektur ersetzt werden, ist nur von einer untergeordneten Bauphase (3d) die Rede [ebd. 76]. Dabei geht es hier um den Übergang von der merowingischen zur karolingischen Kirche, die ebenso ungenügend wie Phase 3c datiert werden kann, nämlich mit „8./9. Jahrhundert“ [ebd. 76]. Das muss insofern nicht verwundern, als die black earth unterm Dom in ihrer Datierung zwischen frühem 8. und 10. Jh. schwankt, aber zeitgleich mit Badorfer Keramik gesehen wird [Georg Hauser lt. A. Wolff, 174, auch 133].

Dabei bezeichnet 3d) die sog. erste karolingische Bauphase mit dem „St. Galler *Ringatrium*“, wobei die vom Atrium umzirkelte Apsis nicht ergraben werden konnte. Der markante schwarzweiße Steinplattenboden korrespondiert mit anderen als karolingisch gesehenen Bauten (etwa Corvey). Eine archäologische Datierung ist nicht möglich, weshalb an Schriftgut und deshalb an (Erz-)Bischof Hildebald (787–818) gedacht wird [Ristow, 79 f.]. Interessanterweise traut Ristow ihm zu, Westapsis und Ringatrium auch nur angebaut zu haben. Die Entstehungszeit des St. Galler Idealplan – pseudogenau 819–826 [plan] – wird nicht genannt. Für diese Bauphase 3d) möchte der Archäologe eine lange Nutzungsdauer nachweisen [Ristow, 80], aber:

„Eine genauere Festlegung der Datierung der hier unter Bau 3d zusammengefaßten Bauphasen ist mit den Mitteln der Archäologie z. Zt. nicht möglich [...] Die Zeitspanne der Nutzung von Bau 3d kann aber z. Zt. nicht näher eingegrenzt werden“ [ebd. 79 f.].

Sein Ende ist vom frühen 9. bis zum frühen 10. Jh. möglich gewesen [ebd. 81]. Hauser [2003, 49] hebt die lange Benutzungsdauer von rund vier Jahrhunderten dieses Baus 3 hervor (2010 [49] auf korrekte drei Jahrhunderte korrigiert), ein Indiz für Zeitstreckung wegen der Phantomzeit.

Anzufügen ist hier, wie sich die Schwierigkeiten während der Phantomzeit häufen, etwa bei dem vor Bau 1 genannten kolonnadenumstandenen Hof. Er „wurde möglicherweise schon im späten 6. Jh. oder wahrscheinlicher im 7./8. Jh. [...] einschneidend verändert“ [Ristow, 60]. Hier ist der Archäologe am Rätseln.

Das östlich vom gotischen Chor liegende *Baptisterium* wird hier nicht weiter betrachtet. Es gibt dort nach römischer und frühmittelalterlicher Bauphase eine dreigeteilte Phase III, die aber keine präziseren Daten zur vielfältig wechselnden Bebauung unter dem gotischen Vierung beitragen kann [ebd. 63 f., 72, 81]. Anzumerken ist, dass „die angeblichen Baptisterien des 4. – 5. Jahrhunderts [...] in Wahrheit zwei simple Piscinen in Privathäusern des 3. Jahrhunderts sind“ [Brühl, 26], die jedoch die Baukontinuität an dieser Stelle verbessern.

Nach Abriss der gesamten Kirche wird der sog. Alte Dom (**Bau 4**) begonnen, in Doppelfelds Zählung Bau VII nach VI (= 3d bei Ristow).

„Alles, was vom Dom steht, wird planiert, und ein riesiger Bau entsteht neu [...] Die Lage der Altäre hat man geschont; das ist eine Selbstverständlichkeit. Aber mehr ist von VI in VII anscheinend nicht aufgenommen worden“ [Albert Verbeek lt A. Wolff, 179].

Als Ursache für den Neubau wird ein Blitzschlag genannt, der Presbyter, Diakon und einen Laien getötet habe, was als Gottesfluch gedeutet wurde, dem durch einen Neubau entsprochen worden sei [Hauser, 51]. Damit wird erklärt, dass der Neubau zwar höher, aber nicht flächenmäßig größer geplant worden ist [ebd. 52].

Auch dieser anspruchsvolle Kirchenbau gliedert sich in mehrere Phasen, die aber Ristow nicht mehr betrachtet hat. Laut G. Wolff [186 f.] wurde für ihn das Gelände um 2 m aufgeschüttet, anschließend wurden 6 m tiefe Fundamente eingebracht. Auf ihnen erstreckte sich eine vollständig neue, dreischiffige Kirche mit zwei Querhäusern und zwei Choranlagen samt Krypten über eine Länge von 95,70 m. Zusammen mit dem 100 m langen Atrium war diese Bischofskirche deutlich länger als der gotische Dom (Länge über alles 144,58 m [wiki → Kölner Dom]). Wurde früher der Beginn des Alten Doms noch zu Hil-

debalds (Hildbolds) Zeit, also vor 818 gesehen, soll er auch „ca. 860–873“ errichtet worden sein [Hauser 2003, 55], bis er zuletzt „in der ersten Hälfte oder um die Mitte des 9. Jahrhunderts“ angesiedelt wurde [Hauser 2010, 55]. Angesichts „der allgemeinen Ratlosigkeit unter den Kollegen, was wir nun mit Bau VII anfangen sollen“ [Dethard v. Winterfeld lt. A. Wolff, 183], ob man ihn – so er nicht ins 9. Jh. gehört – zwischen 925 und 953 oder nach 965 einstuft [Rudolf Schieffer lt. A. Wolff, 182], lässt sich dank des erfundenen Mittelalters eine neue Möglichkeit aufzeigen. Zunächst gilt das Wort von Irmingard Achter:

„Wie wir wissen, ist die *karolingische* Tradition im Kirchenbau des Rheinlandes in *ottonischer Zeit* dermaßen stark, daß es fast unmöglich ist, sich nach den Architekturformen für die eine oder andere Datierung zu entscheiden“ [A. Wolff, 181; Hvhg. HI].

Binding setzte hinzu [A. Wolff, 191]: „Ich möchte Herrn Lobbedey vollkommen zustimmen, daß es für uns außerordentlich schwer ist, zwischen karolingischer und frühottonischer Architektur zu unterscheiden“. Deshalb bemängelt Werner Jacobsen, dass dieser „Bau VII jetzt zwischen dem späten 8. und dem frühen 11. Jahrhundert beliebig hin- und her“-geschoben wird [A. Wolff, 186]. Im Kolloquium plädierte Binding nach Fall des Weihedatums von 870 für die Zeit Bruns I. (953–965), hielt aber auch die Jahre davor für denkbar [A. Wolff, 129–138, 191].

Früher wurde der Anbau äußerer Seitenschiffe Erzbischof Bruno I. zugeschrieben. Binding hielt sie für Ergänzungen des 11. Jh. [A. Wolff, 139]; mittlerweile vertritt Hauser [63] die Ansicht, sie seien erst nach einem Widmungsbild aus dem *Hillinuscodex*, der dem ersten Drittel des 11. Jh. zugeschrieben wird, gebaut worden. Das eröffnet ‚Spielraum‘ für eine Umdatierung des gesamten Alten Doms.

Einen weiteren Datierungshinweis gibt der Anbau einer doppelstöckigen Pfalzkapelle unter Erzbischof Heribert (999–1021) [G. Wolff, 187]. Da der ca. 15 x 15 m messende Bau direkt neben dem östlichen Querhaus stand und im Grundriss wie ein integraler Bestandteil des Alten Doms wirkt [Weyres, 244], dürfte der Dom in diesem Bereich fertig gewesen sein. Einen dritten bringt (ausgerechnet) Uwe Lobbedey:

„Das wahrscheinlich beste Beispiel für den Kölner Dom VII [entspricht bei Ristow Nr. 4; HI] ist nach den neuen Ausgrabungen, die die Ostteile erbracht haben, der Dom in Lüttich, der fast wie eine Kopie von Köln aussieht und der in den Jahren um 1000 entstanden ist“ [A. Wolff, 176].

Und Binding hält zum Vierten fest, dass zu Verden ab 1005 Köln als Vorbild diente, während in Bremen ab 1035 der Kölner Bau VII „in genau gleicher Länge nachgebaut worden“ ist [A. Wolff, 138]. Da Verden und Lüttich um 1000 angesetzt werden, schlage ich für Köln VII ebenso eine Datierung kurz nach 1000 vor.

III d) Stratigrafie des Kölner Doms

Aus diesem häufig vagen Material lässt sich nun eine Chronologie erstellen (s. S. 672). Es ließe sich versuchsweise gemäß Heinsohn die Zeit von |0| bis 350 auf 230 Jahre zusammenstauchen. Dann reichte die Aufbauphase, jetzt nach der Reichskrise, nicht bis 390, sondern nur bis 300. Gleichwohl müssten noch die Bauphasen zweier Jahrhunderte respektive sieben Böden untergebracht werden. Mein Vorschlag berücksichtigt einen Einwand von Hans Rudolf Sennhauser, Schweizer Kirchenarchäologe, von 1984:

„Es ist überhaupt so hier in Köln, daß wir zu diesen frühen Kirchen Estriche haben, die am deutlichsten Auskunft geben; nicht die Umfassungsmauern, nicht die Stützen, nicht die Einbauten, sondern wir haben Böden noch und noch, die wir erklären müssen“ [A. Wolff, 91].

Als Illustration mag Grabungsprofil 280 von Doppelfeld dienen. Es zeigt durchnummeriert von a) bis y) mehr als 80 Schichten (s. Abb. S. 673), im Bereich der Achskapelle ein der Hanglage verdanktes Schichtpaket von fast 10 m Höhe! [Georg Hauser lt. A. Wolff, 266 f.]

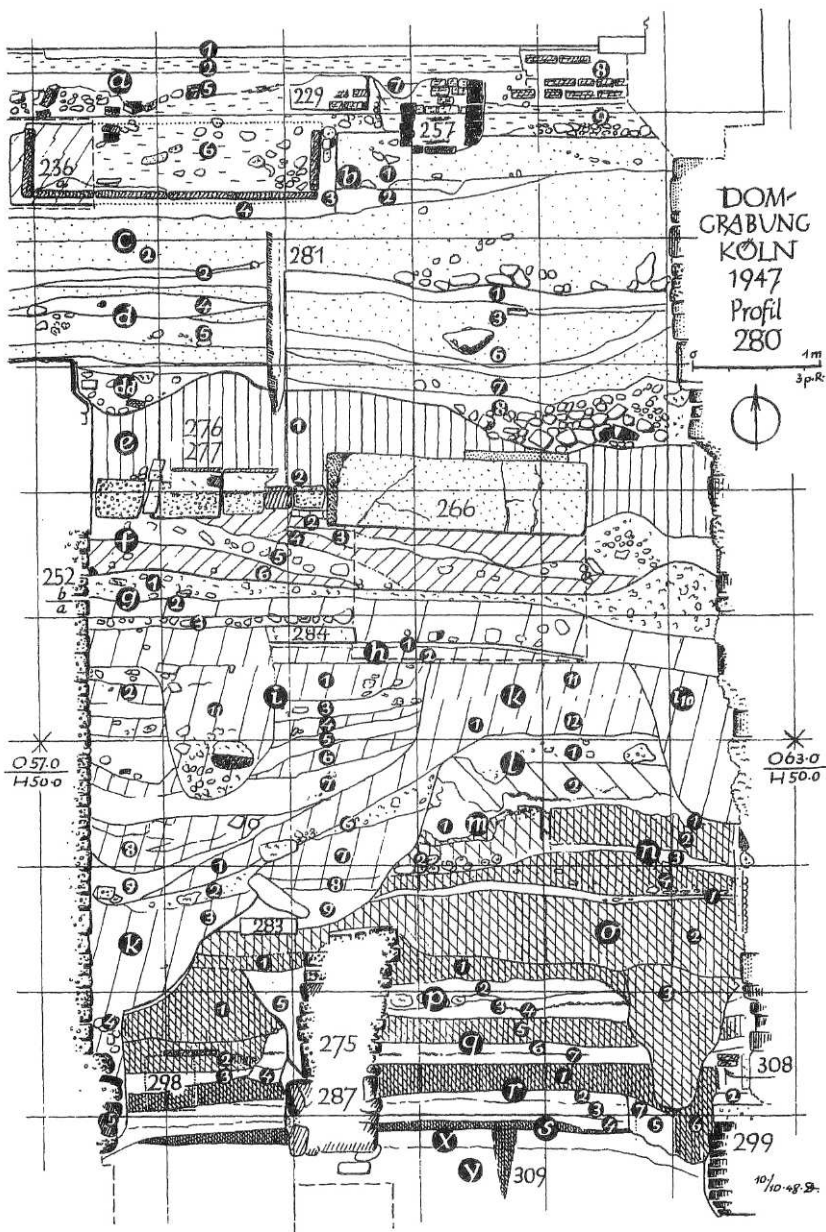
So problematisch die spätrömische Zeit anmutet, sollten wir doch die stratigrafischen Vorgaben nicht 'vergewaltigen'. Jeder aufgefundene Boden ist eine gewisse Zeit auch begangen worden, so dass sich ihre manifeste Abfolge nicht beliebig zusammendrängen lässt. Hinzu tritt die Kölner Schichtenfolge von St. Severin (s. S. 527 ff.) und das Kölner Praetorium mit vier großen Bauperioden, die sich zwischen +50 und ca. 370 in sechs Zeitabschnitte gliedern. Dieser ganze, ca. 150 x 180 m große Komplex ist nicht nur nach Kriegszerstörungen wiederaufgebaut, sondern auch nach einer längeren Friedenszeit abgerissen, eingeebnet und ab ca. 180 neu erbaut worden [vgl. G. Wolff, 158-180], während Schriftquellen praktisch gar nichts von diesem Stathalterpalast und Verwaltungszentrum für ganz Niedergermanien zu berichten wissen. Insoweit steht die Colonia Claudia am niederrheinischen Limes einer Zeitkürzung um weitere 300 Jahre entgegen.

Gleichzeitig sind die rigoros-skeptischen Einschätzungen durch Ristow ein starker Hinweis darauf, dass die Hoffnung auf archäologische Funde zu höchst phantasievollen Schlüssen geführt hatte, die das vorhandene Material für dringend erwünschte Resultate bei weitem über- und fehlinterpretieren. Insofern weiß niemand, was sich bei weiter verbesserter Analyse und vielleicht neu hinzu tretenden Grabungsbefunden – Ristow nennt zahlreiche Stellen, an denen der Spaten noch kritische Punkte klären könnte – irgendwann an verbesserten Resultaten herauskristallisieren und die herrschende Sicht oder die 'konservative' oder die 'akzelerierte' Phantomzeit stützen wird.

Festzuhalten ist, dass die begrenzten Grabungen zwischen den bis zu 15 m tiefen Baugruben der gotischen Pfeilerfundamente immer nur Ausschnitte

Stratigrafie unterm Kölner Dom
(Daten in Kursive sind tentative des Autors)

1248	Baubeginn des gotischen Domes	1248
1164	Erneuerungen und Turmbauten anlässlich der Ankunft der erbeuteten Gebeine der Hll. Drei Könige	1164
860–873	Alter Dom. Tatsächlich entsteht er zeitgleich mit anderen großen Kirchen um oder nach 1000. Damals wird die Pfalzkapelle angefügt; nach 1033 werden die äußeren Seitenschiffe ergänzt.	<i>bis 1020</i>
8./9. Jh.	Bau 3d , neu errichtet, mit ›St. Galler Ringatrium‹. Wegen St. Galler Plan im 10. Jh. anzusetzen. <i>Black earth-Schicht</i> (Planierschicht?)	~950
614–911 ist Phantomzeit. Die von 10–614 angesetzten Funde sind schwerlich in nur 300 Jahren unterzubringen.		
750	Bau 3c Bauerweiterung (6.–8. Jh.), Schola cantorum; Baptisteriums-Phase IIIc	600
600	Bau 3b	580
580	Bau 3a <i>Erste Kirche</i> als dreischiffige Basilika mit Schlüsselloch-Ambo über den Fürstengräbern	550
550	Schicht 2c	540
533	Schicht 2b Einbau der Fürstengräber (münzdat.)	<i>ab 526</i>
490	Bau 2a Grab- bzw. Memorialsaal	490
390	Bau 1 (spätes 4./5. Jh.), spätantike Halle mit Ostapsis und Atrium	390
350–390	Neubauten in zwei Bauphasen	350–390
50–350	Vielfache Bebauung mit immer wieder erneuerten Wohngebäuden, darunter Haus mit bemalter Wand und beheizbares Haus mit zwei aufeinander folgenden Heizanlagen. Diese Bebauung wird bis 350 zugeschlüsselt. Die Neubauten endigen in Zerstörung; es folgt ein Neuanfang. (Südlich des Domes standen Häuser aus dem 1. Jh., deren Mosaik nach Umbau im 3. Jh. gelegt wurden [u.a. Dionysos-M.]. Sie wurden 350–400 [münzdat.] zerstört, aber zunächst nicht wieder aufgebaut.)	50–350



Grabungsschnitt (Profil 280) der Domgrabung von 1947. Den Buchstaben a) bis y) sind jeweils einige, im Extremfall bis zu 12 Schichten zugeordnet [A. Wolff, 264].

ohne Gebäudeecken, ohne Anschlüsse an andere Bauteile erbracht haben, die kaum eine Datierung ermöglichen: „Baufluchten, die irgendwo zwischen frühromisch und dem 13. Jahrhundert stehen – aber wann genau, weiß niemand von uns“ [Uwe Lobbedey lt. A. Wolff, 175]. Auch die Keramik hilft nicht immer weiter, etwa wenn Wölbwandgefäße laut Konrad Weidemann [A. Wolff, 239] „für chronologische Untersuchungen ungeeignet seien, da sie zwischen dem späten 7. Jahrhundert und dem 9. Jahrhundert keinerlei Entwicklung zeigten“. So ruht die Datierung auf den 700 bis 800 römischen Münzen der Domgrabung [Hansgerd Hellenkemper lt. A. Wolff, 213], die bis 390 reichen (Halbcentenionalis des Arcadius (383–408) [Georg Hauser lt. A. Wolff, 205], während die Münzen aus dem Fürstinnengrab die Zeit von 364 bis 534 umfassen.

IV. Stadtmauern

Kehren wir zu den Befestigungen zurück. Um eine doppelte Phantomzeit zu ermöglichen, müsste man für **Rom** (s. S. 546) die Mauererhöhungen des 4. und frühen 5. Jh. mit dem eigentlichen Mauerbau zusammenlegen, der bis 300 stattfindet. Für die großen Angriffe gegen die Stadt durch Goten (410) und Vandalen (455) und das Auftreten der Hunnen im Reichsgebiet bliebe keine wirkliche Zeit. Denn wenn man die Hunnen- und Goteneinfälle schon in der Zeit um 100 ansetzen würde, käme der Bau der römischen Stadtmauer als Reaktion viel zu spät; die Zerstörungen durch die Germanen kämen wiederum viel zu früh für ein noch erstarkendes Römertum.

Für **Byzanz** wäre ein Stadtmauerbau um 100 eine Umkehrung bekannter Geschichte: Bislang werden in Rom und Byzanz zunächst stadtferne *Limites* als Reichsgrenze angelegt, und erst nach ihrem partiellen Fall werden die jetzt unumgänglichen Stadtmauern aufgetürmt. Um hier in der Evolutionslinie zu bleiben, sollten Land- und Seemauer erst nach der Reichskrise von 260 gebaut worden sein, womit die Geschichte innerhalb eines Intervalls umgekrempelt würde. (Ihren Bau ins Mittelalter umzudatieren, gäbe die Stadt zuvor ihren Feinden preis).

Die Langen Mauern hätte dann praktisch gleichzeitig am Ende des 3. Jh. erbaut werden müssen. Nachdem aber bereits Land- und Seemauer im Volumen der Cheopspyramide gleichkommen, sind derartige Riesenbauvorhaben zur selben Zeit schwer vorstellbar. Andererseits müssen diese Mauern Awarer, Slawen, Bulgaren, Arabern und Rus abgewehrt haben. Die slawisch-awarisch-ungarischen Angriffe können nicht gestrichen werden, weil diese Völker ihre Gebiete vorher nicht bewohnt haben. Sie müssten dann schon im späten 3. Jh. vorgerückt sein.

Vorstellbar erscheint, dass eine relativ kurze Zeitspanne, etwa die 31-jährige Regierungszeit Konstantin d. Gr. oder auch die der Konstantiniden bis

Julian schon in der Antike gründlich umgeschrieben worden ist (vgl. S. 617). Hinweis darauf wären die schon erwähnte gefälschte 'Ansippung' an das Geschlecht des Claudius Gothicus oder die beiden einander diametral gegenüberstehenden Versionen seiner Taufe: entweder in mittleren Jahren 'katholisch' durch den Papst oder auf dem Sterbebett arianisch durch einen Bischof. Auch ist die Unauffindbarkeit seiner Bauten ein Indiz, obwohl klar ist, dass ihre Überbauung zwangsläufig ist und – etwa für die alte Peterskirche in Rom – dann kein adäquater Bauherr bereitstünde.

In der Zusammenfassung sprechen für eine Spätantike im vertrauten Rahmen

- a) Der Donau-Ille-Rhein-Limes mit seinen Befestigungen Bürgle und Regensburg.
- b) Die Stadtmauern von Rom und Byzanz, dazu die langen Mauern.
- c) Der Niederrheinische Limes mit zahlreichen Kastellen, insbesondere mit
- d) Lager Krefeld-Gellep mit Castrum, Vicus, Gräberfeldern und Fürstengrab;
- e) Colonia Claudia mit Praetorium, St. Severin und der Domgrabung samt Fürstengräbern.
- f) Die Grabungsergebnisse der Polyeuktoskirche, Istanbul.

Ich sehe keine realistischen Möglichkeiten, die Stratigrafien in Köln und vor seinen Mauern (St. Severin) um 300 Jahre zu 'straffen', weiter die Zeiten römischer Expansion und Defensive sowie die Zeiten von nichtchristlichen und christlichen Herrschern parallel zu führen. Um aber den von Heinsohn so rasch aufgefundenen, also keineswegs raffiniert versteckten Inkongruenzen innerhalb der römisch-byzantinischen Historie zu begegnen, dürften weitere Modellvorstellungen möglich und nötig sein. So wäre in Hinblick auf die Duplizitäten der Ereignisse wohl auch vorstellbar, dass der zeitweilig fraglos sehr dünne Überlieferungsstrang mit verdoppeltem Geschichtsgeschehen angereichert worden ist.

V. Drei numismatische Nachträge

Va) 'Christliche' Münzen

Münzen spielen bei einer Verdopplung oder einer anderen Ausweitung der Phantomzeit eine gewichtige Rolle. So argumentiert Heinsohn [2011b, 429-434] damit, dass der *Solidus* des Konstantin bereits seit Augustus im Umlauf war, und dass byzantinische Münzen mit *christlichen Motiven* auffällig spät erscheinen, also nicht unter Konstantin zur Regel werden, sondern erst unter Basil II. und Konstantin VII. im 10. Jh. [Heinsohn 2011b, 434].

Dieser Umstand ist durch ein Bibelwort motivierbar [Mk 12:13-17; Mt 22,15-22; Lk 20: 20-26], das oft herangezogen wird, ob für das christliche Zinsverbot

(Synode von Elvira, zwischen 295 und 314) oder für die Unterordnung orthodoxer Kirchen unter das jeweilige weltliche Regime. Pharisäer und Parteigänger des herodianischen Königshauses wollen Jesus eine Falle stellen und fragen ihn: „Ist es erlaubt, dem Kaiser Steuern zu zahlen oder nicht?“

„Doch er durchschaute ihre Scheinheiligkeit und sagte: «Was versucht ihr mich? Bringt mir eine Silbermünze, ich will sie mir ansehen.» Sie reichten ihm eine. Da fragte er sie: «Wessen Bild und Aufschrift ist das?» Sie antworteten: «Des Kaisers.» Da sagte Jesus zu ihnen: «So gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist – und Gott, was Gottes ist!» Da waren sie starr vor Staunen über ihn.“ [Mk, 12: 13-17].

Angesichts dieses Herrenworts muss es eigentlich verwundern, dass überhaupt Münzen mit christlichen Emblemen geprägt werden konnten. Offenbar gelang es aber fintenreicher Argumentation, Kaiser und Gott zugleich zufriedenzustellen, wie auch das Zinsverbot für Christen umgangen wurde, wohl erstmals durch die Templer. Die Päpste hätten unter Karl d. Gr. erste eigene Münzen geschlagen; Hadrian I. (772–795) werden Silberdenare nach karolingischem Vorbild zugeschrieben [Nerlinger; Abb. *blogspot*]

Vb) Römisch-byzantinische Goldmünzen

Wenn Wilhelm Hankel ein Caesar zugeschriebenes Wort in den Buchtitel übernimmt – *Goldne Zeiten führt' ich ein* –, so sah er ihn als „Architekt der römischen Weltintegration“ und als „ersten Welt-Ökonomen“ [ebd. 12], der die Weichen für Jahrhunderte „friedlicher und administrativer Konsolidierung“ stellte, dabei aber weder als erster römische Goldmünzen prägen ließ, noch eine stetig voranschreitende Abwertung 'seines' Aureus hätte verhindern können.

„Der Aureus existierte bereits seit Sulla, um 82 v. Chr., als 1/30 des römischen Pfundes (ca. 327,5 g) also etwa 10,92 g. Unter Pompeius, um 71 v. Chr., wog er nur noch etwa 9,1 g (1/36 Pfd.) und unter Julius Caesar wurde er schon häufiger ausgeprägt, wobei sein Gewicht schon auf etwa 8,19 g, d. h. auf 1/40 (bis 1/42) Pfund abfiel. Mit diesem Gewicht wurde er unter Kaiser Augustus in der Aureus-Denar-As-Münzreform, nach 27 v. Chr., als größtes Münznominal eingereiht“ [wiki → Aureus].

Anzumerken ist, dass 1/40 einem Münzgewicht von 8,18 gr. entspricht, 1/42 einem von 7,80 gr. und dass die tatsächlichen Münzgewichte für Augustus auf 7,8 gr. hinweisen. Laut Sture Bolin [Tabelle bei Hankel, 267] sinkt das Münzgewicht stetig weiter. Bei Reduktion auf die Mittelwerte der von ihm untersuchten Prägungen ergibt sich folgende Zeitreihe, wobei in der rechten Spalte der jeweilige Bruchteil eines römischen Pfunds von 327,5 gr. steht; ein Ausrufezeichen signalisiert, dass hier durch eine Münzreform abgewertet worden ist:

Sulla (-82)	10,92 gr.	1/30
Pompeius	9,10	1/36
Caesar (-47)	8,55	1/38
(47–27)	8,05	
Augustus (-27 bis +14)	7,85	1/42 !
Tiberius/Caligula (14–41)	7,65	
Claudius (41–54)	7,70	
Nero (54–64)	7,65	
Nero (64–68)	7,35	1/45 ! (nominell 7,26 gr.).

Dieses Gewicht kann bis zum Tod Mark Aurels (180) gehalten werden. Dann geht es neuerlich bergab:

Gallienus (253–268)	6,12	[Demandt, 204]
Aurelian (270–275)	! Aureus unverändert	[Jacob, 190 f.]
Diokletian (284–305)	5,30	1/60 ! [ebd.]
Konstantin I. (306–337)	4,55	1/72 ! [Hankel, 281]

Insofern stellt Konstantins neue Definition als ‘solider Goldener’ (Aureus solidus oder kurz Solidus [Demandt, 204]) eine weitere Abwertung dar. Doch der Solidus hält ab da, was sein Name verspricht: Er bleibt nun über viele Jahrhunderte bis in die Zeit um 1100 in Gewicht und Legierung stabil und heißt dann Nomisma, im westlichen Europa „Besanter“ (‘Byzantiner’) [Hankel, 281]. Erst unter der zunehmenden Bedrohung des Reichs zur Zeit der Komnenen – nach 1100 – erodiert auch der Solidus.

Ist der Solidus praktisch schon unter Augustus geprägt worden? Diese Annahme ist irreführend. Es gab zwar den ‘halbierten’ Aureus, den Quinarius, aber: „Halbstücke des Aureus (Quinarius aureus) zählen zu den seltensten römischen Münzen überhaupt.“ [wiki → aureus] Und seine Prägungen unterlagen ebenfalls der Abwertung, so dass Konstantins Solidus dem Quinarius unter Pompeius entsprochen hätte.

Es gab aber nicht nur die Halbierung, sondern auch Vielfache (Multipla) des Aureus-Gewichtes, etwa 1½ oder 2, 4, oder selbst 10. Vom Solidus gab es Mehrfach-Stücke im Gewicht und Wert von 3 bis 72 Solidi, also bis zu einem vollen Pfund Gold [wiki → Multiplum]. Aus Halbierung oder Vervielfachung ist kein Argument für Zeitverschiebung abzuleiten; eine zeitliche Gleichsetzung des Augustus-Quinarius mit den ersten Solidi würde die Abwertungen durch die Münzreformen von Sulla bis Konstantin ignorieren.

Wenn wir lesen [Sommer, 15], dass neben dem Solidus mit 4,55 gr. der Aureus mit einem Gewicht von 5,3 gr., also dem Gewicht ab Diokletians Reform, bis ins 6. Jh. zu Zeremonialzwecken geprägt worden ist, dann sieht man förmlich, wie die oberen Zehntausend in Byzanz ständig ihre Münzen auf die Goldwaage legten, um die 0,75 gr. Differenz zum Solidus herauszu-

finden. Nur durch solches Verhalten erklärt sich auch, dass es ab Nicephorus II. Phokas (963–969) den Tetarteron gab, der etwa 4,1 gr. wog. Trotz fast identischem, nur ein halbes Gramm höherem Gewicht mit dem zeitgleichen Solidus wurde auch bei ihm keine Wertstufe angegeben – was Heinsohn [2011b, 432] als Kriterium vorgebracht hat. Später wurde diese Münze klein, dick und flach geformt, während der nun als Histamedon bezeichnete Solidus Schlüsselform erhielt [Sommer, 15].

Vc) 800 Jahre ohne Inflation ?

Wenn wir uns auf Aureus und Solidus konzentrieren, dann spricht der mähliche Wertverfall des Aureus für zwingend zusammenhängende drei Jahrhunderte nach der Zeitenwende. Der anschließend unbeirrte Goldwert des Solidus über 800 Jahre hinweg muss dagegen sehr nachdenklich stimmen: Als einzige Währung irgendeiner Weltmacht wäre er über 800 Jahre hinweg stabil geblieben. Selbst 500 Jahre wären hier noch zu lang. De facto war es jedoch so, dass zwar die Goldmünze identisch blieb, aber die Inflationsentwicklung bei ihrer Umrechnung in immer schlechter legierte Silber- und Kupfermünzen sehr deutlich wurde. Wilhelm Hankel, Euro-Kritiker der ersten Stunde und auch 2010 noch als Kläger gegen den Euro auftretend, ist dem vor mehr als 30 Jahren nachgegangen, als er die Volkswirtschaft des römischen Reichs verstehen wollte. Er sah, dass die Imperatoren keine Notenpressen, sondern nur altmodische Münzhämmer hatten, mit denen nicht beliebig viel Münzgeld produziert werden konnte. Es fehlte also die Möglichkeit, Unsummen von Geld auf den Markt zu werfen.

„Trotzdem beginnt die römische Inflation nach den letzten vergeblichen Versuchen Diocletians und Konstantins, sie einzudämmen, ab dem zweiten Drittel des 4. Jahrhunderts astronomisch zu werden: in den 40 Jahren von Beginn der Alleinherrschaft Konstantins (324) bis zur Regierung des Julian Apostata (361–363) sinkt z. B. in Ägypten die Relation zwischen dem (dort als Einheit noch gebräuchlichen) Denar und dem Solidus von ca. 4 500:1 auf ca. 30 000 000:1“ [Hankel, 336].

Bei einer solchen Inflationsrate wurde in Solidi gespart und in Denaren bezahlt, deren Silbergehalt dramatisch abnahm [ebd. 335]. Und hier handelt es sich nur um die Inflation binnen 40 Jahren, nicht um eine Untersuchung über die Gesamtzeit der Solidusprägung, die ohne Zweifel immer weitere Inflationschübe zu Tage fördern würde.

So kann die von Heinsohn vermutete ‘Gleichsetzung’ von Quinarius und Solidus nicht unterstützt werden. Auch die ‘unchristlichen’ Münzen ab Konstantin d. Gr. sind kein Argument für eine Zeitkürzung.

Literatur

- blogspot = <http://1.bp.blogspot.com/-F34kl1psbMI/TiKhr7O9ibI/>
- Brandt, Hartwig (²2007): *Konstantin der Große. Der erste christliche Kaiser. Eine Biographie*; München
- Brühl, Carlrichard (1990): *Palatium und Civitas. Studien zur Profantopographie spätantiker Civitates vom 3. bis zum 13. Jahrhundert. Band II: Belgica I, beide Germanien und Raetia II*; Köln · Wien
- Demandt, Alexander (1998): *Geschichte der Spätantike. Das Römische Reich von Diocletian bis Justinian*; München
- Doppelfeld, (1948): *Der unterirdische Dom. Grabungen im Dom zu Köln*; Köln
- Fischer, Thomas (1995): Spätzeit und Ende; in Wolfgang Czysz u. a. (1995): *Die Römer in Bayern*; Stuttgart
- fuerstgelduba = <http://www.archaeologie-krefeld.de/leiste/museum/fuerstgelduba.htm>
- Goldankauf = <http://www.goldankauf123.de/roemische-goldmuenzen.html>
- Hankel, Wilhelm (²1987): *Caesar. Weltwirtschaft des alten Rom*; München. (Titel '1978: *Caesar. Goldne Zeiten führt'ich ein. Das Wirtschaftsimperium des römischen Weltreiches*; München)
- Hardt, Matthias (2004): *Gold und Herrschaft. Die Schätze europäischer Könige und Fürsten im ersten Jahrtausend*; Berlin (*Europa im Mittelalter* Band 6 [als Dissertation 1999])
- Harrison, Martin (1990): *Ein Tempel für Byzanz. Die Entdeckung und Ausgrabung von Anicia Julianas Palastkirche in Istanbul*; Stuttgart · Zürich
- Hauser, Georg (²2010): *Schichten und Geschichte unter dem Dom. Die Kölner Domgrabung*; Köln (gegenüber '2003 verbesserte Auflage, aber gleiche Seitenangaben)
- Heinsohn, Gunnar (2011a): Gilt Asiens chronologische Lücke von 300 bis 600 für die ganze Erde? *Zeitensprünge* 23 (1) 164-193
- (2011b): Ist die Spätantike eine Phantomzeit? *Zeitensprünge* 23 (2) 429-456
 - (2011c): Bato und Attila. Vorschlag zur Lösung des Hunnenrätsels; *Zeitensprünge* 23 (2) 457-473
 - (2011d): Österreich ohne Spätantike; *Zeitensprünge* 23 (3) 105-133
- Horn, Heinz Günther (Hg. 1987): *Die Römer in Nordrhein-Westfalen*; Stuttgart [mit Beiträgen von 31 Autoren]
- Hotz, Walter (²1978): *Byzanz · Konstantinopel · Istanbul. Handbuch der Kunstdenkmäler*; München · Berlin
- Illig, Heribert (2010): Mittelalterliche Aktivitäten von Aachen bis Wien; *Zeitensprünge* 22 (3) 640-647
- (2011): *Aachen ohne Karl den Großen. Technik stürzt sein Reich ins Nichts*; Gräfelting
- Illig, Heribert / Anwander, Gerhard (2003): *Bayern und die Phantomzeit. Archäologie des frühen Mittelalters. Eine systematische Studie in zwei Bänden*; Gräfelting
- imperium = <http://www.imperium-romanum.info/wiki/index.php?title=M%C3%BCnz-Nennwerte>
- Jacob, Peter (2004): *Aurelians Reformen in Politik und Rechtsentwicklung*; Göttingen
- kölner dom = <http://www.koelner-dom.de/geschichte.html>
- mainz = <http://www.archaeologie.geschichte.uni-mainz.de/Forschung/Alzey.htm>

- Meier, Mischa (?2004): *Das andere Zeitalter Justinians. Kontingenzerfahrung und Kontingenzbewältigung im 6. Jahrhundert n. Chr.*; Göttingen;
 museum = <http://www.moneymuseum.com/moneymuseum/library/coins/coin.jsp?jseid=966179BD360611F1CA13C664F10CC810?aid=9&ix=25&i=0>
- Nerlinger, Ulrich (2007): *Die Münzen der Päpste* www.zenit.org/rssgeman-13407
- Noeske, Hans-Christoph / Wigg, David (1996): Die Fundmünzen des Bürgle bei Gundremmingen; in H. Bender (Hrsg.): *Das „Bürgle“ bei Gundremmingen. Die Grabung 1971 und neue Funde*; Espelkamp 1996 (Passauer Universitätschriften zur Archäologie 3), 49-102
- Pirling, Renate (1964): Ein fränkisches Fürtengrab aus Krefeld-Gellep; *Germania* 42, 1964, 188-216, wiedergegeben in *Archäologie in Krefeld*
<http://www.archaeologie-krefeld.de/leiste/museum/guerstgelduba6.htm>
 plan = <http://www.stgallplan.org/>
- Ristow, Sebastian (2002): *Die frühen Kirchen unter dem Kölner Dom. Befunde und Funde vom 4. Jahrhundert bis zur Bauzeit des Alten Domes mit Beiträgen von Lothar Bakker und Dorothea Hochkirchen*; Köln
- Scarre, Chris (1996): *Die römischen Kaiser. Herrscher von Augustus bis Konstantin*; Düsseldorf
- Schreiner, Peter (2007): *Konstantinopel. Geschichte und Archäologie*; München
- Schromm, Arnold (2008): *Gundremmingen - Kastell Bürgle - Pinianis*
http://agl.homelinux.com/index.php?option=com_content&task=view&id=351&Itemid=361
- Sommer, Andreas Urs (2003): *Katalog der byzantinischen Münzen*; Göttingen (Hg. Christof Boehringer) [Münzsammlung der Georg-August-Universität, Göttingen]
 Unter Google books komplett einsehbar
- Steuer, Heiko (1987): Helm und Ringschwert. Prunkbewaffnung und Rangabzeichen germanischer Krieger. Eine Übersicht; *Studien zur Sachsenforschung* 6 (1987), 190-236 http://www.freidok.uni-freiburg.de/volltexte/4109/pdf/Steuer_Helm_und_Ringschwert.pdf
 vml = <http://www.vml.de/d/detail.php?ISBN=978-3-89646-170-4>
- Weyres, Willy (1987): *Die vorgotischen Bischofskirchen in Köln*; Köln
- Wolff, Arnold (Hg. 1996): *Die Domgrabung Köln. Altertum - Frühmittelalter - Mittelalter. Kolloquium zur Baugeschichte und Archäologie 14.-17. März 1984 in Köln. Vorträge und Diskussionen*; Köln [56 Teilnehmer]
- Wolff, Gerta (1993): *Das römisch-germanische Köln. Führer zu Museum und Stadt*; Köln (mit Zeichnungen von Arnold Wolff)

Der angelsächsische *Codex Exoniensis*

Renate Laszlo

Der *Codex Exoniensis*, auch Exeterbuch genannt, ist eine der vier großen Sammelhandschriften, in denen der überwiegende Teil der angelsächsisch-muttersprachlichen Literatur in der standardisierten westsächsischen Landessprache überliefert ist. Im Unterschied zu den drei weiteren angelsächsischen Sammelmanuskripten enthält das Exeterbuch keine Prosa, sondern ausschließlich poetische Dichtungen verschiedener Genres in Stabreimen, darunter eine Sammlung von insgesamt einhundert, durch einige zu anderen Textarten gerechnete Gedichte in zwei Gruppen geteilte, heterogene Rätsel ohne Lösungen, die erstmals nach der Missionierung Englands im 7. Jh. mit Hilfe der von den Missionaren übernommenen lateinischen Schriftzeichen in der Landessprache aufgezeichnet werden. Dabei wird der Teil der Rätsel, der aus der vorchristlich-mündlichen Tradition stammt, durch geeignete Zusätze oder Änderungen in die christliche Literatur integriert und durch aktuelle, nach germanischem Muster erstellte Rätsel ergänzt.

Die zweite angelsächsische Handschrift wird unter der Signatur Vitellius A XV im *British Museum* in London aufbewahrt und in einer Glasvitrine ausgestellt. Sie enthält unter anderem das aus 3.182 Alliterationszeilen bestehende *Beowulfepos*. Eine dritte bedeutende Sammelhandschrift befindet sich in der Unibibliothek in Oxford; das Quartett wird vervollständigt durch den in Vercelli in Italien erhaltenen, überwiegend aus Viten und Homilien bestehenden *Codex Vercellensis*, den ich unter Bezug auf das darin tradierte, im 7. Jh. komponierte, wohl anspruchsvollste und mit 153 Stabreimzeilen auch umfassendste christliche Rätsel über das mystische Weinfass bereits in einem früheren Aufsatz erwähnt habe.

Den Erhalt der nicht unerheblichen landessprachlich-altenglischen Literatur verdanken wir einzig und allein Papst Gregor dem Großen, der seine Missionare 596 nach England schickt (und die dort im Sommer 597 auf der Halbinsel Thanet in Kent landen) und ihnen empfiehlt, die heidnische Kultur der Angelsachsen nicht zu vernichten, sondern durch geeignete Maßnahmen in das Christentum zu integrieren sowie die heidnischen Kultstätten der Angelsachsen nicht zu zerstören, sondern durch eine neue Weihe in christliche umzufunktionieren. Das ist zuweilen auch einmal falsch verstanden worden, wie von König Readwald aus Ostanglien (616–?) überliefert ist, der an der gleichen Stätte sowohl den heidnischen germanischen Göttern als auch dem einen christlichen Gott opfert.

Die schriftliche Aufzeichnung der Dichtungen

Es ist unbestritten, dass die mündlich tradierten angelsächsischen Dichtungen nach der Christianisierung Englands, die im 7. Jh. erfolgt, an die christliche Literatur angepasst und erstmals aufgeschrieben werden. Die meisten Dichtungen sind als Unikate überliefert. Von den hundert Rätselfragmenten ist nur ein einziges als Duplikat zur Exetersammlung in einem in Holland aufbewahrten, ansonsten lateinisch-griechischen Manuskript erhalten. Dieses Rätselfragment über die eiserne Rüstung sowie ein weiteres angelsächsisches Rätselfragment aus dem Exeterbuch werden von dem bedeutendsten altenglischen Dichter Aldhelm von Malmesbury in die lateinische Sprache übersetzt und seinen hundert Rätselfragmenten eingegliedert, die er 695 im Rahmen einer literarischen Arbeit über die Metrik herausgibt.

Unter den Beispielen für die angelsächsisch-nordhumbrischen Literaturdenkmäler [ZS 3/2006, 682] nimmt das monumentale Ruthwell-Sandsteinkreuz eine Sonderstellung ein, weil es ein eingraviertes christliches Gebet enthält, das noch in Runen ausgeführt ist, der einzigen schriftlichen Ausdrucksweise der vorchristlichen Angelsachsen. Dies deutet augenfällig auf eine Entstehung in der Zeit des Übergangs vom Heidentum zum Christentum hin, als die ebenfalls auf dem Kreuz eingravierte lateinische Schrift und Sprache den Einheimischen noch nicht verständlich ist. Zu erwähnen ist auch die Analogie zwischen dem Runengebete auf dem Ruthwell-Kreuz und dem Weinfassrätselfragment im Vercellibuch. Von der seit dem frühen Mittelalter im *Codex Vercellensis* in Italien aufbewahrten Literatur (einschließlich des Weinfassrätselfragments) gibt es in England keine Spur mehr.

Der unwiderlegbare Widerspruch, dass die ersten Aufzeichnungen der nordhumbrischen Literatur aus dem 7. Jh. stammen, die Niederschrift der westsächsischen Sammelmanuskripte aber dem 10. Jh. zugeordnet wird und es in der Zwischenzeit absolut keine Belege über diese muttersprachlichen Dichtungen gibt, ist eine eindeutige Bestätigung für die Phantomzeit, nach der das 7. mit dem 10. Jh. zusammenfällt.

Wie sonst kann das plötzliche Auftauchen der vier Codices – nach drei Jahrhunderten des Nichterwähns – erklärt werden? Woher sollen die Vorlagen für diese muttersprachliche Literaturflut kommen, für die es keine Kontinuität gibt? Die westsächsische Landessprache der vier Codices ist übrigens der erste und einzige bekannte Dialekt von Wessex. Wo sind die westsächsischen Aufzeichnungen aus den drei vorhergehenden Jahrhunderten? Oder eine hypothetische Frage: Wer wäre nach drei realen Jahrhunderten, in denen man nichts von dieser altenglischen Dichtung hört, noch in der Lage, in reinstem Westsächsisch eine solche Fülle der unterschiedlichsten Genres an Literatur, wie sie in den vier Codices enthalten sind, zu komponieren?

Warum hat das bisher noch keiner gefragt? Warum ist man diesem Sachverhalt noch nicht nachgegangen? Will man die Phantomzeit auch heute noch nicht wahrhaben, wie es bei den mittelalterlichen Klerikern in England nach der normannischen Eroberung, die zuerst mit der fehlenden Zeit konfrontiert wurden, der Fall war?

Der Umstand, dass die Dichtungen aller vier Codices als Unikate (nur einmal) überliefert sind – mit Ausnahme des oben erwähnten in Holland aufbewahrten Duplikats eines Rätsels –, lässt auf ein abgestimmtes Verhalten schließen, bei dem die altenglische Literatur sorgfältig zu einem bestimmten Zweck und Ziel zusammengestellt und in einer einheitlichen Schriftsprache aufgeschrieben wird, um danach alle Vorlagen, insbesondere die aus anderen altenglischen Dialekten, zu vernichten [wie in ZS 1/2009, 189 f. ausgeführt]. Das ist eine mustergültige Methode, die Phantomzeit zu kaschieren, zu überbrücken und totzuschweigen, es sei denn, wir Zeitspringer laufen alle seit Jahren, teilweise sogar seit Jahrzehnten, einem Phantom hinterher, das es gar nicht gegeben hat, und die Geschichte in England ist tatsächlich so abgelaufen, wie sie in der gängigen Lehrmeinung und im Internet dargestellt wird.

Aus der einheitlichen Verwendung der westsächsischen Schriftsprache in der anonym überlieferten Literatur ist zu schließen, dass die Aktion in Wessex erfolgt. Durch Schriftvergleich mit anderen (lateinischen) Handschriften wird von der Wissenschaft die Zeit für die Anfertigung der Sammelabschriften auf das Ende des 10. Jh. festgelegt. Nach der Phantomzeitthese ist dies die gleiche Zeit wie das Ende des 7. Jh. vor dem Einschub der drei nicht existierenden Jahrhunderte.

Es gibt keine Anhaltspunkte, wann, wo, von wem und zu welchem Zweck die Handschriften erstellt werden, auch keine Mitteilung über Skriptoren, Skriptorien, Initiatoren oder Auftraggeber. Die einzige Ausnahme liefert der *Codex Exoniensis* mit dem Hinweis auf das Besitzverhältnis und den frühen Aufbewahrungsort.

Rezeption des Exeterbuches in der Neuzeit

Als das Sammelmanuskript Anfang des 18. Jh. von dem Bibliothekar Humphrey Wanley in Exeter wieder entdeckt und 1705 in dem von ihm herausgegebenen Katalog über die in England aufbewahrten Handschriften aus dem Mittelalter auf den Seiten 280 f. beschrieben wird, findet sich in dem Exeterbuch eine vorgeheftete Liste, die noch in weiteren Kopien erhalten ist, aus der hervorgeht, dass das kostbare Manuskript, das im germanischen Raum seinesgleichen sucht, zu den aufgeführten 65 handschriftlichen lateinischen Büchern gehört, die Bischof Leofric, zusammen mit Messgewändern und Altargeräten, nach seinem Tod 1072 seiner Kathedrale in Exeter hinterlässt.

Das erste der 131 Pergamentblätter des *Codex Exoniensis* dient als Schutzblatt. Es trägt auf seiner Vorderseite den Eigentumsvermerk „Liber Decani et Capituli EXONIENSIS“, die Nummer 3501 und einen ovalen Inventarisierungstempel. Auf den nächsten sieben Blättern stehen die vorerwähnte, teils in westsächsisch, teils in lateinisch geschriebene Nachlassliste mit der Aufzählung der Schenkungen von Bischof Leofric und Canon Leowine sowie einige rechtliche Aufzeichnungen. Erst auf dem achten Blatt beginnen mit Christ II die eigentlichen Dichtungen und enden auf Blatt 130 mit dem letzten Rätsel der zweiten Gruppe.

Die Handschrift ist vom Zahn der Zeit nicht verschont geblieben. Ihr fehlen nicht nur der Einband und die ersten Seiten, sondern auch zwei einzelne Blätter innerhalb des Textes, so dass die darauf überlieferten Dichtungen unvollständig erscheinen. Ebenfalls unvollständig und teilweise unleserlich sind die Rätsel auf Blatt 117 bis 130, da diese durch sich zum Ende hin vergrößernde Löcher im Pergament beschädigt sind. Die Schäden können von einer auf der Rückseite des Buches abgestellten und unkontrolliert abgebrannten Kerze verursacht worden sein.

Der als „ein großes in Gedichtform geschriebenes englisches Buch“ bezeichnete *Codex Exoniensis* wird in einem Büchereikatalog von Exeter aus dem 14. Jh. erwähnt. Daraus ergibt sich, dass das Exeterbuch seit diesem Zeitpunkt bis zu seiner Wiederentdeckung ununterbrochen in Exeter aufbewahrt wird.

Leofric, der erste Bischof von Exeter

Die alte Römerstadt Exeter in Wessex ist in der widersprüchlichen Darstellung ihrer Geschichte in der zweiten Hälfte des ersten Millenniums ein gravierendes Beispiel für die Phantomzeit. Nach der um 770 erstellten Biografie des Mainzer Priesters Willibald und allen daraus resultierenden Schriften wird Bonifatius in seiner Kindheit und Jugend Ende des 7. Jh. unter Abt Wulfhard in der Abtei zu Exeter erzogen. Das Kloster in Exeter wird aber erst, nach der 1004 unter dem Pseudonym „B“ in Frankreich vorliegenden Biografie, in der zweiten Hälfte des 10. Jh. von dem Erzbischof von Canterbury Dunstan gegründet. Wie ist das anders zu erklären, als mit dem Einschub von drei nicht existierenden Jahrhunderten, durch den das 7. und das 10. Jh. zusammen fallen?

In der retrospektiv-anonymen Überlieferung nach der normannischen Eroberung tritt Leofric im besten Mannesalter als 10. Bischof von Crediton 1046 aus dem Dunkel der Geschichte in Erscheinung. Vier Jahre später verlegt er angeblich den Bischofssitz von Crediton nach Exeter und soll dort 1050 in einer feierlichen Zeremonie als der erste Bischof von Exeter, eingerahmt zwi-

schen König Edward dem Bekenner auf der einen und Königin Edith auf der anderen Seite, zur Bischofsweihe an den Altar geführt werden. 1069, drei Jahre nach der normannischen Eroberung, soll der angeblich aus dem Elsass stammende Leofric von König Wilhelm von der Normandie im Bischofsamt von Exeter bestätigt werden.

Wir erfahren nichts über Leofrics Jahr oder Ort der Geburt, über seine Ausbildung oder Erziehung, wann oder wie er aus dem Elsass nach England gelangt. Es ist auch kein Wort aus der Feder des angeblichen Bücherfreundes Leofric erhalten, ganz zu schweigen, wie dieser zu den 66 Handschriften kommt, die nach seinem Tod der Bibliothek der Kathedrale zu Exeter verbleiben und die für die damalige Zeit ein großes Vermögen darstellen.

Obwohl über einen Bischofssitz in Crediton sonst nichts bekannt ist und keine Urkunden existieren, suggeriert die beiläufig erwähnte Bezeichnung für Leofric als „der 10. Bischof von Crediton“ die Vorstellung, es hätte noch neun Vorgänger im Bischofsamt von Crediton gegeben. Ohne diese Angabe auch nur im Geringsten in Frage zu stellen, fallen alle bisherigen Interpreten und Historiker auf diesen Trick zum retrospektiven Überspringen der Phantomzeit unter Wahrung der Kontinuität herein.

Keiner fragt nach Urkunden über den Bischofssitz oder nach Leofrics Aufenthalt und Verbleib, bevor er nach Crediton (1046) und vier Jahre später nach Exeter (1050) kommen soll. Die Geschichte über Leofric ist so gut in den *Codex Exoniensis* verpackt, dass keine Zweifel an ihrer Wahrhaftigkeit bestehen. Die neun erfundenen Vorgänger im Bischofsamt, die vor Leofric – ausgerechnet ab dem Realjahr 912 – in dem fiktiven Bischofssitz in Crediton residiert haben sollen, werden ohne viel Federlesens akzeptiert, es werden ihnen Namen angedichtet und eine durchschnittliche Amtszeit von fünfzehn Jahren zugebilligt, damit Leofric auf respektable Schultern steigen kann.

Abgesehen von der fiktiven Chronik des Aethelweard zur Füllung der Phantomzeit, die trotz der vielen Widersprüche und Zweifel erst von mir 2009 als Fälschung entlarvt wird [ZS 2/2009, 428-451], gibt es keine Berichte über den Ablauf der Geschichte in Wessex während des 8., 9. und 10. Jh. Die nächste Nachricht über Wessex ist bekanntermaßen die retrospektiv unter dem Pseudonym „B“ verfasste Biografie über Dunstan, die 1004, sechzehn Jahre nach Dunstans Tod, in Frankreich vorliegt und nur durch ihr Erscheinen im Ausland vor der Vernichtung bewahrt bleibt. Dazwischen liegen exakt drei nicht existente Jahrhunderte!

Unter Berücksichtigung der eingeschobenen drei Jahrhunderte, die es nicht gegeben hat, erhält die Römerstadt Exeter eine fortlaufende Kontinuität. Winfrid Bonifatius wird Ende des 7./10. Jh. unter Abt Wulfhart in Exeter ausgebildet. Die Abtei in Exeter wird einige Jahre vorher von Erzbischof Dunstan von Canterbury gegründet. Damit entspricht das 7. Jh. dem 10. Jh.

Im Zug der normannischen Eroberung wird das Kloster in Exeter von König Wilhelm von der Normandie zum Bischofssitz erhoben, erhält mit dem aus dem Elsass mitgebrachten Leofric seinen ersten Bischof und springt damit aus dem 7./8. in das 11. Jh.

Wegen seiner aktiven Teilnahme an der Zusammenkunft des Rats der Weisen in 705 muss Bonifatius in der Vorphantomzeit bleiben, während Dunstan gemäß seiner Vita von 1004 der Nachphantomzeit zugehört.

Nach einem gebührenden Zeitraum wird im 12. Jh. von einem anonymen normannischen Chronisten die Geschichte über Bischof Leofric erfunden, die zu den Fälschungen zur Füllung der Phantomzeit gehört, die bisher noch nicht erkannt wurden.

Nach Leofrics Tod befinden sich in der Bibliothek von Exeter die seit der Gründung des Klosters durch Dunstan im 7./10. Jh. in angelsächsischer Zeit angesammelten Handschriften (insgesamt 65 lateinische Bücher und das muttersprachliche Exeterbuch), die in einer dezidierten, mehrfach kopierten Liste als Nachlass Leofrics und Leowines ausgegeben werden. Damit ist die Nachphantomzeit voll legitimiert.

Die Einführung und das Wirksamwerden der Phantomzeit in den einzelnen Gebieten Englands erfordert einen langen Zeitraum, weil alle Beteiligten darauf bedacht sind, die eingeschobenen Jahrhunderte nicht zu verbalisieren und nicht offenkundig zu machen, sondern die verschiedensten Tricks anwenden und Gelegenheiten abwarten, um die nicht existente Zeit geheim halten zu können.

Das erste Rätsel des Exeterbuches

Unter dem Titel *Collections of Anglo-Saxon Poetry* gibt Benjamin Thorpe 1842 das angelsächsische Exeterbuch mit einer Übersetzung ins Neuenglische heraus. Der Text des ersten Rätsels beginnt mit den drei Worten *leodum is minum* „Bei meinen Leuten“ und nimmt in der Handschrift die letzten neun Zeilen von Blatt 100b (Rückseite) und die ersten vier Zeilen von Blatt 101a (Vorderseite) ein. Das erste Rätsel ist nur durch eine neue Zeile und eine größere Initiale von der vorhergehenden Literatur abgegrenzt. Die Schrift wird stets vom vorderen bis zum hinteren Rand weitergeführt, so dass der Leser oder Interpret die Stabreimzeilen selbst gliedern muss, was Thorpe in Verbindung mit dem ausgefallenen Rätselgegenstand sowie der enigmatischen Verschlüsselung des Textes zu der Aussage im Vorwort veranlasst: „Of this I can make no sense, nor am I able to arrange the verses“, also: Von diesem (Rätsel) kann ich weder einen Sinn machen, noch bin ich in der Lage, die Verse anzuordnen.

Thorpe bedauert seine Verständnisschwierigkeiten in Bezug auf die Rätsel, die er auf die Dunkelheit der Dichtungsart und unzureichende Sprach-

kennntnisse zurückführt. Er befürchtet, dass die Übersetzungen oder auch nur die Versuche von Übersetzungen, die er für die Rätsel anbieten kann, teilweise oder vollkommen so unverständlich sind wie die altenglischen Originale.

Auch bei dem ersten Rätsel erscheint es Thorpe ratsam, nur den altenglischen Text anzuführen und auf die Übersetzung in das Neugenglische ganz zu verzichten, was ich bedaure, da Thorpe, als ein hervorragender Kenner der angelsächsischen Literatur, mit einer – wenn auch lückenhaften und unzureichenden – Übersetzung vielleicht der Nachwelt Irrwege in der Interpretation hätte ersparen können.

Die Unfähigkeit, die Verse richtig zu arrangieren, beruht auf der unregelmäßigen Struktur des ersten Rätsels. Insgesamt viermal folgt einer überlangen Stabreimzeile mit vier Hebungen eine Kurzzeile mit nur zwei Hebungen und zwar in den Zeilen 2/3, 7/8, 16/17 und 18/19.

Da die Rätsel jetzt in der Hand der Öffentlichkeit sind, spricht Thorpe die Hoffnung aus, dass sich bald ein kompetenterer Interpret findet und zu einem günstigeren Ergebnis gelangt. Um der von ihm ausgesprochenen Hoffnung gerecht zu werden, die Lösung für das erste Rätsel zu finden, setzt nach der Veröffentlichung des *Codex Exoniensis* eine rege Forschungstätigkeit über die Rätsel ein, die Zahl der Interpreten, die sich um eine Lösung des ersten Rätsels bemühen, wird unübersehbar.

1857 erscheint eine abstrakte Dissertation in lateinischer Sprache an der Universität Halle mit einer umständlichen, weit hergeholt Lösung, die viele Emendationen für den altenglischen Text erfordert. Danach soll im ersten Rätsel ein fiktiver Dichter namens „Cynewulf“ auf dreifache Weise verrätselt werden, was mit einer richtigen Lösung absolut nichts zu tun hat. Von anderen Interpreten folgen weitere unzutreffende Lösungsvorschläge, zum Beispiel „das Rätsel“, „der christliche Prediger“, „zwei Mühlsteine“ und so weiter.

Moritz Trautmann, der von 1883 bis 1919 fast jährlich einen Aufsatz in der von ihm gegründeten Zeitschrift *Anglia* der Erforschung der altenglischen Rätsel widmet, verfasst 1912 einen sentimental Nachruf auf das „so genannte erste Rätsel“ und schreibt, dass keiner von denen, die sich an dem Stück versucht haben, er selbst eingeschlossen, vermocht hat, für jeden einzelnen Satz einen brauchbaren Sinn und für den ganzen Text einen vernünftigen Zusammenhang herzustellen. Trautmann beendet seinen Epilog mit dem Satz: „Wenn wir nun zum Schluss fragen, was denn Leodum is minum in Wahrheit ist, so muss ich antworten: Ich weiß es nicht“.

1888 gestaltet sich zum Wendepunkt in der Diskussionsrichtung über das erste Rätsel. Der Engländer Henry Bradley widerspricht in seiner Besprechung über Morley: „English Writers II“, in *The Academy* [1888, 197 f.] den

bisherigen Thesen und Lösungsvorschlägen mit der Feststellung, dass das rätselhafte Gedicht gar kein Rätsel ist, sondern ein bruchstückhafter, dramatischer Monolog, in dem eine Frau ihr Leid klagt.

Für seine Entscheidung, dem Text den Rätselcharakter abzusprechen, hat Bradley keine konkreten Anhaltspunkte. Seine Beurteilung erfolgt rein emotional aufgrund der Tatsache, dass die vorgeschlagenen Lösungen stark voneinander abweichen und keine von ihnen im Laufe von mehr als drei Jahrzehnten allgemeine Anerkennung finden kann.

Die meisten Rätselrater atmen auf und stimmen Bradley kritik- und widerspruchslos zu. Es eröffnet sich ein neues, weites Betätigungsfeld für die künftige Interpretation des Textes auf den von Bradley gelegten Grundzügen und Hypothesen über verschiedene Sagenkreise und geschichtliche Ereignisse, die sich exakt hundert Jahre in den Arbeiten über das erste Rätsel spiegeln, das kaum noch einmal für ein Rätsel gehalten wird.

Der altenglische Text wird nicht nur als Teil eines bekannten oder verloren gegangenen nordischen Sagenkreises abgehandelt, zum Beispiel über Odoaker oder Wolfdietrich und sogar mit Tristan und Isolde in Verbindung gebracht, sondern auch als ein Totenlied, eine Nachricht aus dem Jenseits oder unter einem ganz anderen Aspekt interpretiert, zum Beispiel von Donald K. Fry in *The Chaucer Review* als ein Zauberspruch.

P. J. Francis sucht 1962 in seinem Aufsatz in *Medeum Ævum* „Deor and Wulf and Eadwacer – Some Conjectures“ vergeblich eine Verbindung zu der im Exeterbuch vorangehenden Dichtung herzustellen; Kemp Malone zieht, ebenfalls 1962, in seinem Aufsatz „Two English Frauenlieder“ ein anderes lyrisch-elegisches Gedicht des Exeterbuches, das aus 53 Alliterationszeilen besteht und auf Seite 115a, Zeile 3 bis Seite 115b, Zeile 17 des Codes Exoniensis überliefert ist, zum Vergleich heran.

In das gleiche Horn stößt 1975 Clifford Davidson mit der Abhandlung „Erotic Women’s Songs in Anglo-Saxon England“; 1976 versucht John M. Fanagan in der Zeitschrift *Neophilologus* mit dem Aufsatz „Wulf and Eadwacer: A Solution to the Critics’ Riddle“ noch einmal erfolglos eine Lösung zu finden.

Wegen seiner lyrischen Schönheit ist das erste Rätsel als Übungsstück und Interpretationsobjekt in den Seminaren der Universitäten beliebt und es existieren zahlreiche Belegstellen, denen generell der Mangel anhaftet, dass sie keine allgemeine Anerkennung finden können. In der Fachwelt herrscht die Ansicht, dass eine definitive Interpretation, der alle zustimmen, nicht möglich ist. Emily Jensen bringt es 1979 auf den Punkt. Sie nennt den Text „rätselhaft und zweideutig“, vermisst die ausreichende Handlung, das traditionelle Thema, deutliche Inhalte und einen gemeinsamen Lehrrahmen. Jensen konstatiert, dass Wulf, wie sie die Dichtung nennt, in einer Sackgasse angekommen ist.

Als Henry Bradley dem ersten Rätsel den Rätselcharakter abspricht und es als einen dramatischen Monolog bezeichnet, äußert er die Ansicht, es könne sich um die Klage einer Frau handeln, die zu zwei Männern in einer Dreiecksbeziehung stehe, zu dem fernen, mehrfach genannten, von der Gesellschaft ausgestoßenen Geliebten Wulf und dem tyrannischen, den Besitz bewachenden Ehemann Eadwacer.

Diese Version übernimmt Karl Heinz Göller in seiner Geschichte der altenglischen Literatur, in der er den 19 Zeilen des Gedichts sechs Seiten widmet [1971, 78 ff.]. Er räumt mehrere Deutungen für das Gedicht ein, allerdings nicht mehr als Rätsel, sondern stellt eine angebliche Übereinstimmung mit Frings' Charakterisierung der deutschen Form der Frauenstrophe heraus, was ein anachronistischer Fehler ist und zu einem katastrophalen Interpretationsansatz führt.

Bei der Beschreibung der Frauenstrophe verliert sich der Autor in seinen Phantasien und schreibt:

„Nur in wenigen Fällen schildert sie Liebesglück, glückliches Erinnern und Wiedersehen; es herrschen die dunklen und schweren Töne: Abschied und Trennungsschmerz“.

Einmal in Fahrt, führt er weiter aus:

„Sehnsüchtiges Harren, Sehnsucht und Klage, Treue in Schwierigkeiten, Sorge um die Treue des Geliebten, um den Bestand der Liebe, Schmerz um den Verlust des Geliebten, Verlassenheit, Eifersucht, Triumph über die Gegnerin“.

Mit dem Minnesang des Mittelalters hat die Jahrhunderte vorher komponierte Rätseldichtung der naturliebenden Angelsachsen absolut nichts zu tun und die erdachten fehlerhaften Ausführungen klingen geradezu lächerlich, genau wie die Interpretation, die aus diesem falschen Ansatz entwickelt wird und zu der illusorischen Feststellung führt: „Für die Interpretation ist vor allem bedeutsam, dass in diesem Gedicht eine Frau über die Gefühle ihres Herzens spricht“, was selbstverständlich nicht zutrifft, sondern von dem Rätselsteller zur Irreführung des Raters nur vorgetäuscht wird. Der Sprecher ist definitiv keine Frau!

Seit Henry Bradley gehen alle Interpreten in die irreführende Falle, die der angelsächsische Autor mit der enigmatischen Verschlüsselung des Textes seinen Rezipienten stellt. Es wird nicht erkannt, dass der Rater mit der Schilderung eines mehrdeutigen Sachverhalts verunsichert und ganz bewusst in die Irre geführt wird, ganz zu schweigen, dass im germanischen Rätsel, im Gegensatz zum lateinischen, das Geschlecht des personifizierten Gegenstandes oder Sprechers nicht abgeleitet oder übernommen werden kann, weil auch Synonyme verwendet werden, wie schon Fritz Löwenthal 1914 erkannt hat.

Es ist derart frappierend, wie die auf nur angenommenen Prämissen basierende falsche Interpretation in der Geschichte der Altenglischen Literatur weiter entwickelt wird, dass ich sie den Lesern nicht vorenthalten kann:

Mit ihrem Gemahl wohnt sie auf einer Insel. Weit von ihr entfernt haust auf einer anderen Insel, die von Sümpfen umgeben ist und daher einer unzugänglichen Festung gleicht, ihr Geliebter Wulf. ... Die Sprecherin des lyrischen Monologs liebt nicht den ihr angetrauten Ehemann „Eadwaker“ sondern den Geliebten „Wulf“, dessen Name Charakter und Lebensart andeutet, denn er wohnt in den Wäldern, durchschweift weithin das Land und entführt schließlich den „earne Welpen“ Eadwakers und seiner Frau.

An dieser den Studenten der altenglischen Literatur seit 1971 präsentierten Lehrmeinung stimmt rein gar nichts, und jeder Satz ist ein Desaster.

Text und Interpretation des ersten Rätsels

Wie ungefähr die Hälfte der im Exeterbuch überlieferten Rätsel ist das erste Rätsel in der Ichform komponiert und wird von einem personifizierten Sprecher vorgetragen. Der altenglische Text des Rätsels lautet:

Leodum is minum swylce him mon lác gife
willath hy hine athecgan gif he on threat cymeth
ungelic is us.
wulf is on iege ic on otherre
faest is that eglond fenne biworpen
sindon wael reowe weras thaer on ige
willath hy hine athecgan gif he on threat cymeth
ungelice is us.
wulfes ic mines wid lastum wenum dogode
thon hit waes renig weder ond ic reo tugu sæt.
thon mec se beadu cafa bogum bilegde
wæs me wyn to thon wæs me hwæfre eac lath
wulf min wulf wena me thine
seoce gedydon thine seld cymath
murnende mód nales mete liste
gehyrest thu ead wacer uncerne earne hwelp
bireth wulf to wuda
that mon eathe toslited thaette naefre gesomnad waes
uncer giedd geador

Um das Lesen des angelsächsischen Rätsels zu vereinfachen, habe ich die zwei verschiedenen Darstellungen des „th“ (germanische Thorn-Rune und durchgestrichenes „d“) normiert und dem lateinischen Alphabet angeglichen.

Viele altenglische Wörter und Redensarten sind auch heute noch in der deutschen Sprache verständlich. Die Übersetzung des ersten Rätsels lautet:

Bei meinen Leuten würde man ihm etwas geben.
sie wollen ihn abdecken, wenn er im Rudel kommt.
Wir sind ungleich.
Wolf ist auf einer Insel, ich auf der anderen.
Fest ist das Inselland vom Sumpf umgeben
Es gibt mordgrimme Männer auf der Insel.
Sie werden ihn abdecken, wenn er im Rudel kommt.
Wir werden ungleich behandelt.
In Gedanken war ich in meines Wolfes weiter Spur.
Es war Regenwetter und ich saß traurig verzweifelt.
Als der kampfkühne Jäger die Arme um mich legte,
hatte ich große Freude, aber es war mir auch Leid.
Wolf, mein Wolf! Das Warten auf dich
hat mich krank gemacht; deine seltenen Besuche
betrübt mein Herz, keineswegs Nahrungsmangel.
Hörst du es, Wächter, unseren fertigen Welpen
trägt Wolf in den Wald.
Das löst man leicht, das niemals unlösbar war:
Unser gemeinsames Rätsel.

Das erste Rätsel besteht formell aus den für die altenglischen Rätsel typischen Bausteinen, je einem einleitenden und abschließenden Rahmenelement und dem dreiteiligen Kernelement, das kontinuierlich immer mehr Einzelheiten enthüllt. Die Verschlüsselung bereitet in Thematik und Vokabular eine anzügliche Assoziation vor, aber es folgt eine harmlose, naturgemäße Lösung.

Zur Integration in die christliche Literatur wird dem in vorchristlicher Zeit komponierten Rätsel bei der ersten Niederschrift mit einer Lang- und einer Kurzzeile in den Zeilen 18/19 ein dem Versrhythmus gut angepasstes Schlusselement mit dem Wortlaut „das löst man leicht, was niemals unlösbar war: Unser gemeinsames Rätsel“ zugefügt (beziehungsweise gegen ein ursprünglich heidnisches Verspaar, das nicht erhalten ist, ausgetauscht).

Aus den beiden christlichen Schlusszeilen geht eindeutig hervor, dass es sich bei dem Sprecher nicht um eine Frau handeln kann, weil trotz der Gemeinsamkeiten und Beziehungen, die zwischen ihm und dem fünffach genannten Wulf bestehen, keine Ehe verrätselt wird, die nach der christlichen Lehre unauflöslich ist. Ein Rätsel dagegen lässt sich leicht lösen, wie aus dem Folgenden ersichtlich ist.

Die Schwierigkeit der Interpretation ergibt sich aus der Verrätselung eines ungewöhnlichen Themas, das den mit der Natur lebenden Angelsachsen gut

bekannt, für uns aber nicht alltäglich ist, und der für ein Rätsel obligatorischen Verschlüsselung, aber auch aus der Verwendung mehrdeutiger Begriffe und ungebräuchlicher Ausdrücke, die in der überlieferten angelsächsischen Literatur sonst nicht vorkommen, sowie der Erfindung von Wortneuschöpfungen oder dem Rückgriff auf Archaismen.

Die Lösung des ersten Rätsels des Exeterbuches

Die drei ersten Zeilen bilden das einleitende Rahmenelement. Darin wirft der Sprecher viele Fragen auf, die sich erst nach den künftigen Ausführungen im Kernelement beantworten lassen. Er lebt in einer Gemeinschaft, die ihrerseits jemandem (hine), von dem wir noch nicht wissen, wer es ist, etwas nicht näher Bestimmtes geben würde.

Das Subjekt in Zeile 1b ist das unpersönlich gebrauchte *mon*, das sich auf den Dativ Plural *leodum minum* in Zeile 1a bezieht, so dass die Übersetzung lautet: „Bei meinen Leuten würde man ihm etwas geben“. Das Allerweltswort *lác* kann sowohl etwas Gutes als auch etwas Schlechtes bedeuten. Grein führt in seinem Wörterbuch für dieses Wort fünf Kategorien mit insgesamt neun Bedeutungen an, darunter neben „Kampf“ und „Streit“ auch „Gabe“ oder „Geschenk“.

Die Zeilen 2/3 werden in den Zeilen 7/8 wiederholt. Das widerspricht zwar den Gepflogenheiten der altenglischen Dichter, die in der Regel die Wiederholung meiden und der Variation den Vorzug geben, zeigt aber, wie wichtig die beiden Zeilen für die Lösung des Rätsels sind.

Der Sprecher beginnt Zeile 2 mit *willath hy hine*, was sowohl „sie wollen ihn“ als auch „sie werden ihn“ bedeuten kann, so dass die Wiederholung in Zeile 7 als eine Verstärkung der von ihm geäußerten Befürchtung angesehen werden muss. Aus dem Adjektiv *ungelic* in Zeile 3 wird durch ein zusätzliches -e am Ende das Adverb *ungelice* in Zeile 8, das die zusätzliche Kenntnis vermittelt, dass die Beteiligten nicht nur ungleich sind, sondern auch ungleich behandelt werden, was von den Kritikern meist übersehen oder überlesen wird.

Was die Leute dem noch nicht Identifizierten geben wollen oder werden, wird mit der eigens für das Rätsel erfundenen Neuschöpfung *athecgan* ausgedrückt, einem Hapax legomenon, das in der altenglischen Literatur sonst nicht vorkommt. Nur das ähnliche Verb *theccan* „decken“, das sich in gleicher Bedeutung im Neuenglischen mit *to thatch* erhalten hat, ist im Altenglischen mehrfach überliefert.

Bei den Interpreten besteht über dieses Schlüsselwort *athecgan* keine Einmütigkeit, sondern es wird mit so kontrastierenden Bedeutungen übersetzt, wie beispielsweise „offenbaren, aufdecken, beistehen, beschenken, anerken-

nen, aufnehmen, empfangen, entdecken, ergreifen, erbeuten, fassen, helfen, verzehren, schädigen, ein Spiel mit ihm treiben, in Stücke reißen, überwältigen, zerstören, töten“ usw.

John R. Clarke Hall nimmt in *A Concise Anglo-Saxon Dictionary* an, dass es sich bei thecgan und theccan um Synonyme in der Bedeutung von „decken“ handelt, was bei dem unerheblichen orthographischen Unterschied und der sich überlappenden Semantik zwischen den beiden altenglischen Verben, dem nur im ersten Rätsel verwendeten athecgan und dem mehrfach in der altenglischen Literatur erhaltenen theccan (neuenglisch thatch) vertretbar erscheint. Das Präfix a steht im Altenglischen für „fort, weg, verkehrt“, bezeichnet in der Regel also das unangenehme Gegenteil.

Die angelsächsische Neuschöpfung athecgan kann mit „abdecken“ „das Fell abziehen“ übersetzt werden, zumal wir in Zeile 4a erfahren, dass es sich bei dem, der in einer Schar kommt (on threat cymeth), um den fünfmal unverschlüsselt im Text genannten Wulf handelt, der nicht nur mit dem Sprecher ungleich ist, sondern den die Leute des Sprechers auch ungleich behandeln, wie in Zeile 8 ergänzt wird.

Die unterschiedliche Mitteilung in den Zeilen 3 und 8, dass der Sprecher und sein Gegenspieler nicht nur ungleich (ungelic) sind, sondern auch ungleich (ungelice) behandelt werden, lässt erahnen, dass es nichts Gutes ist, das dem in einer Schar (on threat) Auftretenden verheißen wird, sondern dass die Leute des Sprechers ihm auf irgendeine Weise schaden, ihn vernichten oder töten wollen.

Die Zeilen 4 - 8 bilden den ersten Teil des Kernelementes. Sprachlich ist dieser Abschnitt leicht zu bewältigen. Nach der Mitteilung, dass Wulf auf einer Insel und der Sprecher auf einer anderen ist, wird das vom Sumpf umgebene Inselland, auf dem sich der Sprecher und die wael-reowe weras „mordgrimmen Männer“ befinden, in knappen Sätzen beschrieben.

Durch das für den Stabreim erforderliche fenne biworpen (vom Sumpf umgeben) wird der Begriff „Insel“ relativiert. Es handelt sich um eine vom Sumpf umschlossene, bewohnte Siedlung, wie auch die Insel Ely nördlich von Cambridge oder die westlichen Gebiete in Devonshire und Cornwall sowie die Gegend um Exeter in der altenglischen Literatur beschrieben werden, zum Beispiel von R. I. Page in *Life in Anglo-Saxon England* [15 ff.].

Der Sprecher und seine Leute leben auf dieser sumpffreien Lichtung, umgeben von noch nicht trocken gelegten Sümpfen, eingeschränkt mit wenig Kontakt zur Außenwelt, in jeder Hinsicht auf sich selbst angewiesen und bereit, sich gegen Angreifer zu verteidigen. Die „mordgrimmen Männer“ sind eine Variation zu den „Leuten des Sprechers“, die Wulf abdecken wollen, wenn er in einer Schar kommt, und die Schar von Wulf ist das Rudel.

Die Zeilen 9-12 bilden den konkretisierenden zweiten Teil des Kernelementes. Sie engen den Blickwinkel auf eine Schilderung der unmittelbaren Vergangenheit ein, über die der Rätselautor den Sprecher sagen lässt: Wulfes ic mines wid lastum wenum dogode, „Die weite Spur meines Wolfes verfolgte ich in Gedanken“. Für „verfolgte“ verwendet der Autor das sonst in der altenglischen Literatur nicht überlieferte Wort dogode, dem die Interpreten ähnlich viele kontroverse Bedeutungsvarianten zuschreiben, wie dem oben ausführlich behandelten athecgan. Da dogode zum Verständnis nicht unbedingt erforderlich ist, sind einige Kritiker dazu übergegangen, es einfach unübersetzt stehen zu lassen. Kein Interpret hat das Wort bisher richtig übersetzt, was mir unverständlich ist.

Die flektierte Form dogode ist eine Ableitung von dem männlichen Substantiv docga „Dogge, Hund, Rüde“, die sich bis heute im Englischen mit to dog „auf dem Fuß folgen, verfolgen, jagen, jemandem nachspüren“ erhalten hat. Dogode beschreibt die Eigenart und das Verhalten eines Hundes, der einem Wild auf den Fersen ist. Damit ist die Identität des personifizierten Sprechers geklärt. Es ist ein männlicher Jagdhund, was sich im Folgenden noch erhärten lässt.

In der zehnten Zeile berichtet der nunmehr identifizierte Sprecher weiter: „Es war regnerisches Wetter und ich saß traurig verzweifelt“ (thon hit waes renig weder ond ic reo tugu sæt). Das Adjektiv tugu ist verwandt mit dem Verb tweogan, tweon „zweifeln“ und steht in semantischer Verbindung zu reo „traurig“. Es kann zur Verstärkung und Intensivierung der Aussage dienen, hat jedoch hier die Funktion eines Füllworts zur enigmatischen Verschlüsselung des Textes und der Vortäuschung eines weiblichen Sprechers.

Nach Karl Brunner wie nach Randolph Quirk und Charles L. Wrenn ist tugu als Archaismus (oder analoge Neubildung) der Gruppe der adjektivischen u-Deklination zuzuordnen, zu der im Altenglischen als erhaltene sichere Reste noch wlacu „lau“ und c(w)ucu „lebendig“ gehören, deren Flexionsendung -u ursprünglich für den Nominativ Singular und Plural aller Genera steht. In späterer altenglischer Zeit wird die Endung -u nur noch für das feminine Geschlecht angewendet.

Deshalb eignet sich das Füllwort tugu „verzweifelt“ (in Verbindung mit reo „traurig“) bestens zur Vorspiegelung eines vermeintlichen weiblichen Adjektivs, das in dieser Form aber nicht korrekt wäre. Seit Henry Bradley fallen die Interpreten auf diese geniale enigmatische Verschlüsselung des Rätseldichters herein, obwohl es mit Blick auf die Stellung der Frau in angelsächsischer Zeit ungewöhnlich, um nicht zu sagen unmöglich ist, dass eine Frau den Monolog spricht.

In der nächsten Zeile berichtet der Jagdhund, dass „der Kampfkühe“ (se beadu cafa) „die Arme um ihn legte (mec bogum bilegde). Das Kompositum

beadu cafa kommt auch nur im ersten Rätsel vor und ist eine Zusammensetzung des Substantivs beadu „Kampf, Jagd“ und des Adjektivs caf „mutig, tapfer“ und somit eine eindrucksvolle poetische Umschreibung für einen Jäger.

Bogum ist Dativ/Instrumental Plural von bog (Bug, Arm oder Schulter eines Tieres) und gehört nach athecgan und dogode zu dem Vokabular, das sich – genau wie wulf und whelp – der Tiersprache zuordnen und insbesondere auf Hunde und Wölfe anwenden lässt.

Über die zärtliche Geste des Jägers empfindet der Jagdhund Freude, aber es ist ihm auch Leid. Dieses literarische Zusammenspiel von wyn und lath „Freude und Leid“ wird durch hraefre „trotzdem, dennoch“ hervorgehoben und durch to thon „so sehr“ intensiviert.

Die Vorsilbe bi- in bilegde „legte“ steht für „um, herum, be-“. Das gebräuchliche altenglische Verb lecgan „legen“ ist Kausativ zu dem ähnlich klingenden licgan, das neben „liegen, ruhen“ auch „eheliches Zusammenwohnen“ beinhaltet [Hall, 217]. Die Verben haben sich mit „legen, liegen“ in Deutsch und mit „lie, lay“ in Englisch bis heute erhalten.

Thon hit waes renig weder ond ic reo tugu sæt „Es war regnerisches Wetter und ich saß traurig verzweifelt“ beschreibt das schuldbewusste Verhalten des Hundes, der wegen Unfolgsamkeit von dem Jäger bestraft wurde und sich daraufhin ängstlich mit hängendem Kopf und eingezogenem Schwanz in einer Ecke verkrochen hat, wobei das Regenwetter noch zusätzlich auf das Gemüt drückt. Erst als sein Herrchen mit der versöhnenden Geste die Arme um ihn legt, empfindet der Hund wieder Freude, aber es ist ihm auch Leid.

Im dritten und letzten Teil des Kernelements erfahren wir die Ursache für das Leid und die Trauer des Hundes, der durch die verzeihende Umarmung des Jägers wieder Oberwasser hat, und ausruft:

Wolf mein Wolf! das Warten auf dich
hat mich krank gemacht; deine seltenen Besuche
betrüben mein Herz, keineswegs Nahrungsmangel.

Der Rätselsteller kann es sich jetzt leisten, auf mehrdeutige Ausdrücke zu verzichten und kommt ohne weitere Verschlüsselungen aus. Der Rater ist schon so weit in die Irre geführt, dass er nicht mehr umdenken und eine andere Lösung in Betracht ziehen kann. Alle weiteren Hinweise im Rätsel beachtet er nicht mehr, sondern versucht, sie seiner vorgefassten Überzeugung unterzuordnen. Er ist einzig und allein davon überzeugt, dass der Sprecher eine Frau ist und reflektiert nicht, dass der Rätselautor den Hund mit menschlichen Zügen ausstattet.

In der ursprünglichen Lesart des angelsächsischen Rätsels bilden die zwei nächsten Zeilen das abschließende Rahmenelement. Der Hund wendet sich an den Jäger, den er in dessen zweiter Funktion anspricht, und erzählt ihm: Geh-

yrest thu ead wacer uncerne earne hwelp bireth wulf to wuda „Hörst du Ead-wacer, Wolf trägt unseren gemeinsamen Welpen in den Wald“.

Das Kompositum ead wacer ist eine Neuschöpfung aus zwei gebräuchlichen Einzelwörtern „Besitz“ und „Bewacher“ und Variation zu dem „mutigen Jäger“, der zu den Leuten des Jagdhundes und den wael-reowe wasas, den „mordgrimmen oder blutdürstigen Männern“ der Siedlung gehört, die nach der Befürchtung des Jagdhundes den Wolf töten und ihm das Fell abziehen wollen oder werden, weil Wolf und Hund anders sind und auch anders behandelt werden, obwohl sie zu einer Tierfamilie (canis lupus oder canis familiaris) gehören und sich fruchtbar miteinander paaren.

In dem Rätsel wechseln sich der im Altenglischen noch gebräuchliche Dual und der Plural miteinander ab. Bei generellen Aussagen, die die als mordgrimme Männer bezeichneten Leute des Jagdhundes mit einschließen, steht der Plural, wenn es sich nur um Hund und Wolf handelt, wie bei uncerne „unseren“ in Zeile 18, steht der Dual.

Das Wort earne beschreibt den gemeinsamen Welpen von Hund und Wolf. Laut Wörterbuch hat es die Bedeutungen „vorbereitet, fertig, ausgestattet“, wird aber von keinem Interpreten richtig übersetzt.

Die Vorgeschichte des Rätsels, die der Autor nicht mitteilt, lässt sich lückenlos erschließen. Wie bei den angelsächsischen Rätseln generell üblich, beginnt der Poet seine Schilderung mitten in der Handlung und beendet sie auch genau so abrupt. Ein männlicher Jagdhund lebt mit seinen Leuten, die ihn gut behandeln und ihm genug zu essen geben, auf einem vom Sumpf umgebenen und damit vor Angriffen geschützten Insel- oder Marschland. Das „seltene“ Kommen des Wolfes ist eine stilistische Untertreibung, eine so genannte Litotes, zeigt aber, dass der Wolf mindestens einmal da war, was im Winter, wenn die Wölfe auf der Nahrungssuche im Rudel umherziehen und die Sümpfe zugefroren sind, ja möglich ist. Beim Auftauchen des Rudels in der Siedlung haben Jäger und Jagdhund die Aufgabe, die Wölfe zu vertreiben. Bei dieser Gelegenheit bleibt der Hund „seinem Wolf“ in der weiten Spur auf den Fersen, aber statt ihn mit Bellen und Beißen zu verjagen, vergnügt und paart er sich mit ihm, weil es eine läufige Wölfin ist. Der Rätselsteller macht sich in dem Rätsel den Umstand zunutze, dass wegen des gleichen Phänotyps sowohl das männliche als auch das weibliche Tier gemeinhin als Wolf bezeichnet wird.

Der Jäger ist über das Verhalten des Jagdhundes nicht erfreut. Als er wieder zurückkommt, verpasst er ihm eine Bestrafung, so dass der Hund traurig verzweifelt im Regen sitzt.

Durch die versöhnliche Geste seines Herrn, der tröstend die Arme um ihn legt, wird der Jagdhund wieder zutraulich und erzählt, dass der Wolf, respektive die Wölfin, den mit earne eindrucksvoll bildlich umschriebenen „vorbe-

reiteten und fertig ausgestatteten“, also den gezeugten, aber noch ungeborenen Welpen in den Wald trägt, der durch den verwendeten Dual dem Hund und der Wölfin zugeordnet wird.

Bei den Zeilen 18 und 19 handelt es sich, wie schon oben erwähnt, um den Zusatz, der das Rätsel vor der ersten Aufzeichnung im 7. Jh. in die christliche Literatur integriert. Diese beiden überlieferten Zeilen besagen, dass sich das Rätsel leicht lösen lässt, was ich ja beweise, während eine Paarbeziehung zwischen Mann und Frau, also eine Ehe, nach der christlichen Lehre unlösbar ist.

Der geniale angelsächsische Rätseldichter versteht es hervorragend, die wahre Handlung und die Identität des Rätselgegenstandes durch Komposition, Syntax und Lexik des Textes in Verbindung mit dem nur scheinbar femininen Adjektiv tugu zu verschleiern.

In seiner gut durchdachten Konzeption und der Ausschöpfung aller literarischen, stilistischen und enigmatischen Hilfsmittel einerseits, sowie seiner lyrischen Zartheit andererseits, ist das erste Rätsel ein Kleinod der altenglischen Dichtkunst.

Literaturverzeichnis

- Adams, John F. (1958): „Wulf and Eadwacer - An Interpretation“, *Modern Language Notes*, LXXIII, 1, 1-5
- Alexander, Michael (1966): *The Earliest English Poems*, London
- Bradley, Henry (1888): „Besprechung von Henry Morley: English Writers II: An Attempt towards a History of English Literature“, *The Academy*, XXXIII, 197 f.
- Brunner, Karl (1965): *Altenglische Grammatik*, Tübingen
- Dietrich, Franz (1859): „Die Rätsel des Exeterbuches - Würdigung, Lösung und Herstellung“, *Zeitschrift für Deutsches Altertum*, XI, 448-490
- Ebert, Adolf (1877): „Die Rätselpoesie der Angelsachsen“, *Berichte über die Verhandlungen der Königlich Sächsischen Gesellschaft für Wissenschaften, Philologische Historische Klasse*, XXIX, 20-56
- Eliason, Norman E. (1974): „On Wulf and Eadwacer“, *Old English Studies in Honour of John C. Pope*, Toronto · Buffalo, 225-234
- Erlemann, Edmund (1903): „Zu den altenglischen Rätseln“, *Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen*, CXI, Braunschweig, 49-53
- Fanagan, John M. (1976): „Wulf and Eadwacer. A solution to the Critics' Riddle“, *Neophilologus*, LX, H. 1, 130-137
- Frese, Dolores (Winter 1983): „Wulf and Eadwacer: The Adulterous Woman Reconsidered“, *The Notre Dame Journal: A Journal of Religion and Literature*, XV, 1, 1-22
- Frings, Theodor (1949): „Minnesänger und Troubadours“, *Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin: Vorträge und Schriften*, XXXIV
- Fry, Donald K. (1971): „Wulf and Eadwacer: A Wen Charm“, *The Chaucer Review*, V, 4, 247-263

- Giles, Richard F. (1981): „Wulf and Eadwacer, A New Reading“, *Neophilologus*, LXV, 3
- Göller, Karl Heinz (1971): *Geschichte der Altenglischen Literatur*, Berlin
- Gollancz, Israel ((1902): „The Sigurd-Cycle in Britain“, *Athenaeum*, II, 551 f.
- Grein, Christian W. M. (1883): *Kleines angelsächsisches Wörterbuch*, Kassel
- Hall, John R. Clarke (*1969): *A Concise Anglo-Saxon Dictionary, with a Supplement by Herbert D. Meritt*, Cambridge
- Herzfeld, Georg (1890): „Die Rätsel des Exeterbuches und ihr Verfasser“, *Acta Germanica*, II, Berlin
- Holthausen, Ferdinand (1893): „Klage um Wulf“, *Anglia*, XV, 188 f.
- Jensen, Emily (1979): „Narrative Voice in the Old English Wulf“, *The Chaucer Review*, XIII, H. 4, 373-383
- Kavros, Harry E. (1977): „A Note on Wulf and Eadwacer“, *English Language Notes*, XV, 2, 83 f.
- Keough, Terrence (1977): „The Tension of Separation in Wulf and Eadwacer“, *Neu-philologische Mitteilungen*, LXXVII, 4, 552-560
- Laszlo, Renate (1995): *Rüde und Wölfen*, Mikrofiche, Marburg
- (1996): *Das mystische Weinfass, ein altenglisches Rätsel des Vercellibuches*, Marburg
- Löwenthal, Fritz (1914): „Die Rätsel des Exeterbuches“, *Studien zum germanischen Rätsel*, Heidelberg, 14-51
- Malone, Kemp (1962): „Two English Frauenlieder“, *Comparative Literature*, XIV, 106-117
- Morley, Henry (1888): „From Caedmon to the Conquest“, *English Writers: An Attempt towards a History of English Literature*, II, 206-235
- Müller, Eduard (1861): „Über die angelsächsischen Rätsel des Exeterbuches“, *Programm der herzoglichen Hauptschule zu Cöthen*
- Nutt, Alfred (1902): „The Sigurd-Cycle in Britain“, *Athenaeum* II, 587
- Orton, Peter (1985): „An Approach to Wulf and Eadwacer“, *Proceedings of the Royal Irish Academy*, LXXXV, Dublin, 223-258
- Patzig, H. (1923): „Zum ersten Rätsel des Exeterbuches“, *Archiv*, CXLV, 204-207
- Quirk, Randolph / Wrenn, Charles Lesley (1955, Repr. 1973): *An Old English Grammar*, London, 32
- Schücking, Levin L. (1919): *Kleines Angelsächsisches Dichterbuch*, Cöthen, 16 f.
- Sedgefield, Walter John (1931): „Old English Notes: I. Wulf and Eadwacer“, *Modern Language Review*, 74 f.
- Spamer, James B. (1978): „The marriage concept in Wulf and Eadwacer“, *Neophilologus*, LXII, 1, 143 f.
- Trautmann, Moritz (1912): „Das so genannte erste Rätsel“, *Anglia*, 133-138
- Wanley, Humphrey (1705): *Antiquae Literaturae Septentrionalis Liber Alter. Seu Humphredi Wanleii Librorum Vett. Septentrionalium, qui in Angliae Bibliothecis extant, ..., cum totius Thesauri Linguarum Septentrionalium sex Indicibus*, Oxford, 280 f.

Renate Laszlo M. A., 56462 Höhn, Postfach 1

Datierungspotpourri zur Leerzeitfüllung

Werner Thiel

Von Seiten interessierter Archäologen und ihrer lokalhistorisch orientierten Förderer gibt es seit einiger Zeit das Bestreben, durch eine interpretierende Datierung gemachter Funde und Befunde die eigentlich fundleere Zeit des Frühmittelalters zu füllen. An Texten aus den *Heimat-Jahrbüchern Osnabrücker Land* für die Jahre 2008 bis 2011 kann man diesen Vorgang mit Zitaten gut belegen.

Wie schon bei meinem Beitrag „Schliemanns Fluch“ bezüglich des Gründungsmythos des Bistums Münsters aus dem Jahre 2005 (1200-Jahr-Feier) werde ich mich direkt auf Originalzitate der Archäologen stützen. Durch die von mir vorgenommene Reihenfolge belegen sie aus sich heraus die Fragwürdigkeit der Gründungsgeschichte Osnabrücks.

Als 'Vorlauf' aber Ergebnisse aus derzeit noch stattfindenden archäologischen Grabungen um die Wehrkirche von Ankum nordwestlich von Osnabrück, zwischen Lingen und dem Dümmer See. Die erste urkundliche Erwähnung dieses Ortes findet sich in einer Urkunde Kaiser Ottos II. aus dem Jahre 977.

Das Jahrhundert-Grubenhaus von Ankum

Zitate aus dem *Heimat-Jahrbuch Osnabrücker Land 2011* [54-59].

„Den ersten Forschungsansatz bot der seit längerer Zeit bekannte Fund einer karolingischen Tonscherbe, die [...] im Jahre 1994 [...] zufällig entdeckt [...] wurde. Diese einzelne Tonscherbe ließ vermuten, dass weitere (früh)mittelalterliche Funde im näheren Umfeld der Kirchenburg zu erwarten sind.“

„Zu den wichtigsten Befunden in den ersten beiden Grabungsschnitten zählt, neben einigen mittelalterlichen Gruben, ein angeschnittenes Grubenhaus“.

„Auch die ungewöhnliche Höhe von Metallfunden, die aus dem Inneren des Grubenhauses stammt, unterstützt diese Theorie [der Metallherstellung in dem Grubenhaus; WT] Zu den Metallfunden zählen ein Schlüssel, eine Werkzeugspitze, ein verzierter Trensenknebel sowie Metallfragmente bislang unbekannter Funktion.“

„Besondere Erwähnung verdient der Fund eines Stachelsporn [...]. Aufgrund von auswärtigen Vergleichen und keramischen Beifunden kann der Sporn in das 12. bis frühe 13. Jahrhundert datiert werden.“

„Ebenfalls zur Ausrüstung eines Reiters passt der Fund des bereits erwähnten, mit vier Kupferbändern verzierten Trensenknebels, der gute Vergleiche zu Stücken aus der Kaiserpfalz Tilleda zeigt und in das 10. Jahrhundert datiert.“

„Sowohl Sporn und Trensenknebel als auch die Scherben rheinländischer Importkeramik der sogenannten Hunneschans- und Pingsdorfer Art belegen die Anwesenheit einer wohlhabenden Schicht im früh- bis hochmittelalterlichen Anikum.“

Fazit: Aus den Funden eines Grubenhauses, datiert mit einer Spannbreite vom 10. bis ins 13. Jh., wird eine frühmittelalterliche Besiedlung abgeleitet. Welch ein massives Industriegebäude muss dieses Grubenhaus gewesen sein, wenn es bis zu 400 Jahre gehalten hat?

Osnabrücker Flötenkunst

Zitate aus dem *Heimat-Jahrbuch Osnabrücker Land 2008* [206-209]:

„Derzeit liegen in Osnabrück vier Fundstücke von Knochenflöten aus der Zeitspanne vom 9. bis zum 19. Jahrhundert vor.“

Das folgende Zitat bezieht sich auf archäologische Grabungen im sogenannten Bickhof am Osnabrücker Dom:

„Dabei trat auch das letzte Flötenfragment zu Tage, welches sich in einer rundlich-ovalen Grube unbestimmter Funktion befand. Keramikfunde aus der Grube datieren das Fundstück in die Zeitspanne des 9. bis 11. Jahrhunderts.“

Fazit: Die erwähnte Gesamtzeitspanne kann genauso vom 11. bis zum 19. Jh. datiert werden. Das 9. Jh. wird nur herangezogen, weil die ebenfalls gefundene Keramik dem 9. bis 11. Jh. zugeschrieben wird. Sie wiederum musste von oben nach unten gedehnt und gestreckt werden, damit auch dem 9. Jh. Funde zugeschrieben werden können

Die Wundergrube vom Osnabrücker Dom

Aus der schon erwähnten „rundlich-ovalen Grube unbestimmter Funktion“ kommen noch wichtigere Erkenntnisse zum Frühmittelalter. Die einschlägigen Zitate stammen von Ellinor Fischer M.A., Archäologin, Stadt- und Kreisarchäologin von Osnabrück und damit Projektleiterin Domburg. Sie stammen ebenfalls aus dem *Heimat-Jahrbuch Osnabrücker Land 2008* [48-55].

„Bisher war es nicht gelungen, einen eindeutigen archäologischen Nachweis der Befestigungsanlage des frühen Bischofssitzes zu erbringen; vermutet wird eine Umfassung entlang der natürlichen Geländekante der Sandkuppe.“

Im September 2006 fanden archäologische Grabungen im schon erwähnten Bickhof statt, ein Areal direkt südlich des Doms. Das

„Grabungsareal befand sich vollständig auf der sandigen Niederterrasse, die durch die archäologischen Forschungen der letzten Jahrzehnte als Gebiet der frühmittelalterlichen Domburg identifiziert wurde.“

„Zunächst wurde nach Abriss eines langrechteckigen ehemaligen Stall- und Wirtschaftsgebäudes [von 1890; WT] innerhalb dessen Grundmauern die östliche Hälfte einer ca. 5x6m großen rundlich-ovalen Grube unbestimmter Funktion aufgedeckt. Im anstehenden Sand war sie noch auf etwa 70 cm Tiefe erhalten.“

„Die dunkelhumosen, stark mit Holzkohle, Mörtel und Knochenabfällen durchmischten Auffüllschichten enthielten sehr viel Keramik aus der Zeit des 9.-11. Jahrhunderts.“

„Während der Grabungskampagne wurden zudem zum ersten Mal Befunde aufgedeckt, die wohl als Reste einer Domburg-Umfassung anzusprechen sind.“

„So ergab die Grabung im Südprofil unter der Hofmauer [neuzeitlich; WT] ein Fundament von mindestens 1m Breite, bestehend aus kaum vermörteltem und direkt in den anstehenden Sand gesetzten Schalmauerwerk.“

„Nach mehreren neuzeitlichen Unterbrechungen durch eine jüngere Abfallgrube und die Fundamentmauer des Stallgebäudes [von 1890; WT] trat die sicherlich als Umfassungsmauer des Dombereichs zu deutende Mauer auf einer Länge von 2m und einer Höhe von 1,10m erneut auf. Sie wurde direkt in die eingangs erwähnte frühmittelalterliche Grube gesetzt.“

„Unklar bleibt bisher, ob es sich bei den beschriebenen, auf einer Länge von 15m immer wieder in Bruchstücken zu fassenden Fundamente um Reste einer frühmittelalterlichen Domburgbefestigung oder um eine spätere Umfassungsmauer handelt.“

Fazit: Osnabrücks Stadt- und Kreisarchäologen krallen sich an das frühe Mittelalter, dem durch stark interpretierende Darstellungen der archäologischen Funde geholfen wird. Wie aber hätte eine frühmittelalterliche Mauer in eine Grube mit einer Auffüllschicht, die sehr viel Keramik aus der Zeit des 9.-11. Jahrhunderts enthielt, gesetzt werden können?

Der ewige Holzstapel

Auf dem ehemaligen Parkplatz an der „Kleinen Domsfreiheit“, direkt neben dem Osnabrücker Dom, wurde vom Dezember 2005 bis Januar 2006 eine ca. 10x6 m große Fläche archäologisch untersucht. Das Ergebnis hat wiederum Ellinor Fischer im *Heimat-Jahrbuch Osnabrücker Land 2008* [49] formuliert:

„Im Grenzbereich zwischen der feuchten Flussniederung der Hase und der sandigen Niederterrasse der Domburg gelegen, ergaben die archäologischen Untersuchungen des Geländes neben Gräben, Sandaufschüttungen, Brunnen aus dem 9.-13. Jahrhundert und einem dendrochronologisch um 772 n.Chr. datierten Holzstapel auch Fundamente eines größeren Gebäudekomplexes aus der Zeit um beziehungsweise nach 1200.“

Ca. 30 Jahre vor dem ersten Brunnen legte auf dieser kleinen Fläche ein Mensch einen Holzstapel an; dieser überstand die Jahrhunderte der Brunnenutzung von 800 bis 1000, die archäologisch unauffindbare frühmittelalterliche Domburg und den Neubau aus dem 12. Jh., um bis zur aktuellen Grabung auf seine Wiederentdeckung zu warten. Ließe sich so eine Entdeckung nicht als „Wunder“ beim Vatikan anmelden?

Die entschwundene Mühle

Eine durch Baumaßnahmen erzwungene Trockenlegung des Flussbettes der Hase im Bereich der Herrenteichstraße ermöglichte archäologische Forschungen zur Mühle des Domkapitels. Auch sie hat Ellinor Fischer vorgestellt, im *Heimat-Jahrbuch Osnabrücker Land 2011* [67-69]:

„Dabei wurden mit Flechtwerk ausgekleidete Entwässerungsgräben entdeckt, die mit dem mittelalterlichen Herrenteich in Verbindung standen. Dieser ist noch heute in Namen wie Herrenteichswall und Herrenteichstraße geläufig, doch liegt seine Geschichte bislang weitgehend im Dunkeln.“

„Unklar ist bis heute, wo genau Herrenteich und erste Kapitelsmühle zu lokalisieren sind.“

„Er befand sich im Besitz des Domkapitels und diente den Domherren als Fisch- und Mühlteich. Seine Entstehung ist im ausgehenden Frühmittelalter anzusetzen.“

„Das Domkapitel betrieb eine eigene Mühle (1230 erstmals genannt), die auf seinen Besitzungen am Ufer des Herrenteichs lag. Während sich weiter flussabwärts am Pernickelturm die bischöfliche Mühle befand [...].“

„Die Verfüllung der Bachniederungen, die das Gelände der frühmittelalterlichen Domburg umgaben und die Kanalisierung des Poggenbachs waren Anfang des 13. Jahrhunderts weitgehend abgeschlossen und dem Herrenteich im Grunde sein Zulauf entzogen.“

„Spätestens mit der Trockenlegung der sumpfigen Bachniederungen hätten dann jedoch erhebliche Probleme im Mühlenbetrieb auftreten müssen, sodass eine Umleitung des Zulaufes im Verlauf des 12. Jahrhunderts beziehungsweise eine schon von jeher andere Speisung des Teiches als durch den Poggenbach in Betracht gezogen werden müssen.“

„So liegt aus dem Jahr 1300 eine Streitsache zwischen dem Herrenmüller Segenand und dem Domkapitel vor mit dem Beschluss, der Müller dürfe den Teich nur ‚innerhalb der alten Grenzen‘ erweitern und ‚kein anderes Wasser hinzuführen wie durch das alte und gewohnte Fließen‘.“

„Umso bedeutender war daher die eingangs beschriebene Befunddokumentation im trockengelegten Hasebett, genau an der Stelle der dort bis ins 19. Jahrhundert bestehenden ‚Mühle am Herrenteichstor‘, wie die Kapitelsmühle seit dem 15. Jahrhundert auch genannt wurde.“

Fazit als Zitat:

„Handelte es sich hier [Mühle am Herrenteichstor; WT] um einen hochmittelalterlichen Neubau der Mühle, nun direkt am Fluss, oder hat sich nur die Bezeichnung aufgrund der Verfüllung des Herrenteiches und der jetzt von der Hase betriebenen Mühlräder geändert, während der Standort weitgehend mit dem ursprünglichen identisch ist?“

Ein ins Frühmittelalter hinein verlegter Mühl- und Fischteich muss dazu dienen, die fundleere Zeit mit ‚Inhalt‘ zu füllen, da die einfache Wahrheit für den Archäologen nur mit einem Fragezeichen erträglich erscheint.

Es liegt nahe, dass der frühmittelalterliche Herrenteich, die Mühle an diesem und seine Eigentümer dazu dienten, die Wasserrechte für die „Kapitelsmühle“ gegenüber dem Bischof von Osnabrück zu rechtfertigen.

Die Stadt Osnabrück führt ihre Gründung auf legendäre Maßnahmen von ‚Karl dem Großen‘ zurück. Dieser soll den ersten Bischof ernannt und u.a. das Gymnasium Carolinum gegründet haben. Die kritische Analyse archäologischer Funde und Befunde lässt Zweifel an dieser Darstellung zu. Drei wissenschaftlich fundierte Beispiele (Flöten, Mauer, Herrenteich) in Originalzitate zeigen die Fragwürdigkeit des Osnabrücker Gründungsmythos auf. Diese Fragwürdigkeit wird im Gesangbuch des Bistums Osnabrück, dem *Gotteslob*, bestätigt:

„Die Weihe der Osnabrücker Domkirche ist weder nach Tag noch nach Jahr genau zu bestimmen.“ [*Gotteslob*, 895]

Ergänzendes aus dem *Gotteslob*

Das *Gotteslob* ist das offizielle Gesangbuch der katholischen Bistümer in Deutschland, Österreich und weiteren deutschsprachigen Diözesen. Nach einem umfangreichen Teil mit Liedtexten und Gebeten für alle Diözesen folgt in den Ausgabe für das jeweilige Bistum ein ca. 100 Seiten umfassender Eigenteil.

Im Eigenteil für das Bistum Osnabrück finden sich Kurzdarstellungen der lokalen Heiligen. Hier lassen sich Beziehungen zwischen den fiktiven Heiligen des Frühmittelalters und denen der Realzeit vermuten. Die Aktivitäten

der realen Heiligen scheinen auf das Tun ihrer fiktiven Vorgänger zurück projiziert worden zu sein [Gotteslob, 895-913].

Hl. Ansgar (um 800–865):

„Seit 826 wirkte er als Missionar bei den Dänen und Schweden. 832 wurde er erster Erzbischof von Hamburg, zugleich päpstlicher Missionslegat für die Dänen, Schweden und Ostseeslawen.“

Hl. Gosbert (?–858):

„Gosbert ist ein Verwandter des Erzbischof Ebo von Reims, der die Missionsarbeit in Skandinavien begründete. Von ihm und Ansgar geweiht, wurde er 832 Missionsbischof in Schweden mit Sitz in Birka.“

Hl. Willehad (745–789):

„Nach Vertreibung [aus dem Weserraum; WT] und Romfahrt wurde er durch Karl den Großen zum ersten Bischof von Bremen ernannt. Kurz nach der Weihe des ersten Doms starb er am 8. November 789 zu Blexen.“

Hl. Erich, König von Schweden (?–1160):

„Nach legendärer Überlieferung unternahm Erich IX. von Schweden einen Kreuzzug gegen die Finnen und fiel am 18. Mai 1160 bei Upsala im Kampf gegen einen dänischen Prinzen.“

Hl. Knud, König von Dänemark (?–1086):

„Knud IV. von Dänemark wirkte für die Festigung der Kirche in seinem Land. Er wurde bei einem Aufstand gegen seine Bemühungen zur Festigung der Königsmacht am 10. Juli 1086 in der Albanskirche zu Odense ermordet“

Hl. Vizelin, Bischof von Oldenburg (?–1154)

„Von der Missionsbegeisterung Erzbischofs Norberts von Magdeburg erfasst, ließ er sich 1126 zur Mission bei den Ostseeslawen aussenden.“

Bei ihrem von späteren Kirchenmännern als heiligmäßig bewertetem Tun konnten sich die beiden Könige Erich (Kreuzzug) und Knud (Kirchenfestigung) sowie Bischof Vizelin (Slawenmission) auf die Hll. Ansgar, Gosbert und Willehad berufen.

Literatur

Gotteslob (1990); Osnabrück

Heimatjahrbuch Osnabrücker Land 2008, 2011 (Hg. Heimatbund Osnabrücker Land; Bersenbrück. Kreisheimatbund Bersenbrück); Georgsmarienhütte Kloster Oesede

Werner Thiel, 48268 Greven, Heckenweg 11

Die Karlsleiche Ottos III.

Medizinische Wertung einer Gruselgeschichte

Detlef Suhr

Pfingstsonntag, 19. Mai Anno Domini 1000: 186 Jahre sind vergangen seit dem Tode Karls, des großen Kaisers. In den Mauern der Pfalzkapelle zu Aachen rumort es. Unglaubliche Dinge spielen sich der Überlieferung gemäß ab. Vier Männer machen sich in der Kapelle zu schaffen. Nicht kriminelle Energie treibt sie an – den deutschen König und Römischen Kaiser Otto III., begleitet von seinem Vertrauten, Pfalzgraf Otto Lomello, und zwei Bischöfen – nein, es geht um höhere Ziele.

Die Vier suchen und finden in einer Nacht- und Nebelaktion Erstaunliches: das seit bald 200 Jahren verschollene Grab Karls des Großen. Sie dringen in die Grabkammer ein und finden Karls fast vollständig erhaltenen Leichnam auf einem Thron sitzend – mit einer goldenen Krone auf dem Haupt und dem Zepter in der Hand. Nach einer Andacht für den hohen Verstorbenen kleidet Kaiser Otto die Leiche neu ein, schneidet ihr die Nägel und ergänzt Karls defekte Nasenspitze mit einem passend geformten Stück Gold. Dann zieht Otto Karl noch schnell einen Zahn als persönliche Reliquie. Die Gruft wird wieder verschlossen.

Ist das nicht eine starke Geschichte? Ein wenig schaurig gewiss, aber unstreitig interessant. Doch ist sie auch wahr?

Vier Quellen ebnen dieser Geschichte von der Graböffnung zu Pfingsten Anno Domini 1000 den Weg in die Geschichtsbücher [Lindemer, 6]:

1. *Hildesheimer Annalen* [hildesheim, 28]

Ihr Autor aus der Mitte des 11. Jh. schwingt die moralische Keule und bewerten die Graböffnung als Störung der Totenruhe, als Frevel, für den Kaiser Otto nur zwei Jahre später die Quittung in Form seines frühzeitigen Ablebens erhielt. Diese Annalen entstanden Jahre nach dem Ereignis und geben das Geschehen nur indirekt – vom Hörensagen her – wieder. Die Geschichte dient hier lediglich als moralische Begründung für des Kaisers frühen Tod. [mainz]

2. Thietmar von Merseburg [Holtzmann, 184 f.]

Er gilt den Historikern für die Zeit Ottos III. und des folgenden Kaisers Heinrich II. als wichtigste Quelle. Thietmar wird am 25. Juli 975 als Sohn des Grafen Siegfried von Waldeck geboren. Er genießt eine kirchliche Ausbildung in Quedlinburg und Magdeburg und wird 1002 Propst des Klosters

Waldeck, das sein Vater gestiftet hat. 1009 ernennt Kaiser Heinrich II. Thietmar zum Bischof von Merseburg. Holtzmann [S. XXVII] schreibt:

„Thietmar war klein von Gestalt, entstellt an der linken Kinnlade und Backe durch eine immer wieder anschwellende Fistel sowie an der Nase, deren Knochen ihm im Kindesalter gebrochen war.“

Im Gegensatz zum ungleich bedeutenderen großen Karl kennen wir Thietmars Aussehen inklusive der unbestreitbaren Schwächen seiner Physiognomie im Detail.

Als Bischof schreibt Thietmar zwischen 1012 und 1018 eine Chronik in acht Bänden: *Thietmari Merseburgensis episcopi Chronicon* [Thietmar IV, 184]. Ursprünglich als Chronik der Stadt Merseburg gedacht, umfasst das Werk die gesamte ostfränkisch-frühdeutsche Geschichte zwischen 908 bis 1018. Acht Schreiber bringen das Werk zu Papier. Thietmar fügt eigenhändig Korrekturen und Ergänzungen an. Der wichtigste Chronist seiner Zeit berichtet neben historischen Fakten von Dingen, deren Wahrheitsgehalt recht umstritten ist – es sind regelrechte Gruselgeschichten. Neben den Versatzstücken aus den Quedlinburger Analen, die Thietmar weiterverarbeitet, lässt der Chronist aber auch eigene Schilderungen miteinfließen.

Er berichtet unter anderem von einem Kind mit einem Bein analog zu dem einer Gans, einem verkleinertem rechten Ohr und linken Auge, gelben Zähnen, einer Hand mit einem Daumen als einzigem Finger – kurz: einer schweren komplexen Fehlbildung. Das Kind verstirbt vier Tage nach der Geburt. Kurz danach kommt es zum Ausbruch einer Seuche. Oder ähnlich realitätsnah: Schnitter zerteilen in Rochlitz von der Feldarbeit erschöpft einen Laib Brot, worauf Blut zum Vorschein kommt – das Zeichen für Krieg und Tod [Rossignol, 50 f.].

Tote erscheinen als Lichter (beispielsweise der Bischof Arn von Würzburg, † 982) oder als Wiedergänger – das hatte allerdings schon in der Antike Tradition [ebd. 56]. Lebendige Tote erscheinen nachts beziehungsweise vor Sonnenaufgang. Thietmar berichtet auch von Visionen im Rahmen fieberhafter Erkrankungen, von die Zukunft weissagenden Träumen und von real erscheinenden Visionen.

Im Ganzen durchmischen sich hier in typisch mittelalterlicher Manier Überlieferung, Glaube, Fantasie, Vision und moralisch-christliche Belehrung. Bezüglich der Graböffnung gibt der Chronist praktisch den Inhalt der Chronik von Novalesse wieder. Wo lebende Tote als Personen oder Lichter erscheinen, da kann ohne Probleme auch eine nicht mumifizierte Leiche in einem Gewölbe auf einem Thron sitzen. Sebastian Rossignol [76] bemerkt treffend: „Also erfindet Thietmar manchmal wundersame Geschichten. Ihr Zweck lässt sich deutlich erkennen.“ Das beraubt Thietmar seiner Qualitäten als glaubwürdiger Kronzeuge. Und weiter:

„Hinsichtlich der Glaubwürdigkeit des Chronisten ist Vorsicht geboten. Obwohl er persönlich an Visionen und weissagende Träume glaubte, scheute er sich offenbar nicht, eigene zu inszenieren, wenn sie einem guten Zweck dienten, nämlich seinem Bistum Merseburg“ [ebd. 73 f.].

Was Thietmar gutwillig zusammenfantasiert, das fälscht Ademar von Chabannes mit Vorsatz.

3. Ademar von Chabannes (989–1034)

Bei ihm haben wir es mit einem klassischen Fälscher des Mittelalters zu tun. Ademar erschafft Chroniken (*Chronicon Aquitanicum et Francicum, Historia Francorum*). Eigentlich schreibt er die Chroniken nur ab. Doch gelegentlich fälscht er, dass sich die Balken der Klosterdecken biegen müssten.

Ademar bringt die Geschichte von der Graböffnung in Aachen, die er wohl vom Hörensagen her kennt, etwa 30 Jahre nach dem Ereignis zu Pergament. Ademar hält sich nicht einmal in Aachen oder auch nur in der Nähe der Stadt auf. Aber der Mönch ist ungeheuer kreativ. Der Inhalt seiner Beschreibung ähnelt dem der Chronik von Novalesse, doch es gibt einen gravierenden Unterschied, der die Fälschung sehr schnell entlarvt. Und zwar bezüglich dessen, was nach der Graböffnung angeblich mit der Karlsleiche geschieht:

„Nach seiner Erhebung wurde er dem Volke gezeigt. [...] Der Leib Karls wurde in das rechte Schiff der Kirche beim Altar Johannes des Täufers gebracht, eine wunderbare goldenen Krypta wurde über ihm hergestellt und begann durch viele Zeichen und Wunder zu strahlen“ [Ademar].

Das wäre eine Lösung der bislang unbeantworteten Frage: Warum findet danach 165 Jahre lang niemand die Leiche wieder? Es ist nicht möglich, weil das Oktogon kein rechtes Seitenschiff hat, in dem die unübersehbare Krypta eingebaut sein könnte. Ademar von Chabannes ist also auch kein sehr glaubwürdiger Zeuge.

4. Chronik von Novalesse

Die mit Abstand wichtigste Quelle, sozusagen das ‘Original’, ist die Chronik des Klosters von Novalesse in Piemont [Novalesse, 197]. Sie enthält den Augenzeugenbericht des Pfalzgrafen Otto von Lomello, dessen Todesdatum nicht überliefert ist. Werfen wir einige Blicke in die Chronik, die zwischen 1027 und 1050 entstanden sein soll:

„Nach vielen Jahren kam Kaiser Otto III. in die Gegend, wo Karls Leichnam geziert begraben ruhte. An den Ort des Begräbnisses stieg er zusammen mit zwei Bischöfen und dem Grafen Otto von Lomello hinab. Der Kaiser selbst war der vierte. Jener Graf erzählte die Sache folgendermaßen: Wir traten bei Karl ein. Er lag nämlich nicht, wie üblicherweise die

Leiber anderer Verstorbener, sondern saß wie lebendig auf einen Thron, war mit einer goldenen Krone gekrönt, hielt das Szepter in den Händen mit angezogenen Handschuhen, durch die bereits Fingernägel durchbohrend herausgewachsen waren. Über ihm war ein aus Kalk und Marmor ziemlich gut gebautes Gewölbe. Wir beschädigten es beim Hinkommen, indem wir ein Loch hineinbrachen. Als wir dann zu ihm eintraten, nahmen wir einen sehr starken Geruch wahr. Mit gebeugten Knien richteten wir sofort ein Gebet an ihn. Kaiser Otto bekleidete ihn dann mit weißen Gewändern, beschnitt ihm die Nägel und stellte alles Abgefallene um ihn wieder her. Nichts von seinen Gliedern war bis dahin durch Verwesung vernichtet, nur von seiner Nasenspitze fehlte ein wenig. Sie ließ der Kaiser sogleich aus Gold ergänzen und ging dann weg, nachdem er aus [Karls] Mund einen Zahn gezogen und das Gewölbe wieder hatte herstellen lassen.“

Dieses ist die einzige Aussage des offenbar einzigen Augenzeugen. Eine andere gibt es nicht! Die drei anderen Chroniken verarbeiten mehr oder weniger qualifiziert den Bericht des Pfalzgrafen. Der Graf von Lomello erzählt diese Geschichte kurz vor seinem Tod einem Mönch. Über diesen findet die Gruselstory Eingang in die Chronik des Klosters Novalesse.

Wenn ein Sterbenskranker vor dem Eingang in die Ewigkeit sein Gewissen erleichtern möchte und eine alte Geschichte offenbart, so gibt es nichts dagegen zu sagen. Aber einige Fragen dürfen dennoch gestellt werden: Was, wenn der schwerstkranke Patient nicht mehr Herr seiner Sinne ist und fantasiert? Wenn er nicht mehr zwischen Selbsterlebtem, Gehörtem und der Fantasie zu unterscheiden vermag?

Oder erfindet der Graf die schaurige Geschichte gar? Im Fieberdelirium? Um den so frühen wie unerwarteten und tragischen Tod Kaiser Ottos III. der Nachwelt zu begründen? Oder denkt sich der Mönch die ganze krude Geschichte womöglich selbst aus und legt sie dem Grafen quasi in den Mund? Beim Lesen des Textes drängen sich einige ganz praktische Fragen geradezu auf:

- Wer sind die Bischöfe? Wo sind ihre Zeugenaussagen?
- Wieso sitzt die Leiche? Einhard berichtet nichts von einer Sitzbestattung.
- Woher hat Otto so schnell das für die Nase passende Stück Gold?
- Wie wird das Gold geformt und angepasst?
- Wie wird die Nasenspitze rekonstruiert?
- Woher hat Kaiser Otto seine stomatologischen Fähigkeiten? Zahnextraktionen wollen geübt sein.
- Wie ist es Kaiser Otto überhaupt möglich, das vollkommen vergessene Grab an unbekanntem Ort zu finden?

Nun könnte man sich natürlich auf den Standpunkt stellen: Wer wird denn jedes Wort der Überlieferung auf die Goldwaage legen? Nun, die Karlsgläubigen tun genau das (und wie ich anlässlich einer Internetdebatte feststellen durfte, tun sie es mit Fanatismus und gelegentlich ohne jede Contenance).

Unbestreitbar hielt sich Otto III. tatsächlich im Mai 1000 in Aachen auf [*regesta*]. Damit sind wir aber auch schon am Ende der unbestreitbaren Fakten.

Eine grundsätzlichere Überlegung ist der Erwägung wert: Ist Otto III. etwa selbst der Erfinder der Graböffnungsgeschichte? Zumindest wird er als Erster aktiv, indem er ein Grab findet, das seit der Tarnung wegen des Normannenangriffs vor 118 Jahren kein Mensch mehr gesehen hat. Hat Otto vielleicht im Geschichtswerk des Lukian gelesen (oder in Italien davon gehört), wie Julius Caesar das Grab Alexanders des Großen öffnen ließ und kommt zu dem Schluss: Das kann ich auch!?

Am Grab Alexanders des Großen in Alexandria kniete Cäsar nieder, um sich in die Tradition des Makedoniers zu stellen. Sein Nachfolger Kaiser Augustus küsste Alexanders Leichnam und zerstörte dabei die Nase der Mumie (!). Sie wurde durch Gold (!) ersetzt. Bis hin zu Caracalla (215 n. Chr.) kam immer wieder die Prominenz des Reiches zur Alexander-Mumie nach Alexandria. In den Wirren der folgenden Jahrhunderte verliert sich die Spur des Grabes. Bis zum heutigen Tag ist es verschollen. Wenigstens aber ahnen wir, woher die Geschichte um Karls Nasenersatz stammen könnte.

Es wurde diskutiert, Otto III. sei bereits in jungen Jahren von Todesahnungen gequält worden und wollte seine Begräbnisstätte 'vorbereiten'. Welcher junge und gesunde Mann von zwanzig Jahren tut so etwas? Es müsste schon eine extrem schwere Depression vorgelegen haben, was nicht zu Ottos allgemeinem Tatendrang gepasst haben würde. Dem jungen Kaiser jedenfalls nutzt sein religiöses Engagement und der Grabfrevel nichts. Am 23. Januar 1002 stirbt Otto III. im Alter von nur 22 Jahren während eines Kriegszuges in Italien am Monte Soratte, nördlich von Rom – selbst für mittelalterliche Verhältnisse ein sehr frühes Todesalter.

Verschiedentlich ging die Legende um, er habe sich zwei Jahre zuvor an der Leiche Karls infiziert oder es laste der Fluch der Grabschändung auf ihm. Letzteres muss offen bleiben, Ersteres scheidet definitiv aus. Es gibt außer der Lepra keine Infektionskrankheit mit derartig langer Inkubationszeit. Schuld an Kaiser Ottos Tod ist eine akute Infektion: die Pocken. Otto III. fällt schlichtweg einer im Heer grassierenden Epidemie zum Opfer. Der junge, dynamische Kaiser, der im Leben eine strahlende Erscheinung abgegeben hat, kommt als hässlich entstellte Leiche – so der Zeitgenosse Bruno von Querfurth – nach Deutschland zurück. Am 5. April 1002 findet Otto auf seinen Wunsch hin in der Aachener Pfalzkapelle seine letzte Ruhe.

Ungeachtet der vielen offenen Fragen im Zusammenhang mit der Graböffnungsgeschichte ist eines absolut sicher: Karl saß definitiv nicht als mumifizierte Leiche auf einem Thron. Diese Geschichte ist komplett erfunden. Sie wurde von medizinischen Laien erdacht und ohne jede kritische Reflexion abgeschrieben und übernommen. Eine Ansammlung menschlicher Knochen sitzt nicht mit dem Gewicht einer goldenen Krone auf der Schädeldecke einfach so in einem Sessel.

Aber er saß auch nicht im Proserpinasarkophag, wie das Willibald Katzinger [262 f.] in Fortführung von Max Kernalers Gedanken [2000, 254] ironisch imaginiert hat. Der sah obendrein den Schausarkophag in einem Erdgrab versenkt [vgl. Illig 2011, 68].

Grundvoraussetzung für den Kompletterhalt einer Leiche ist eine Mumifizierung. Gewollte Mumifizierungen sind ein aktiver, von Menschenhand vollzogener Prozess, der Zeit benötigt. Die hatte man der Überlieferung nach in Aachen nicht. Einhard [Kap. 31] erwähnt nichts Derartiges. Vielmehr erscheint das Bestattungstempo am 28. Januar 814 AD grundlos überstürzt.

Eine andere mögliche Erklärung muss man allerdings diskutieren: Mumifizierten die sterblichen Überreste des Kaisers in der Gruft vielleicht spontan und zufällig, wie das beispielsweise aus präkolumbianischer Zeit in den Anden bekannt ist [Plenot, 709]? Eine spontane Mumifizierung wie in den Hochlagen der Anden setzt etwas voraus, das es in Aachen nicht gab und nicht gibt: permanente Trockenheit. Mumifizierung tritt ein bei schnellem Wasserverlust des Gewebes, das heißt, die Leiche trocknet sehr schnell ein. Der Vorgang kann den ganzen Leichnam oder auch nur einzelne Teile (beispielsweise die Extremitäten) betreffen, während andere Teile der Fäulnis und Verwesung anheimfallen. Die Weichteile trocknen ein, die Haut legt sich direkt den Knochen an. Die unappetitlichen Einzelheiten des Prozesses wollen wir uns ersparen.

Das Mumifikationsphänomen kommt in unseren Breiten allerdings nur bei sehr trockener Außenumgebung (im Sommer auf Dachböden oder an Bäumen) oder in sehr trockenen Grüften vor. Wärme und trockener Wind können bei der Blitzbestattung im nasskalten Januar keinesfalls als gegeben vorausgesetzt werden. Damit scheidet eine zufällige Mumifizierung der Karlsleiche als Erklärung des Phänomens definitiv aus.

Die ebenso natürliche wie zwangsläufige Alternative zum Erhalt einer Leiche mittels Mumifizierung ist der natürliche Zersetzungsprozess. Im Rahmen der Autolyse zerstören körpereigene Enzyme die Gewebsstrukturen und lösen sie auf. Es folgen Fäulnis (Bakterien bauen die organischen Bestandteile des Körpers ab) und nahezu gleichzeitig oxidative Verwesung. Damit den Lesern auch fürderhin das Essen schmeckt, tauchen wir nicht tiefer in die Prozesse von Autolyse, Fäulnis und Verwesung ein.

Was bleibt am Ende vom Menschen übrig? Nur Grundsubstanzen wie Ammoniak, Kohlenwasserstoffe, Kohlendioxid und Schwefelwasserstoff [Dürwald, 53]. Gemäß der CASPARSchen Regel sind die Weichteile nach einer Lagerung im Erdgrab nach 3–6 Jahren nicht mehr vorhanden [ebd. 58]. Knochen hingegen bleiben aufgrund ihrer Struktur (Beschaffenheit?) aus nichtorganischem Material unter guten Bedingungen Jahrhunderte oder Jahrtausende erhalten.

Natürlich können die Knochen aber ohne organische Haltestrukturen (Muskeln und Bänder) unmöglich in aufrechter Position verbleiben. Das Skelett fällt schlicht und einfach in sich zusammen. Übrig bleibt nichts als ein Haufen von Knochen. Damit ist klar: Für Graf Ottos Wunschvision – „Nichts von seinen Gliedern war bis dahin durch Verwesung vernichtet, nur von seiner Nasenspitze fehlte ein wenig“ – gibt es keine naturwissenschaftliche Begründung oder Erklärung.

Im Fall der Chronik von Novalesse und der Karlsleiche Otto III. mögen sich die Karlsruhläubigen an Feinheiten von Übersetzungen und Spitzfindigkeiten von Zitaten u. ä. ereifern, wie sie wollen: An der naturwissenschaftlichen Logik kommt niemand vorbei. Ein noch so subtiles Zitat aus den *Kinder- und Hausmärchen* der Brüder Grimm [z.B. 1812, 113] macht Rotkäppchen nicht zu einer realen Gestalt.

Wie liegen die Dinge hinsichtlich der angeblichen Sitzbestattung? Lassen wir uns von Hertslet und Hofmann [159] aufklären: „Alle Merowinger, Karolinger und Kapetinger wurden in horizontaler Lage bestattet.“ Das ist eine klare Aussage. Den Germanen war eine Bestattung in sitzender Stellung völlig unbekannt.

Von dieser grundsätzlichen Feststellung einmal abgesehen: Wenn man eine Leiche sitzen lässt, ist das noch lange keine Sitzbestattung. Kaiser Sigismund ließ sich 1437 im Angesicht des nahenden Todes auf seinen Thron setzen und erwartete dort sein Ableben. Als selbiges eingetreten war, blieb Sigismund dort sitzen, so hatte er es gewünscht, „zwen oder drige tage, daz alle menschen sehen sollten, dass aller der welt herre dot und gestorben were“ [adw]. Mit der Leiche Kaiser Friedrichs III. soll 1493 nach der Einbalsamierung ähnlich verfahren worden sein. Auch Graf Georg Reinhard von Ortenburg († 1666) saß tot eine Weile in einem Sessel. Doch das waren und blieben seltene Ausnahmen. Es handelte sich in den genannten Fällen ohnedies nicht um eine Bestattung, sondern lediglich um eine kurzzeitige Präsentation des Toten.

In einem eher beiläufig erwähnten Detail des Augenzeugenberichtes des Grafen von Lomello offenbart sich ein weiteres Mal, dass noch so dezidiertes Zitieren von Quellen eine Sache nicht wahrer werden lässt, wenn sie medizinisch unmöglich ist: „mit angezogenen Handschuhen, durch die bereits Fin-

gernägel durchbohrend herausgewachsen waren“. Das kann der Pfalzgraf unmöglich so beobachtet haben. Warum nicht?

Weil es das berühmt-berüchtigte postmortale Nagelwachstum, in allen möglichen Grusel- und Horrorgeschichten immer wieder kolportiert, schlichtweg nicht gibt! Mit dem Ende des Lebens, mit dem Stopp des Stoffwechsels und der Durchblutung, endet jedes Wachstum. Das rein optische Phänomen der länger hervortretenden Nägel (übrigens auch von Bartstoppeln) entsteht durch Eintrocknen und die damit verbundene Rückbildung des Muskel- und Hautgewebes. Dabei handelt es sich um kein reales, sondern um ein Pseudowachstum. Natürlich – das kann man berechtigt einwenden – hätten auch Karls Hände eintrocknen und die Fingernägel größer erscheinen können. Durch die Handschuhe konnten Karls Fingernägel aber auf keinen Fall „durchbohrend“ wachsen.

Trotz des kompletten Mangels an Logik ist die ganze Geschichte der Karlsleiche Ottos III. und aller sich an sie knüpfenden Legenden einfach nicht totzukriegen. Und das, obwohl der Historiker Prof. Theodor Lindner (1843–1919) mit Unterstützung des Anatomen Prof. Hermann Welcker (1822–1897) bereits 1892 in seiner „Fabel von der Bestattung Karls des Großen“ [Lindner, 208-212] das Ganze als Humbug entlarvt hat. Lindner und Welcker finden sich allerdings bemerkenswert selten (beziehungsweise gar nicht) in den Literaturnachweisen der modernen Karlsbiografien. So wird der alte Brei des Grafen Otto von Lomello seit 1000 Jahren immer wieder aufgewärmt. Ein klassisches Beispiel, das zeigt, dass die Naturwissenschaft grundsätzlich über einer den Naturgesetzen entrückten Historienwissenschaft zu stehen hat, wenn es darum geht, zu beurteilen, was wahr sein könnte und was nicht.

Nach all dem Tohuwabohu gerät Karls Grab unbegreiflicherweise wieder in Vergessenheit – einen halbwegs plausiblen Grund gibt es allerdings nicht dafür. Die Normannen sitzen zu jener Zeit mehr oder weniger friedlich in ihrer Normandie – und sind damit zumindest ausreichend weit weg. Niemand bedroht das Karlsgrab. Dennoch kennt bei der Wiederauffindung des Grabes unter Barbarossa, 165 Jahre später, niemand mehr dessen Position in einem durchaus überschaubaren Kirchengebäude.

Dagegen überstand beispielsweise das Grab von Ottos Großvater, also von Otto I. dem Großen († 973) im Dom von Magdeburg alle Zerstörungen und Baumaßnahmen über die Jahrhunderte, ohne vergessen zu werden. Hier handelt es sich um ein echtes Grab. Das Problem des verschwundenen Karlsgrabes ist bis heute ungelöst. In Aachen wird wegen dieses Mankos unentwegt nach dem Grab gesucht – der letzte, aufwendige Versuch ist 2010 gescheitert [vgl. Illig, 68 f.].

Ziehen wir also das Fazit: Die Geschichte um die Karlsleiche Otto III. kann aus mindestens zwei Gründen als erfunden gelten:

- Hätte Otto wirklich Karls Knochen gefunden, so hätte er genau das getan, was Ademar von Chabannes in seinen „Bericht“ hineinfälschte und was auch logisch gewesen wäre: die Leiche sofort exhumiert, zur Schau gestellt und wie später Friedrich I. prunkvoll bestatten lassen.
- Dann allerdings wäre es mehr als unlogisch, dass die Lage des Grabes erneut vergessen wurde. Schließlich gab es keinen Grund zur Tarnung mehr.

Die Geschichte ist medizinisch betrachtet nicht möglich. Nichts mehr und nichts weniger.

Literatur

Der Artikel basiert auf Kapitel 5.8 meines Buches *Zweifel – gab es Karl den Großen wirklich?*

ademar = *Ademari chron.* 1. III, 152 ff, *Regesta Imperii Online*, RI II 3 n. 1370b URI *adw* = <http://resikom.adw-goettingen.gwdg.de/abfragestichworte.php?UBID=37> (gelesen 26. 09. 2008).

Becher, Matthias u. a. (2011): *Das Reich Karls des Großen*; Darmstadt

Dürwald, Wolfgang (1987), *Gerichtliche Medizin*, Leipzig

Einhard (1995), *Vita Karoli Magni. Das Leben Karls des Großen*, Stuttgart

Grimm, Jacob u. Wilhelm (1812), *Kinder- und Hausmärchen* (20. 12. 1812, Bd 1, KHM 26)

Hertslet, William Lewis / Hofmann, Winfried (2008), *Der Treppenwitz der Weltgeschichte*, Augsburg

hildesheim = *Ann. Hildesh.* S. 28; *Regesta Imperii Online*, RI II 3 n. 1370b URI

Holtzmann, Robert (1996), *Die Chronik des Bischofs Thietmar von Merseburg*, München (unveränderter Nachdruck von 1935)

Illig, Heribert (2011), *Aachen ohne Karl den Großen*; Gräfelting

Katzinger, Willibald (2001): Ein Anti-Illig-Buch, das ganz ohne ihn auskommt; *Zeitungssprünge* 13 (2) 258-265

Kerner, Max (2000): *Karl der Große. Entschleierung eines Mythos*; Köln

Lindemer, Eva (2005), Der mittelalterliche Karlsmythos. Eine quellenkritische Auseinandersetzung, Zwischenprüfungsarbeit, Universität Duisburg-Essen (eBook gelesen 27. 03. 2011)

Lindner, Theodor (1892), Die Fabel von der Bestattung Karls des Großen; *Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins*, Jg. 14, 208-212, Aachen

mainz = <http://ri-regesten.adwmainz.de/regshow.php?pk=10453> (gelesen 17.12.2008).

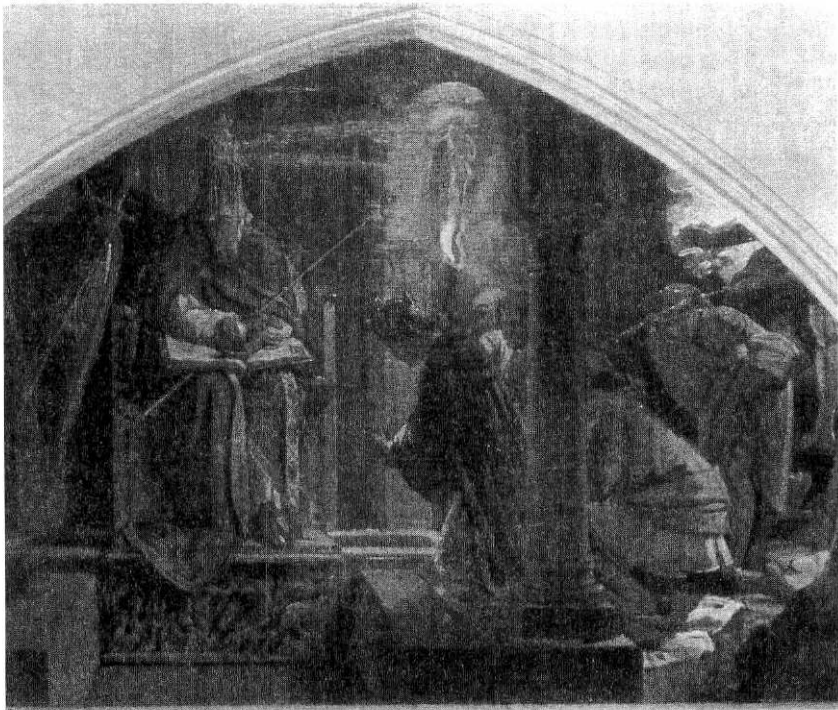
novalese = *Chron. Novalic.* C.32ed Cipolla (FSI. XXXII) 197 ff.; *Regesta Imperii Online*, RI II 3 n. 1370b URI

Plenot, Henri-Roger (1992), Die präkolumbianische Medizin; Richard Toellner (Hg. 1992), *Illustrierte Geschichte der Medizin*, Erlangen

Polak, M. (2006), Eine medizinische Untersuchung über Italienfahrten der drei letzten

- sächsischen Kaiser und über die Todesursachen Kaiser Ottos II. und Ottos III.; *Zeitschrift für Hygiene*, Bd. 126, 1944, S. 246 f.
- regesta = *Regesta Imperii Online*, Bd. II,3, Otto III., Hg. Mathilde Uhlirz 1956/57, S. 761, Nr. 1370d.
- Rossignol, Sébastien (2006), Die Spukgeschichten Thietmars von Merseburg; *Concilium medii aevi*, 9. Jg., hg. v. Peter Aufgebauer et al., Göttingen
- Suhr, Detlef (2010), *Zweifel. Gab es Karl den Großen wirklich?* Jena u. a.
- Thietmar v. Merseburg (Hg. R. Holtzmann, 1935), *Thietmari Chron.* LIB. IV, 184 f. *Regesta Imperii Online*, RI II 3 n. 1370b URI
- Winkle, Stefan (2006), Kaiser, Päpste und das Sumpffieber. Die verhängnisvolle Italienpolitik der deutschen Kaiser im Mittelalter aus epidemiologischer Sicht; *Hamburger Ärzteblatt*, 3/2006, 126-132

Dr. med. Detlef Suhr, 99867 Gotha, Humboldtstr. 88



Otto III. vor der Mumie Karls d. Gr., auf Thron und Proserpina-Sarkophag sitzend.
Ölskizze von Alfred Rethel [Becher, 122]

Das Reich Karls des Großen

Eine Kritik von Heribert Illig

Becher, Matthias / Ehlers, Caspar / Hageneier, Lars / Hartmann, Wilfried / Schieffer, Rudolf / Schneidmüller, Bernd / Weidinger, Ulrich (2011): *Das Reich Karls des Großen*; Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt, 128 S., 105 Abb. [= RK]

Über den großen Karl ist ja schon dies und jenes geschrieben worden, über sein Reich durchaus weniger. Deshalb erhofft sich der Leser Aufschlüsse zum Beispiel über Fläche und Bevölkerungszahl, über Heer und seine Bewaffnung, über Städte und Pfalzen, über Infrastruktur wie Straßen oder Schiffsverkehr, über Handelszentren und etliches anderes mehr. Doch es bleibt bei der Hoffnung. Der Titel ist nur ein Verkaufstrick, um ein weiteres Karls-Buch auf den Markt zu bringen. Bringt es wenigstens zu seiner Titelfigur neue Einsichten? Wir wollen sehen.

Da erfahren wir zu Einhard und seiner *Vita Karoli*: „Etwas Vergleichbares hatte es bis dahin nicht gegeben“, doch noch auf derselben Seite werden als längst bekanntes, direktes Vorbild die Kaiserbiographien von Sueton genannt [RK 21].

Einmal mehr werden die Sachsenkriege nacherzählt. Hier ist neu, dass BECHER zunächst die traditionelle Zahl von 4.500 hingerichteten Sachsen nennt, aber bei Betrachtung der Quellen nur noch von 3.000 spricht, als kenne er noch eine nur ihm bekannte Zweitquelle [RK 37, 110].

Der Ostrand des Reiches ist auf der Europakarte ausgefranst wie eh und je. Derzeit hätte sein Einfluss bis ins ostkroatische Osijek (Esseg) und ins bosnische Mostar gereicht und Korsika umfasst, das ihm allein die gefälschte Konstantinische Fälschung zuspricht [RK Karte 38 f.].

SCHIEFFER modifiziert die Wunderheilung an Papst Leo III., der auf seiner Paderbornreise Zunge und Augenlicht zurückgewinnt, zu einer normalen Nachrichtenente, die seine Widersacher verstummen lassen soll [RK 53]. Es folgt eine wundersame Emendation der angeblichen Weigerung Karls angesichts der Kaiserkrönung, die den Kaiser überrumpelt hätte, aber wohl lediglich bedeutet habe, „dass die Feierlichkeit nicht so vonstatten ging, wie Karl sie sich gewünscht hätte [RK 55]. Außerdem hätte sich ein großer Teil der Vorbereitungen auf die Krönung seines Sohnes bezogen. Also keine Rede von Überrumpelung, worauf SCHIEFFER fortfährt: „Unter diesen Auspizien könnte dann Leo die Gunst der Stunde genutzt und die vollendete Tatsache eines Kaisertums geschaffen haben“. Das wäre dann keine Überrumpelung?

Den Text über das Krönungsevangeliar will niemand geschrieben haben. Das ist verständlich, denn er spricht von einer Evangeliensynopse mit vier Kolumnen. Doch es gibt nur drei synoptische Evangelien, weshalb die Kanontafel auch nur drei Kolumnen zeigt [RK 60 f.]. Niemals hätte Otto III. eine so erbärmlich fabrizierte Prachthandschrift aus der einbalsamierten Hand Karls entgegengenommen (vgl. S. 710). Eine Darstellung dieser Szene aus der skizzierenden Hand Alfred Rethels wird auch präsentiert [RK 122] – und siehe da: Der Künstler hat KATZINGERS „Kombi-Begräbnis“ [261] des im Proserpinasarkophags sitzenden Karls dadurch überhöht, dass er den Thron samt Karlsmumie *auf* den Sarkophag stellt [RK 122] (s. S. 714).

EHLERS versucht die Herrschaftsstrukturen im Reich nachzuzeichnen, verheddert sich jedoch gründlich. Dieses Reich war kein Staat, weil es weder eine Verfassung noch Staatsvolk oder Staatsgebiet gab; es war gemäß ALTHOFF eine „Herrschaft ohne Staat“, die SCHNEIDMÜLLER als „konsensuale Herrschaft“ bezeichnet hat.

„Nicht eine »Verfassung« oder »geltendes Recht« waren also die Grundlage politischer Aktionen, sondern der »einmütig« (*unanimitèr*) gefällte – also von den Großen des Reichs mitgetragene – Wille“ [RK 65].

Das klingt nur einen Moment gut, wird doch noch auf derselben Seite von EHLERS eingeräumt: „Über das »Gremium«, in dem die Beschlüsse erarbeitet wurden, ist »herzlich wenig« bekannt“; vermutet wird, „dass Entscheidungen in einem kleinen Kreis engster Berater bindend fallen konnten“ [RK 66]. So also sieht der einmütige Willen der Großen aus. Da fällt es dann auch nicht mehr ins Gewicht, dass die verfügbaren Angaben über königsnahe Ämter „in den zeitgenössischen Quellen so spärlich sind, dass eine institutionelle »Wirklichkeit« kaum erkannt werden kann“ [RK 67]. So ist klargestellt, dass über die konsensuale Herrschaft vielleicht Konsens bei den Mediävisten besteht, aber der Begriff für keine Realität steht.

EHLERS tut sich ein weiteres Mal hervor, wenn er über das Reisekönigtum und seine Absteigen, sprich Pfalzen berichtet. Nicht von ihm erfährt man, dass von Karl 234 Aufenthalte in 110 Orten nachgewiesen seien [RK 80]. Karl ließ hierfür auch Königspfalzen bauen, darunter in Aachen seine bekannteste – mehr erfährt man in diesem Buch nicht über diese Pfalz und vor allem über deren weltberühmte Kapelle. Es scheint nicht mehr opportun zu sein, auf sein berühmtestes Bauwerk einzugehen. Dafür scheint Ingelheim mit seinem enormen „Halbkreisbau“, seiner Exedra hervorhebenswert:

„Kunsthistorisch ist bedeutsam, dass die Architektur dieser Anlagen eine Vorbildfunktion auch für die – weltlichen wie kirchlichen – Großen des Karolingerreichs erhielt, wenn diese ihre eigenen Herrschaftssitze einrichteten“ [RK 76].

Also ausgerechnet der römische Anteil Ingelheims, der im Mittelalter nirgends nachgeahmt worden ist, hätte vielfache Vorbildfunktion gehabt!?

WEIDINGER stellt dann die „für ihre Zeit einmalige Verwaltungsvorschrift des »Capitulare de villis« ohne jede Ironie vor [RK 79]. Über sie habe ich bereits im letzten Heft Nötiges gesagt [2011a] und darauf hingewiesen, dass sie viel später geschrieben worden sein muss.

Beim *Lorscher Evangeliar*, das ein Anonymus vorstellt, hat man auf die Abbildung des Evangelisten Johannes verzichtet, trägt der doch eine Toga mit Hosenträger. Gerd ZEISING hat 1999 [473 f.] darauf hingewiesen, dass der Maler eine Zeichnung des späten 10. Jh. im *Gero-Codex* missverstanden hat, womit das *Lorscher Evangeliar* nicht karolingisch sein kann. Niemand konnte dieser scharfsinnigen Beobachtung widersprechen, weshalb hier nun der korrekt gekleidete hl. Matthäus als Platzhalter abgebildet ist [RK 86 f.].

Jetzt aber scheint es wirklich Neuigkeiten zu geben, stellt doch HARTMANN die Frage: „Maßnahmen eines Analphabeten?“ In einer Handschrift der in Karls Auftrag verfassten *Schrift gegen die Irrtümer der Griechen über die Bilderverehrung* finden sich knappe Kommentare, „die gut zu einem aufmerksamen Zuhörer passen, wie es Karl der Große gewesen sein könnte“ [RK 90]. Wie bewundern die Beweiskraft dieses Satzes, noch mehr, wie ein Zuhörer gleichzeitig Notizen in den vorgelesenen Text machen kann, am meisten aber, dass es sich um tironische Noten handelt, also um die antike Kurzschrift erprobter Schreiber. Wenn schon Analphabet, dann professionell.

Folgt gleich ein weiterer Beweis?

„Alkuin spricht in einem Brief von »Akademikern«; aber wahrscheinlich sollte das eine Anspielung auf die Akademie im antiken Athen [s]ein. Haben wir dennoch in Karls »Akademie« einen Vorläufer der Universitäten des hohen Mittelalters oder gar der neuzeitlichen Akademien vor uns?“ [RK 94].

Diese rhetorische Frage wird sofort verneint, aber gleich darauf zitiert HARTMANN aus einem ungenannten Text genau so, als hätte es Akademien gegeben:

„Für das Studium der Wissenschaften wähle man Männer aus, die Lust und Fähigkeit zu lernen haben und auch das Verlangen tragen, andere zu unterrichten.“ [RK 96]

Es folgt Arno BORSTS Irrtum, dass die Erforschung der Natur im lateinischen Europa nicht um 1120 an den Hochschulen Frankreichs, sondern um 780 am fränkischen Königshof begann [RK 97]. Übersehen hat HARTMANN, dass Borst auch die Genesis des wissenschaftlichen Textes contra Ivan ILLICH um exakt dieselbe Zeitspanne früher beginnen ließ. Dieser Fehleinschätzung ist längst begegnet worden [Illig 1997].

Eine weitere Neuigkeit steht uns ins Haus. HARTMANN beantwortet die Frage „Gab es eine karolingische Renaissance?“ weitgehend mit Nein, lässt er

doch trotz aller so oft gefeierten Höhepunkte in Architektur, Buchmalerei, Goldschmiedekunst oder Elfenbeinschnitzerei nur eine „Renaissance der Dichtung“ gelten.

„Man sollte daher doch eher von karolingischer Bildungsreform anstatt von karolingischer Renaissance sprechen, denn mit dem Ausdruck »Reform« kann auch der planmäßige, von oben ausgehende Zug zur Förderung der Bildung betont werden.“

So kann nur ein Schriftgelehrter, ein Diplomatiker formulieren, der nicht bemerkt, dass es neben dem Geschriebenen auch noch ganz andere Kunstrichtungen gab, die von dieser ‘Renaissance’ erfasst worden sein sollen. Ein ganz spezieller Zug dieser „Bildungsreform“ war es allerdings, dass das Konzil von Aachen 817 die Abschaffung der sogenannten „äußeren Schulen“ an Klöstern und Kathedralen forderte:

„Künftig sollten dort nur noch zukünftige Kleriker oder Mönche ausgebildet werden. Angehörigen der weltlichen Führungsschicht des Reiches und erst recht einfachen Laien war es damit erschwert, eine literarische Bildung zu erhalten.“ [RK 100]

Insofern ließe sich ebenso präzise von Bildungsabbau sprechen, von der Aufspaltung in einen hochgelehrten Klerikerstand und tumbe Laien.

Das Schlusswort formuliert SCHNEIDMÜLLER in einer ganz speziellen Sprache: „Karl der Große lebt weiter“ [RK 115-127], und das so lebendig, als ob dieser noch immer handle und erleide:

„Keiner Benutzung vermochte der tote Franke zu widerstehen. Allen nationalen wie übernationalen Sehnsüchten musste er, der weder Europa noch Deutschland oder Frankreich geliebt hatte, sich beugen“ [RK 120].

Wie will Karl der Große noch wachsen, wenn Europa dereinst zu eng für ihn wird? Er überstand nationale Reduktion, imperiale Weitung und europäische Sendung. Er hält sicher auch noch den Kulturvergleich mit anderen imperialen Modellen in der Weltgeschichte aus. Für alle seine Nutzer war Karl bislang wandlungsfähig genug“ [RK 121].

„Seine erstaunlichen Karrieren im Mittelalter, die an seinem Todestag begannen, *bezeugen die Anpassungsfähigkeit eines großen Kaisers an sein Nachleben*“ [ebd.].

„Lassen wir uns überraschen, wie Karl der Große die Globalisierung überstehen wird“ [RK 127].

Chapeau, wenn sich ein toter Kaiser chamäleonartig seinem Nachleben anpassen kann. Doch ist in diesem Zusammenhang auf einen tatsächlich bislang unbeachteten Umstand hinzuweisen. Friedrich I. Barbarossa erhob am 29. 12. 1165 Karl „aus der Gruft zur Ehre der Altäre“.

„Wenige Tage nach der Erhebung der Gebeine stellte er der Grabeskirche des neuen Heiligen eine feierliche Urkunde aus. Sie nahm ein für die Heiligsprechung gefälschtes Diplom Karls des Großen auf und bestätigte es rechtswirksam. Diese angebliche Karolingerurkunde beschwor den Ruhm des Reliquienschatzes wie den Vorrang Aachens als Krönungskirche der römisch-deutschen Könige“ [RK 124].

Zuletzt [2011, 153 f.] hatte ich davon gesprochen, dass die zeitliche Untergrenze für den Bau der Aachener Kuppel wegen des Eisen-Arguments bei 1130, die Obergrenze zwischen 1182 und 1200 liegt. Dank dieses Zitats lässt sich die Spanne nun auf 1130 bis 1165 eingrenzen, wenn wir davon ausgehen, dass Barbarossa die fertiggestellte Kirche mit diesem Privileg bedacht hat.

SCHNEIDMÜLLER bleibt noch bei seinen seltsam ironischen Formulierungen: „Der europäische Wettbewerb um Standortvorteile durch Heiligenreliquien war voll entbrannt“ [RK 125], wurde doch der hl. Dionysos 1144 in Frankreich erhoben, Eduard 1161 in England, Knud 1169 in Dänemark und Kaiserin Kunigunde 1201 im Deutschen Reich.

Plötzlich gerät ihm sogar das erfundene Mittelalter ins Gesichtsfeld. SCHNEIDMÜLLER, der zugleich meinen Hinweis auf Andorra als bekennendes Karlsland [ZS 2006, 268] aufgreift, gesteht mir zu, viele offene Fragen berührt zu haben, sieht aber die Zeiterfindung als eine Idee, die erst in Zeiten von CIA und KGB Sinn machen würde.

„Auch wenn wir das meiste über Karl den Großen nicht wissen – seine angebliche Erfindung war ein bloßer Gag, der in seiner Komik schon fast wieder Respekt einfordert“ [RK 116].

Es hat etwas von griechischer Tragik, wenn sich eine geblendete Zunft nicht von ihren eigenen Denkverböten befreien kann. *Das Reich Karls des Großen* soll den mediävistischen Status Quo unter der Ägide der *Wissenschaftlichen Buchgemeinschaft* festnageln. Das erinnert allerdings fatal an die Nägel, mit denen Friedrich II. 1215 den Karlsschrein (keinen Sarkophag [Schneidmüller, 125]) verschloss und Karl den Großen zum Untoten machte.

Aachener Abgesang

Wie wir sahen, macht das Autoren-Septett einen vorsichtigen Bogen um die Aachener Pfalzkapelle, liefert aber gleichwohl die Eingrenzung ihres Entstehungsintervalls. Hat Aachen und das übrige Deutschland auf das neue Buch *Aachen ohne Karl* den Großen reagiert? Das kann man weitgehend verneinen. Am 24. 10. 2011 bestätigte der Glossist Willi Wichtig, dass er um die Theorie mit den knapp 300 nicht existenten Jahren weiß, aber trotzdem nicht im Jahr 1714, sondern im Jahr 2011 lebt. Entsprechende Kommentare hat WW auch früher abgegeben; mit dem neuen Buch will er nichts zu tun haben. Ansonsten

gab es am 27. 08. eine kleine Rezension in den *Stuttgarter Nachrichten*: „Zu alt, um wahr zu sein.“ Ansonsten übte die Presse Enthaltensamkeit. Ein hier ungenannter Mediävist trat immerhin privat aus der Reserve:

„Und was die Ringanker in Aachen betrifft, so mögen diese ja tatsächlich außerhalb der Marienkirche erst wieder für das 12. Jh. nachzuweisen sein. Dies ändert aber nichts an der Tatsache, dass die gesamte restliche Überlieferung in Quellen und Dingen - soweit mir bekannt - diese Kirche als ein Werk des 9. Jh. datiert. Ein Umstand, den Sie ignorieren.

Und damit wird Ihre Beobachtung, dass sich derartige Ringanker erst 400 Jahre später wieder physisch nachweisen lassen zwar nicht unrichtig, was ihrer These aber nichts nützt, da allein eine solche Lücke nicht ausreicht, um zu beweisen, dass solche Ringanker nicht auch an ihrem Anfang möglich waren. Dies um so mehr, als dass es völlig unmöglich ist abzuschätzen, was an entsprechender Bausubstanz in der Zwischenzeit verloren gegangen ist und die restliche Überlieferung die karolingerzeitliche Datierung nahezu zwingend macht.“

So ist das also: Wenn Texte die Kirche ins 9. Jh. datieren, dann ändern daran irgendwelche Eisenteile, die vor 1130 niemand schmieden konnte, nichts an der Glaubwürdigkeit der Quellen. Und das gilt auch dann, wenn die Fehlzeit keine Lücke von 400 (recte 340), sondern von mindestens 3.000 Jahren ausmacht, konnten doch weder die Römer noch andere antike Völker derartig schwere Eisenteile schmieden. Trotzdem ein „nahezu zwingend“. Verwundern muss das Wörtchen „nahezu“. Sollte sich trotz allem ein winziger Zweifel eingeschlichen haben? Wir können ihn verstärken, indem wir nur solche Eisenanker als karolingisch akzeptieren, die Karls Monogramm samt Vollzugsstrich tragen. Denn erst dann liegt auch das schriftliche Zeugnis vor...

Dazu noch ein aktueller Pressefund: Immer wieder gibt Lyndon LaRouche (* 1922), ein amerikanischer Politiker, der mit seiner Frau sowohl in den USA wie in Deutschland mehrere erfolglose Parteien gegründet hat und mit ähnlichem Erfolg wiederholt als Präsidentschaftskandidat bei den Demokraten aufgetreten ist, Anlass für Grübeleien. Kürzlich schlug er den ganz großen Geschichtsbogen unter „VII. Das Vermächtnis Karls des Großen“:

„Die Bedeutung Karls des Großen

Es gab unter Karl dem Großen ein großartiges Wirtschaftssystem, eine wahre Zivilisation und umfangreiche Wasserprojekte in Mitteleuropa (d.h. auf dem Gebiet des heutigen Frankreichs und Deutschlands), doch als Karl starb, brach die europäische Zivilisation ein. Kontinentaleuropa verrohte zunehmend und versank im Herrschaftssystem der »Kreuzritter«, das in der Folge den Schwarzen Tod nach sich zog - etwas, was prophetisch sein könnte, wenn sich heute die »grüne« Option durchsetzen sollte. [...]

Der tragische Fehler Frankreichs und Deutschlands (und anderer [in den letzten Jahrhunderten bis zu Zeiten von Charles de Gaulle und Konrad Adenauer]) war, daß sie die Bedeutung der großen Reformen Karls nicht erkannten, besonders für den souveränen Nationalstaat, der so bravourös auf dem Fundament eines Friedensplans für den Mittelmeerraum, den Karl der große und Harun al-Raschid zeit ihres Lebens verfolgten, errichtet worden war.“

So entstammt denn auch der Nationalstaat dem Hirn Karls, das freilich nur ein Reichsgebilde zustandegebracht hätte, das man gerade erst (s.o.) als „Herrschaft ohne Staat“ erkannt hat, und dem ein Nationalstaat für seine Franken, Sachsen, Baiern, Schwaben, Langobarden, Römer, Katalanen, Slawen etc. mit Sicherheit noch nicht vorstellbar gewesen wäre.

Literatur

- Becher, Matthias u. a. (2011): *Das Reich Karls des Großen*; Darmstadt
- Illig, Heribert (1997): Arno Borst contra Ivan Illich; *ZS* 9 (3) 330-343
- (2006): Editorial; *ZS* 18 (2) 267 f.; 18 (3) 531
 - (2011): *Aachen ohne Karl den Großen. Technik stürzt sein Reich ins Nichts*; Grä-felfing
 - (2011a): *Capitulare de villis* als Verwaltungsorgie; *ZS* 23 (2) 295-304
- Katzinger, Willibald (2001): Ein Anti-Illig-Buch, das ganz ohne ihn auskommt; *ZS* 13 (2) 258-265
- LaRouche, Lyndon (2011): Drei Schritte zum Aufschwung? Letzter Teil; *Neue Soli-darität*, Wiesbaden, Nr. 46 vom 16. 11., S. 7
- o.A. (2011): Zu alt, um wahr zu sein; *Stuttgarter Nachrichten*, 27. 08., Beilage *Quer-schnitt*
- Suhr, Detlef (2011): Die Karlsleiche Ottos III. Medizinische Wertung einer Gruselge-schichte; *ZS* 23 (3) 705-714
- Wichtig, Willi (2011): Schreiben konnte Karl auch nicht; *Aachener Nachrichten*; 24. 10.
- Zeising, Gert (1999): „Zwischen den Zeiten“ oder Zeitensprung? Eine Schnittstelle und ein Konflikt zwischen spezialwissenschaftlicher und interdisziplinärer For-schung; *ZS* 11 (3) 459-479

Jahrtausend-Katastrophen

Unwetter, Tsunamis und Impakte in Europa

Gerhard Anwander · Heribert Illig

Für Volker Allgeier, der uns auf den Olympia-Tsunami aufmerksam gemacht hat.

Mitteleuropa im 14. Jahrhundert (GA)

Allgemein bekannt ist die Große Pest, die – ab 1347 wohl aus Konstantinopel kommend – um 1350 für ganz Europa das große Sterben gebracht hat. Weniger bekannt ist, dass im Juli 1342 Regenfälle über Mitteleuropa niedergingen, deren Ausmaße im historischen Rahmen davor und danach nicht übertroffen worden sein dürften. Dabei handelte es sich um eine den heutigen Meteorologen vertraute Vb [fünf-b]-Wetterlage, bei der zwischen zwei Hochdruckgebieten in einer schmalen Tiefdruckrinne zwischen Skandinavien und Adria feuchtwarme Luft aus dem östlichen Mittelmeerraum angesaugt wird und dann schnell und intensiv abregnet. Zuletzt traten ähnliche Situationen 1997 (Oderhochwasser im Juli/August) und 2002 (Elbehochwasser im August) in Deutschland auf. Eine alte Chronik berichtet für 1342:

„In diesem Sommer war eine so große Überschwemmung der Gewässer durch den ganzen Erdkreis unserer Zone, die nicht durch Regengüsse entstand, sondern es schien, als ob das Wasser von überall her hervorsprudelte, sogar aus den Gipfeln der Berge, ... und über die Mauern der Stadt Köln fuhr man mit Kähnen ... Donau, Rhein und Main... trugen Türme, sehr feste Stadtmauern, Brücken, Häuser... und die Bollwerke der Städte davon. ... und die Schleusen des Himmels waren offen, und es fiel Regen auf die Erde wie im 600. Jahre von Noahs Leben“. [wasserwirtschaftsam]

Tritt bei heutigen Starkniederschlägen ein Oberflächenabfluss von maximal 3 mm auf, so muss damals von unvorstellbaren 100 mm ausgegangen werden! Rückrechnungen von dokumentierten Pegelständen auf die Abflussmengen ergaben: Beträgt die mittlere – also normale – Wasserdurchflussmenge des Mains 113 m³/sec, so lag sie damals bei rund 3.400 m³/sec, also dem 30-Fachen. Damit wäre es als noch „seltener als ein 1000-jähriges Hochwasser einzustufen“ [wuerzburg]. Die Folgen waren aus versicherungstechnischer Sicht verheerend:

„In jenen beiden Tagen [21. und 22. Juli] fiel mehr als die Hälfte der üblichen Jahresniederschlagsmengen. Der ausgetrocknete Boden vermochte die enormen Wassermassen nicht aufzunehmen, sodass das Hochwasser

einen großräumigen Oberflächenabfluss und weitflächige Überschwemmungen in Zentral- und Osteuropa verursachte.“ [Dölker, 121]

Dementsprechend schwer sind die Schäden noch bis hinauf ins Friesland [Egidius, 16], primär natürlich die im Siedlungsbereich. Die steinerne Brücke von Frankfurt, erst 1306 bei starkem Eisgang zerstört und neu gebaut, stürzt in sich zusammen. In Prag verschwindet die hölzerne Judithbrücke in den Fluten der Moldau und wird ab 1357 als steinerne Karlsbrücke nach Regensburger Vorbild neu errichtet. Laut Stefan Weinfurter [206] wird auch das Vorbild an der Donau beschädigt, ebenso Brücken in Bamberg, Würzburg, Dresden und Erfurt. Schäden hat es mehr oder weniger an allen mitteleuropäischen Städten an Flüssen gegeben, ob in Passau oder Wien, Meißen oder Minden, Mainz oder Köln. Dort ist man (s.o.) mit Booten über die Stadtmauer gefahren, was einem geschätzten Höchststand von gut 13 Metern entspricht [Jakobswege].

Ganze Siedlungsstrukturen wurden zerschlagen. So wandelte sich die Reichsstadt Duisburg nach Verlust der Flussanbindung zu einer Ackerbauernstadt, Überflutungen verlangten anstelle des Hellwegs neue Straßen und neue Dörfer [ebd.]. Vor allem Mühlen wurden zerstört, was unmittelbar die Nahrungsmittelversorgung behinderte. Doch am ärgsten war die Landwirtschaft selbst betroffen:

„Im Juli des Jahres 1342 verursacht der wohl stärkste Niederschlag der vergangenen tausend Jahre den größten Abfluß auf der Bodenoberfläche und in den Vorflutern in diesem langen Zeitraum“ [Gringmuth-Dallmer/Leciejewicz, 57].

Tiefe Schluchten wurden in vergleichsweise mäßig zertalte Gegenden gerissen, bei denen 30.000, ja 100.000 m³ Boden weggeschwemmt worden sind. Letztgenanntes Volumen ging unweit des niedersächsischen Dorfes Oberfeld verloren, als auf eine Länge von über 1 km eine Schlucht von bis zu 16 m Breite über 5 m tief aufriß [Erdmann, 79]. Im Schnitt verloren die mitteleuropäischen Ackerböden 'flächendeckend' die obersten 5 cm ihrer Krume. So war der Spessart damals keine Waldlandschaft, sondern Ackerland auf Lössboden, danach war nur noch Forstbetrieb möglich [Bork, 6]. Die Gesamtverluste an Boden werden auf 13 Milliarden Tonnen Boden geschätzt, wobei die Einzugsgebiete von Oder, Elbe mit Moldau, Weser, Donau, Main und Rhein betroffen waren [ebd. 71]. Die Folgen für die Landwirtschaft können kaum überschätzt werden, zumal schon im Januar desselben Jahres ein Unwetter vorausgegangen und im Laufe desselben Jahrhunderts noch mehrere folgten, die den Krumenverlust auf durchschnittlich 10 cm steigerten [Erdmann/ Mager, 69-72]. Daraus resultierende Hungersnöte bereiteten mit Sicherheit der großen Pest ihren Weg quer durch Europa.

Nöte bereiteten diese Vorkommnisse auch den Geologen, die doch Aktualisten, keine Katastrophisten sind, wie folgender *Wikipedia*-Eintrag verrät:

„Das Hochwasser von 1342 ist noch unzureichend erforscht. Topographische Veränderungen an Flüssen, die bisher auf weit zurückliegende [!] geologische Zeiten datiert wurden, werden jetzt vermehrt diesem Hochwasser zugeschrieben.“ [wiki ↔ Hochwasser]

Einige Jahrzehnte später, ab dem beginnenden 15. Jh., wandelt sich das Klima von der mittelalterlichen Warmzeit zur *Kleinen Eiszeit*: Die Winter werden kälter und langanhaltend, die Sommer kühler und verregnet, Nahrungsmittel knapp, Hungersnöte kommen auf, viele Menschen sterben weit vor ihrer Zeit. Soziale Spannungen treten auf, die in diverse Veränderungen münden – von religiösen Reformen bis zu Hexenverfolgungen. Erst ab 1850 wurde es wieder wärmer – was ein Schaden sein soll, wie uns die Klimakatastrophen einreden wollen. Da der Mensch im 14./15. Jh. als Klimakiller noch nichts bewirkt, werden als „Ursache für die Kleine Eiszeit eine geringere Aktivität der Sonne sowie ein verstärkter Vulkanismus angesehen“ [wiki ↔ Kleine Eiszeit]. Wer heutzutage die Sonne als Klimaveränderer Nr. 1 sieht, der wird aus der Debatte getrieben. Der britische Wissenschaftsjournalist Nigel Calder hat 1997 sein Buch: *Die launische Sonne widerlegt Klimatheorien* herausgebracht und auch daran erinnert hat, dass die Thatcher-Regierung solche Erklärungen niederhielt, wollte sie doch über den fehlenden CO₂-Ausstoß die Nuklearenergie propagieren [s. letzten Absatz bei wiki ↔ Nigel Calder].

Olympia im 6. Jahrhundert (HI)

„Vermutlich zum letzten Mal fanden die Spiele im Jahr 393 statt, bevor der römische Kaiser Theodosius I. alle heidnischen Zeremonien verbot. Fest steht, dass die Spiele nicht nach 426 n. Chr. ausgetragen werden konnten, weil damals Theodosius II. alle griechischen Tempel zerstören ließ. Überschwemmungen, Erdbeben und Erdbeben verschütteten die übrigen Anlagen“ [wiki ↔ Olympische Spiele].

Der gängigen Meinung, der Austragungsort der Olympischen Spiele sei 551 durch Erdbeben und anschließende Flusshochwasser zerstört worden ist, ist der Mainzer Geographie-Professor Andreas Vött entgegengetreten. Ihm fiel auf, dass dem winzigen Fluss Kladeos zu viel Wirkung zugesprochen worden ist: das Aufschütten von bis zu 8 m an Sediment, um sich anschließend 10 bis 12 m tief ins Gelände einzuschneiden [vgl. hierzu *mainz*]. Dabei kann die Zusammensetzung der Sedimente gar nicht auf einen größeren Bach zurückgeführt werden; vielmehr weisen die Überreste von Meeresbewohnern eindeutig auf marinen Ursprung hin.

Das bringt eine Schwierigkeit beim Erklären: Olympia liegt heute 22 Kilometer vom Meer entfernt und 33 Meter über Normalnull. Aber in der Antike betrug die Distanz höchstens 14 km. Vötts Szenario:

„Tsunamis bauen sich vom Meer her auf, laufen in das enge Alpheios-Tal, in das auch der Kladeos-Bach mündet, mit großer Wucht ein und überfließen dann die Sättel im Hügelzug, hinter dem Olympia liegt. Die Kultstätte wird überflutet und die Wassermassen fließen nur langsam ab, weil gleichzeitig der Abfluss des Kladeos über das Alpheios-Tal durch die einlaufenden Tsunamis und deren Sedimente blockiert ist“ [mainz].

Ist damit auch das Erdbeben obsolet?

„Ein Erdbeben scheidet für ihn als Ursache aus. Denn dann müssten die umgestürzten Säulentrommeln des Zeustempels direkt aufeinanderliegen, tatsächlich »schwimmen« sie aber im Sediment.“ [mainz]

So muss es nicht verwundern, wenn von dem heiligen Ort durch Mittelalter und Neuzeit fast nichts mehr zu sehen war, außer offenbar einige Tempelreste, die aus den Ablagerungen herausragten und 1766 zur Wiederentdeckung, ab 1875 zu Ausgrabungen führten [wiki ↔ Olympische Spiele der Antike]. Aus dieser Quelle erfährt man auch, dass die weltberühmte, 12 m hohe Gold-Elfenbein-Statue des Zeus, von Phidias bis -430 gefertigt, um 360 nach Konstantinopel abtransportiert worden ist, um des Kaisers neue Residenzstadt zu schmücken. Gleichwohl sollen nach Meinung von Archäologen noch im 6. Jh. Festspiele, wenn auch in kleinem Rahmen, stattgefunden haben [ebd.].

Olympia im -6. Jahrhundert (HI)

Andreas Vött ist bei seinen geoarchäologischen Studien nicht nur auf dieses Ereignis gestoßen, hält sich aber bei Details und Datierungen noch bedeckt.

„Wie die im Umfeld von Olympia erfassten Sedimentabfolgen nahelegen, hat sich ein solches Szenario während der letzten 7000 Jahre mehrfach wiederholt“ [mainz].

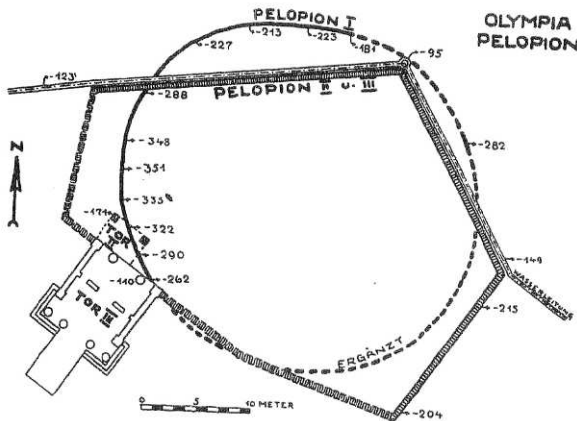
Wiederholte Tsunamis müssen im Mittelmeer überraschen, weil es nicht die Ausmaße hat, in denen sich lange Wellen bilden können, die sich dann an einer Küste zu ganz anderen Dimensionen aufbauen. Immerhin stürzt das Ionische Meer keine 100 km vor der Westküste der Peloponnes auf eine Tiefe von 4.206 m ab und schafft so die Voraussetzungen dafür, dass ein Tiefensehen, etwa ein Seebeben, dramatische Konsequenzen für den Küstenbereich haben kann. Ein Meteorit- oder Asteroideinschlag kann nicht ausgeschlossen werden; die alten Griechen sprachen in ihren großen Überlieferungen wie die Ägypter von vier Fluten, die gemäß Platon nur die Bergbewohner verschonten: die Flut der Themis, des Dardanos, des Ogyges und des Deukalion [Freksa, 462 f.].

Olympia war das Zeusheiligtum im Nordwesten der Halbinsel. Der Kult soll im -11. Jh. begonnen haben; der Hera-Tempel als ältestes Heiligtum in

Olympia stammt allerdings erst aus der Zeit um -600 [wiki ↔ Olympia]. Im Zentrum der Altis lag die Kultstätte für den Namensgeber des Peloponnes, das dem Pelops durch Herakles errichtete Pelopion als Grabstätte. Ab dem -5. Jh. [Peiser, 97] bestand es aus einer schwachen Erhebung, umgeben von einem unregelmäßigen, fünfeckigen Mauerring, zugänglich durch ein Propylon. Wilhelm Dörpfeld erkannte 1935 bei seiner Ausgrabung, dass diese Struktur einen großen Tumulus nachzeichnet, der in mykenischer Zeit angelegt worden sei [thesaurus]. Nachdem hier eine mindestens 600 Jahre dauernde Bebauungslücke nur durch ein angeschwemmtes Sediment 'gefüllt' worden wäre, lag es nahe, hier einen Beweis dafür zu haben, dass mykenische und archaische Kultur nicht durch viele Jahrhunderte, sondern nur durch eine Katastrophe getrennt wären.

Doch weitere Ausgrabungen (1987–1994) zeigten: Den Tumulus deckten nur unbehaute Steine, die zugehörige Keramik gehört der Periode Frühhelladisch II an und damit einer Zeit um -2500 [cbd.]. Insofern wurde das Rätsel noch größer, wieso sich bei Gründung des eigentlichen Heiligtums die Menschen eines 2 m tief verschütteten, frühbronzezeitlichen Tumulus erinnerten, dessen Kontur sie mit dem Fünfeck nachzeichneten.

Benny Peiser nahm sich dieses damals aktuellen Problems in seiner Dissertation [1993] an. Er vertrat zum Einen die Meinung, dass die Olympischen Spiele nicht -776, sondern erst Anfang des -6. Jh. begonnen hätten. Weiter schlug er vor, die Votivgaben nicht wie bisher der Frühbronzezeit des -3. Jtsd., der spätmykenischen Zeit des späten -2. Jtsd. und dem geometrischen Stil des -8./7. Jh. zuzuordnen, sondern den dark ages gar keine Schicht und keine Funde zu 'gönnen'.



Pelopion
[Dörpfeld
1935 I, Abb.
24, nach
Peiser, 98]

Die Sandanschwemmungen, die den einstigen Tumulus völlig zugedeckt haben, aber die präzise Erinnerung an ihn über Jahrtausende nicht ausgelöscht hätte, wären dann ebenfalls nicht durch das Flüschen, sondern durch das Meer, durch gewaltige Fluten erzeugt worden, die weit ins Land vorgedrungen waren. Nur so lässt sich erklären, dass den Menschen der Tumulus und seine präzise Position noch gewärtig waren, worauf sie postkatastrophisch mit Spielen begonnen haben.

Die Eifel – durch Vulkanismus *und* Impakte geformt (HI)

Dr. Wilhelm Pilgram ist ein unverdrossener Hobby-Forscher, der den Geheimnissen der Eifelmaare so intensiv nachgeht, dass bei seinen Internet-Aufsätzen als Herausgeber die Universität Mainz firmiert. Er bezweifelt nicht, dass die Eifel Produkt eines Vulkanismus aus dem Devon ist (400 Mio. Jahre), aber er bezweifelt, dass dieses Gebiet im Quartär, also geologisch gesehen erst gestern, zu einer zweiten vulkanischen Phase gefunden hätte. Vielmehr schlägt er vor, die typischen Eifelmaare als Resultat eines Asteroideneinschlages zu verstehen. Da er ein Anhänger von Alexander Tollmann ist, sieht er diesen Einschlag in Zusammenhang mit der siebenfachen Katastrophe, die Tollmann pseudoexakt auf den 23. 9. -7552 ansetzen wollte [vgl. Illig 1993, 141].

Wir wollen Pilgram nicht auf diese Datierung festnageln, sondern vielmehr ergänzen, dass seine Beweisführung einen weiteren kompetenten Vorgänger hat. Der schon 1956 verstorbene Otto Muck hat beobachtet, dass ein Kraterfeld an der Küste von South-Carolina, das zum Teil an Land, zum Teil im Wasser liegt, durchwegs elliptische Krater zeigt, deren Hauptachsen in Nordwest-Südost-Richtung weisen. Muck interpretierte deshalb ein 165.000 km² großes Gebiet bei Charleston als Einschlagzone eines vor dem Aufprall zerbrochenen Himmelskörpers [Muck, 217-224]. Dieselbe Argumentation kennen wir vom nach wie vor umstrittenen Chiemgau-Impakt. Insofern betritt die Argumentation Pilgrams gar kein wirkliches Neuland, denn er findet in der Eifel ebenfalls keine kreisrunden, sondern leicht elliptische Krater mit den Hauptachsen Nordwest-Südost. Obendrein kann er auf Doppelkrater wie im Falle des Booser Doppelmaars verweisen, dessen vulkanische Entstehung nicht motivierbar wäre. Um so plausibler erscheint sein Hinweis, dass die Eifelmaare keine Vulkankrater darstellen, sondern im beginnenden Quartär durch eine katastrophische Überformung alten Vulkangebiets entstanden sind. Dieses Ergebnis hätte Günter Lelarge in Andernach erfreut, der bis zu seiner schweren Erkrankung ständig auf der Suche nach Beweisen für eine erdgeschichtlich junge Überformung der Landschaft vor seiner Haustür gewesen ist.

Literatur

- Calder, Nigel (1997): *The Manic Sun – Weather Theories Confounded*; London (deutsch 1997: *Die launige Sonne widerlegt Klimatheorien*; Wiesbaden)
- Dölker, Annette (2006): *Das operationelle Risiko in Versicherungsunternehmen*; Karlsruhe (auch bei google Buch)
- Egidius, Hans (2003): *Sturmfluten: Tod und Verderben an der Nordseeküste von Flandern bis Jütland*; Varel
- Erdmann, Karl-Heinz / Mager, Thomas J. (Hg. 2000): *Innovative Ansätze zum Schutz der Natur. Visionen für die Zukunft*; Berlin
- Freksa, Martin (2011): *Genesis Europas*; Berlin
- Gringmuth-Dallmer, Eike / Leciejewicz, Lech (Hg. 2002): *Forschungen zu Mensch und Umwelt im Odergebiet in ur- und frühgeschichtlicher Zeit*; Mainz
- Illig, Heribert (1993): Donnelly - Muck - Tollmann. Eine Rezension; *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 5 (3/4) 134-144
- (2004): Ein Impakt in historischer Zeit? Chiemgau-Einschlag und frühere Ereignisse; *Zeitensprünge* 16 (3) 548-553
- jakobswege* = <http://jakobswege.wordpress.com/2011/05/30/jakobsweg-duisburg-aus-geloescht-%e2%80%93-magdalenenhochwasser/>
- mainz (2011): *Olympia-Hypothese: Tsunamis haben die Kultstätte auf der Peloponnes verschüttet. Univ.-Prof. Dr. Andreas Vött stellt neue geomorphologische und geoarchäologische Untersuchungen zur Zerstörung Olympias vor*; Pressemitteilung Fachbereich 09 der Johannes Gutenberg Universität Mainz, vom 30. 06. <http://www.uni-mainz.de/presse/46653.php>
- Muck, Otto (1980): *Geburt der Kontinente. Ein Protokoll zum 8. Schöpfungstag*; München (posthum hgg. von Mario Muck und Ferdinand Wackers)
- Peiser, Benny J. (1993): *Das Dunkle Zeitalter Olympias. Kritische Untersuchung der historischen, archäologischen und naturgeschichtlichen Probleme der griechischen Achsenzeit am Beispiel der antiken Olympischen Spiele*; Frankfurt u. a.
- Pilgram, Wilhelm (2011): <http://www.regionalgeschichte.net/fileadmin/Superportal/Bibliothek/Autoren/Pilgram/PDFs/Die%20endgueltige%20Entstehungsursache.pdf>
- (o.J.): *Die Eifel nach einer kosmischen Katastrophe*; http://www.regionalgeschichte.net/fileadmin/Superportal/Bibliothek/Autoren/Pilgram/10_Eifelimpaktaufsatz.pdf
- thesaurus* = <http://www.greek-thesaurus.gr/Ancient-Olympia-Pelopion.html>
- wasserwirtschaftsamt* = http://www.wwa-ab.bayern.de/hochwasser/historische_hochwasserereignisse/index.htm
- Weinfurter, Stefan (2008): *Das Reich im Mittelalter. Kleine deutsche Geschichte von 500 bis 1500*; München
- wuerzbg.* = http://www.wuerzburg.de/media/www.wuerzburg.de/org/med_878/1342_A3G.pdf

Anwander, Gerhard, 87757 Kirchheim i. Schw., Dorfstr. 5
GerhardAnwander@gmx.de
Dr. Illig, Heribert, Adresse s. Impressum

Stratigraphie und Chronologie

Prinzipien der natürlichen Stratigraphie

kritisch hinterfragt

Andreas Otte

Einleitung

Der Däne Niels STENSEN (*lat.* Steno, 1639–1686) wird als der Vater der Geologie und Stratigraphie gehandelt. Er formulierte 1669 in seinem Werk *De solido intra solidum* („Vom Festen im Festen“) grundlegende stratigraphische Prinzipien, die heute wie folgt dargestellt werden [Wikipedia]:

1. Das *Prinzip der lateralen Ausdehnung* von Gesteinsschichten oder *Prinzip der Horizontbeständigkeit*, das heißt, bei Gesteinen, die an verschiedenen Orten auftreten, aber genau die gleichen Eigenschaften aufweisen, handelt es sich auch um dieselben Gesteinsschichten.
2. Das *Prinzip der ursprünglichen Horizontalität* oder *Prinzip der horizontalen Ablagerung* von Sedimenten.
3. Das *Prinzip der Überlagerung* oder *Prinzip der Lagerungsabfolge*, das heißt, Sedimentschichten werden in einer zeitlichen Reihenfolge abgelagert, vom älteren im Liegenden („unten“) zum jüngeren im Hangenden („oben“).

Stensens ursprüngliche Prinzipien basierten ausschließlich auf der Betrachtung bereits stratifizierten Gesteins. Über den Prozess, der zur Stratifizierung führte, konnte er nur Vermutungen anstellen. Er kam zu folgendem Ergebnis: Ein Fällungsprozess lagert am Boden einer mit Material gesättigten Flüssigkeit Stratum auf Stratum ab. Zwischen der Ablagerung der Strata ist der Prozess unterbrochen, bis das zuletzt abgelagerte Stratum eine feste Konsistenz erreicht hat. Später fügte Charles LYELL das heute sogenannte *Aktualistische Prinzip* hinzu, welches besagt, dass man aus gegenwärtigen geologischen Prozessen auf die Entwicklung in der Vergangenheit schließen könne. Als Beispiel führte Lyell Ablagerungen im Frischwasser in der Auvergne an, die mit weniger als 1 mm Dicke beobachtet wurden. Unter der Annahme, dass es sich um jährliche Ablagerungen handele, ergaben sich bei 230 m Gesamtdicke mehrere 100.000 Jahre Entstehungszeit.

Der Prozess der Stratifizierung besteht jedoch aus drei Phasen: **Erosion**, **Transport** und **Ablagerung**. Stensen betrachtete isoliert den letzten Schritt für seine Beschreibung. Er ignorierte, dass Strömung sowohl Erosion verursacht, als auch den Transport des Materials übernimmt und somit bei der Ablagerung als mögliche Einwirkung nicht übersehen werden darf.

Kritik

In über 300 Jahren sind Stensens ursprüngliche Prinzipien im Grundsatz unverändert geblieben, im Detail haben sich durchaus Anpassungen ergeben. Bei Tiefseebohrungen fanden sich z.B. auch nur halbfeste Sedimente erst ab einer Tiefe von 400–800 m [Berthault 2002, 442]. Man hätte nach Stensen bereits nach wenigen Metern Bohrtiefe auf festes Sediment stoßen müssen, wenn seine Annahme richtig gewesen wäre, dass der Prozess der Ablagerung unterbrochen ist, bis das abgelagerte Stratum eine feste Konsistenz erreicht hat.

Selbst unter einer aktualistischen Grundhaltung wird inzwischen eine ungleichmäßige Ablagerungsrate von Sedimenten anerkannt. Abb. 1 zeigt ein Baumfossil, das schnellere als von Lyell vorgegebene Sedimentierungsvorgänge bzw. Überdeckungen erzwingt, denn wäre die Bildung der Sedimente im üblichen geologischen Zeitrahmen abgelaufen, wäre der Baum zwischenzeitlich fast vollständig verrottet und nicht in dieser Form erhalten geblieben. Katastrophistische Ereignisse spielen also inzwischen durchaus eine Rolle bezüglich der angenommenen Höhe und der Dauer von Ablagerungen. Das hat bisher jedoch keinen merklichen Einfluss auf den chronologischen Gesamtrahmen, der sich seit Beginn des 20. Jh. nicht grundlegend verändert hat. Stattdessen müssen schnellen Sedimentierungen im aktualistischen Modell zwangsweise lange Pausen folgen, damit das vorgegebene „geologisch-chronologische Mittel“ eingehalten werden kann. Jede Ähnlichkeit mit vergleichbar gelagerten Fällen aus der Geschichtsforschung bezüglich der fälligen Konsequenzen für wissenschaftliche Theorien bei Wegfallen oder zentraler Modifikation grundlegender Annahmen ist selbstverständlich 'rein zufällig'!

Das grundlegende *Prinzip der Überlagerung* ist bisher noch weitgehend unberührt von katastrophistischen Anpassungen, trotz vorhandener Experimentalergebnisse, die auch dieses Prinzip in Zweifel ziehen. Eine solche kritische, auf Experimenten basierende Untersuchung der grundlegenden Annahmen wurde bereits vor einigen Jahren von Pierre Y. JULIEN und Guy BERTHAULT durchgeführt [Julien u.a. 1993; Berthault 2002]. Die experimentellen Untersuchungen konzentrierten sich dabei auf zwei Bereiche: die Bildung von Lamina und den Stratifizierungsprozess.

Lamina

Der Begriff *Lamina* beschreibt die kleinste Einheit von Sedimentgefügen – eine zumeist andersfarbige Einzellage eines Sediments. Bereits ohne Strömung, nur mit einer gemischten Einstreuung ungleichförmigen Materials ergeben sich Lamina; offenbar ein Sortierungsprozess unmittelbar während der Ablagerung (Abb. 2). Die Dicke der Lamina ist unabhängig von der Sedi-

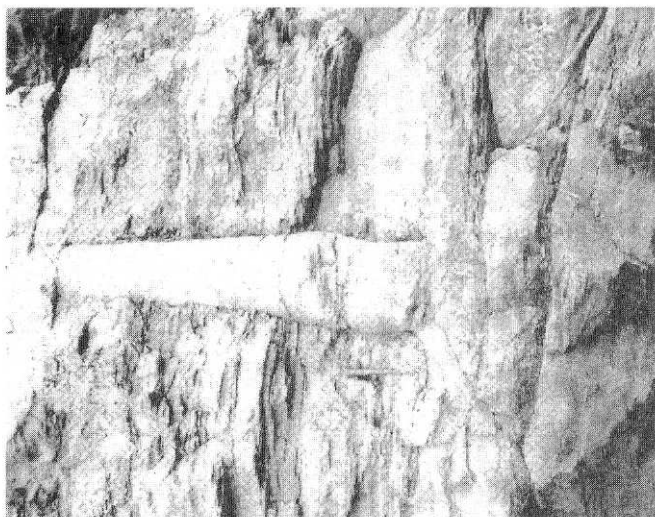
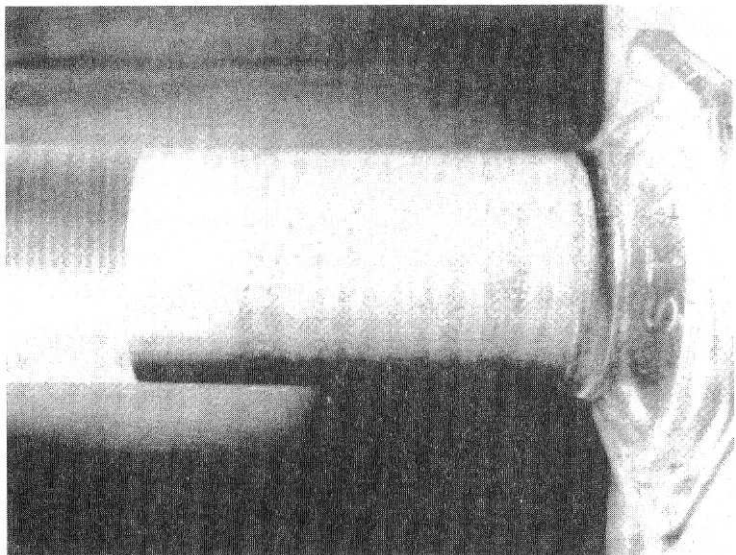


Abb. 1: Aufrecht stehendes Baumfossil [*lycopsid*]

Abb. 2: Unmittelbare Lamina-Entstehung bei kontinuierlicher Zugabe von gemischtem Material in Wasser [Berthault 2002, 443]

mentierungsgeschwindigkeit, steigt aber mit dem Größenunterschied des eingestreuten Materials an. Unter der Einwirkung einer horizontalen Strömung bilden sich Lamina in Strömungsrichtung aus. Ein weiterer Faktor ist die Fallhöhe des Materials; eine steigende Fallhöhe oder eine Vergrößerung des Materials lässt die Lamina schließlich verschwinden. Die Bildung von Lamina ist zudem unabhängig von einer umgebenden Flüssigkeit oder einem Gas. Selbst unter einem Vakuum entstehen Lamina. Schließlich folgen Lamina dem Winkel der Strata, auf denen sie sich bilden. Abb. 3 zeigt ein Beispiel mit über 30° Gefälle.

Stratifizierung

Für die größeren Stratifizierungsexperimente am *Fort Collins Hydraulics Laboratory* der *Colorado State University* wurde ein künstlicher rezirkulierender Wasserkanal verwendet, dem ständig Material bei variabler Strömungsgeschwindigkeit zugegeben wurde. Es zeigte sich, dass mehrere Stratifizierungsschichten parallel in der Strömungsrichtung aufgebaut werden. Es bildete sich eine untere Schicht feiner Partikel, auf der die größeren Partikel rollten. Auf den größeren Partikeln bildete sich wiederum eine Schicht mit feineren Partikeln (Abb. 4A). Die Schichtengruppe baut sich in Strömungsrichtung auf, teilweise in mehreren Lagen übereinander. Damit aber ist klar, dass in so gebildeten Schichten die obere Schicht nicht notwendigerweise die jüngere ist, sondern die vertikale Schichtengruppe an vorderster Front der Schichtenbildung in Strömungsrichtung ist die jüngste. Die Chronologie der Schichtbildung ist unter Strömungsverhältnissen eine ganz andere als in stehenden Gewässern. Abb. 4B zeigt mit den Linien t_1 , t_2 und t_3 den zeitlichen Verlauf der Lagenbildung. Videos auf der *Sedimentology*-Webseite [Berthault 2009] zeigen den Prozess und die hier beschriebenen Experimente. Die Betrachtung dieser Videos ist äußerst empfehlenswert für das Verständnis des Prozesses.

Paläohydraulische Analyse

Nur wenn man Überlegungen zur Strömungsrichtung und zum zeitlichen Verlauf der Strömungsgeschwindigkeit, aber auch zu Menge, Form und Größe des transportierten Materials anstellt (paläohydraulische Parameter), kann man ansatzweise versuchen, zeitliche Aussagen über Dauer einer Stratigraphiebildung zu machen. Selbst mit konservativen Ansätzen ergeben sich so Sedimentationszeiten, die nur bei etwa 0,05 % des sogenannten „geologischen Alters“ liegen [Berthault u.a. 2011, 69], also des traditionellen Vergleiches der vorliegenden Schichtdicke mit einer wie auch immer datierten Standardstratigraphie. Wer tief in die Materie und Funktionsweise der Paläohydraulik

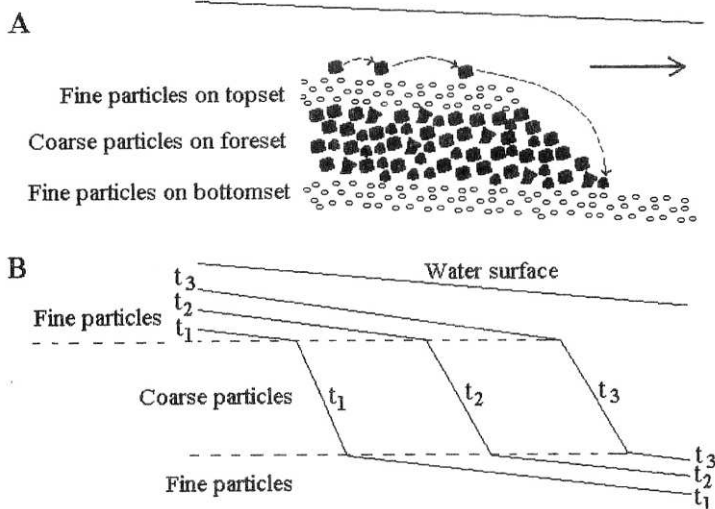
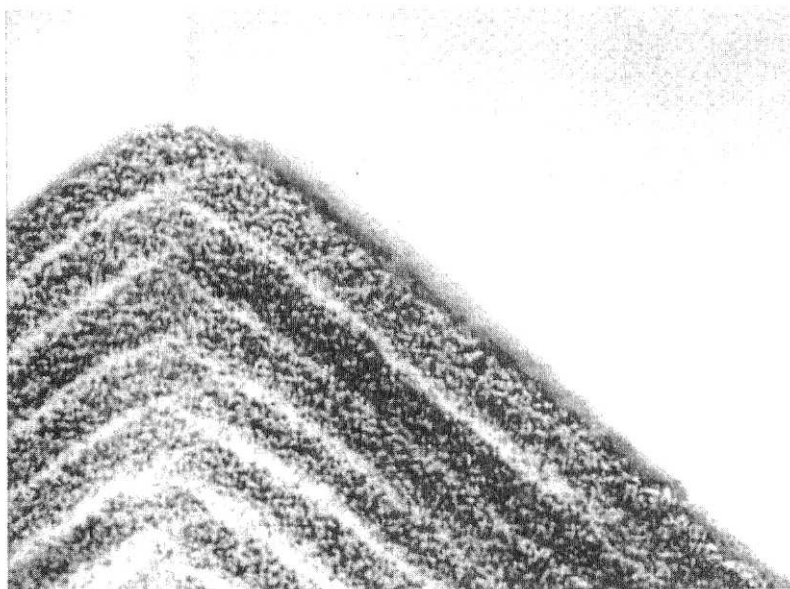


Abb. 3: Parallele Laminabildung unter mehr als 30° Gefälle [Julien 1993]

Abb. 4: Bildung von Stratigraphien unter dem Einfluss von Strömung [Berthault 2002, 444]

eintauchen will, dem sei das Lehrbuch *Erosion and Stratification* von Pierre Y. Julien [2010] empfohlen.

Zusammenfassung

Der natürliche Stratifizierungsprozess wird nur für stehende Gewässer durch die bekannten stratigraphischen Prinzipien brauchbar beschrieben. Experimente wie auch paläohydraulische Analysen zeigen, dass unter Strömungsverhältnissen eine Aussage zum Alter eines Stratums und der darin enthaltenen Funde und Fossilien nur schwer zu treffen ist, aber sicher nicht im Rahmen des traditionellen „geologischen Alters“ liegt.

Doch auch die Überlegungen zur strömungsbasierten Stratigraphie mittels paläohydraulischer Analyse beruhen letztlich auf Annahmen, die sich in einem katastrophistischen Umfeld, wie es Immanuel VELIKOVSKY in *Welten im Zusammenstoß* beschrieben hat, als unzulänglich erweisen können. Der dreiphasige Ansatz „Erosion, Transport und Ablagerung“ berücksichtigt z.B. überhaupt nicht eine mögliche extraterrestrische Zuführung von Material in erheblichem Umfang, wie sie durch Kometenmaterial [Steinbacher] oder durch Funkenerosion (EDM) in einem elektrischen Umfeld [Otte, 486] gegeben ist. Sämtliches Material muss auch im paläohydraulischen Standardmodell erodiert worden sein, bevor es erneut sedimentieren kann. Sedimentschichten von bis zu 15 km Dicke [Laske/Masters] machen jedoch deutlich, dass Überlegungen zu alternativen Quellen für das sedimentierte Material durchaus angebracht sind.

Addendum

Diese Kritik an den Prinzipien *natürlicher* Stratifizierung hat keine wesentlichen Auswirkungen auf die Prinzipien *kultureller* Stratifizierung, wie sie auf den mesopotamischen Tells in Reinkultur zu finden ist, denn diese erfolgt natürlich ohne „Strömung“. Allerdings ist dieser Prozess in seiner deutlichsten Ausprägung an vergängliche Baumethoden wie z.B. die mit getrockneten Lehmziegeln gebunden. Sobald langlebige Gebäude- und Straßenstrukturen entstehen, bestimmen diese das allgemeine Aktivitätsniveau, welches sich ohne bauliche Besonderheiten (z.B. Hanglage, Flussufer, etc.), katastrophale Einflüsse oder Umbrüche nicht mehr ohne weiteres verändert. Die Schichtdicke pro Zeitabschnitt nimmt ab, die Wiederverwendung alter Strukturen nimmt zu.

Wichtiger Gradmesser der Funktionsfähigkeit eines neuen Ansatzes für die Einschätzung der Spätantike sollte seine Kompatibilität mit der archäologischen Fundsituation sein und die Frage, wodurch diese Funde datiert werden. Traditionelle Zeitstellungen und Interpretationen, der Füllung und

Anlehnung an die herrschende Chronologie geschuldet, dürfen dabei keine wirklich ernstzunehmende Argumentationsgrundlage sein. Vielmehr ist zu prüfen, ob archäologischer Befund und ablesbare Entwicklung auch in einem komprimierten Zeitrahmen unterzubringen sind – unter Erhaltung der sichtbaren archäologischen Zusammenhänge, bei Berücksichtigung der Technologieentwicklung usw. In zweiter Linie sind dann schriftliche Quellen und die in diesen dokumentierten Entwicklungszusammenhänge von Belang. Niemand ist davon entbunden, auch die vorhandenen schriftlichen und kalendarischen Befunde mit einer neuen Datierungssituation in Einklang bringen zu müssen.

Literatur

- Berthault, Guy (2002): Analysis of Main Principles of Stratigraphy on the Basis of Experimental Data; *Lithology and Mineral Resources*, 37 (5) 442-446
- (2009): *Sedimentology. Main principles of sedimentology*; <http://sedimentology.fr/>
Berthault, G. / Lalomov, A.V. / Tugarova, M.A. (2011): Reconstruction of paleolithodynamic formation conditions of Cambrian-Ordovician sandstones in the Northwestern Russian platform; *Lithology and Mineral Resources*, 46 (1) 60-70
Julien, Pierre Y. (1993): *Fundamental Experiments in Stratification*, <http://vimeo.com/8779461>
- (2010): *Erosion and Sedimentation*; Cambridge
Julien, P.Y. / Lan, Y. / Berthault, G. (1993): Experiments on Stratification of Heterogeneous Sand Mixtures; *Bulletin Société Géologique de France*, 164 (5) 649-660
Laske, Gabi / Masters, Guy (2010): *A Global Digital map of Sediment Thickness*, <http://igppweb.ucsd.edu/~gabi/sediment.html>
lycopsid = http://en.wikipedia.org/wiki/File:Lycopsid_joggins_mcr1.JPG
Otte, Andreas (2008): Das Elektrische Universum. Eine Übersicht. Teil I; *Zeitensprünge* 20 (2) 478-497
Steinbacher, Michael (2011): A New Approach to Mountain Formation; *Proceedings of the Natural Philosophy Alliance. 18th Annual Conference of the NPA, 6 – 9 July 2011 at the University of Maryland, College Park, USA; Mt. Airy, 584-590*; http://www.worldsci.org/pdf/abstracts/abstracts_6299.pdf
Wikipedia (2011): *Stratigraphisches Prinzip*, https://de.wikipedia.org/wiki/Stratigraphisches_Prinzip

Andreas Otte, 33813 Oerlinghausen, Dalbker Str. 54 a
andreas.otte@chrono-rekonstruktion.de

Lappentaucher und Dinosaurier

Gunnar Heinsohn

Weil die Veränderungen, die nur durch Evolution erfolgen dürfen, fast unendlich Zeit brauchen, muss auch der Bernstein schon ungemein alt sein. Allerdings kann niemand am Rohbernstein selbst das Alter ermitteln. Man kann nur von der Datierung des Sediments, in dem er gefunden wird, auf sein Alter schließen. Von dieser ebenfalls vagen Zeitangabe her werden etwa dem Ostseebernstein 40 bis 50 Millionen Jahren zugetraut.

Das ihm zugrundeliegende – fossilierte – Baumharz könnte allerdings von einer Lärche stammen, die mit „der rezenten Goldlärche eng verwandt“ ist [wikibern 2011]. An sich hatte man sich über 50 Millionen Jahre hinweg mehr an Lärchenevolution versprochen. Nicht zuletzt deshalb gibt es auch die Vorstellung, dass der baltische Bernstein nicht von der Goldlärche stammt, sondern von einem Baum der Gattung *Agathis* (*Araucariaceae*). Diese findet sich an der Ostsee tatsächlich nicht mehr. Allerdings ist sie in Neuseeland mit dem Kauri-Baum (*Agathis australis*) quicklebendig.

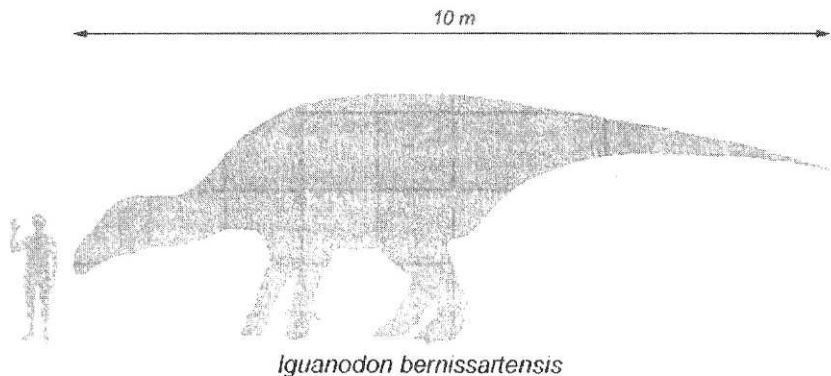
Wohl auch deshalb wird momentan ein – nun aber überall ausgestorbener – Verwandter der Schirmtanne favorisiert, weil das Harz der rezenten Schirmtanne in der FT-IR-Mikrospektroskopie dem baltischen Bernstein am stärksten ähnelt [Wolfe 2009]. Die Annahme einer ausgestorbenen Schirmtanne wird getroffen, weil es darwinistisch doch nicht angehen kann, dass die Harze von der rezenten Schirmtanne stammen. Die würde dann ja 50 Millionen Jahre ohne jede Evolution bleiben.

Da baltischer Bernstein – etwa in Palmnicken (russ. Jantarny) mit 90 Prozent der jährlichen Weltförderung – im Tagebau aus Flözen blauer Erde gewonnen wird und zehn Kilogramm schwere Blöcke von $48 \times 22 \times 20$ cm Seitenlänge bilden kann, ist auch nicht leicht zu rekonstruieren, wie genügend Lärchen oder Schirmtannen beim Abharzen so zusammenfinden, dass große Materialmengen zusammenfließen, schnell von Luft und Wasser abgeschlossen und dabei auch von den Bäumen selbst getrennt werden, weil Bernstein zwar in Sedimenten steckt, in fossilierten Wäldern aber fehlt. Eine enorme Hitzequellen muss die Bäume presskochen, ohne sie aber direkt mit einer Flamme zu berühren, denn Harze und Bernstein brennen leicht.

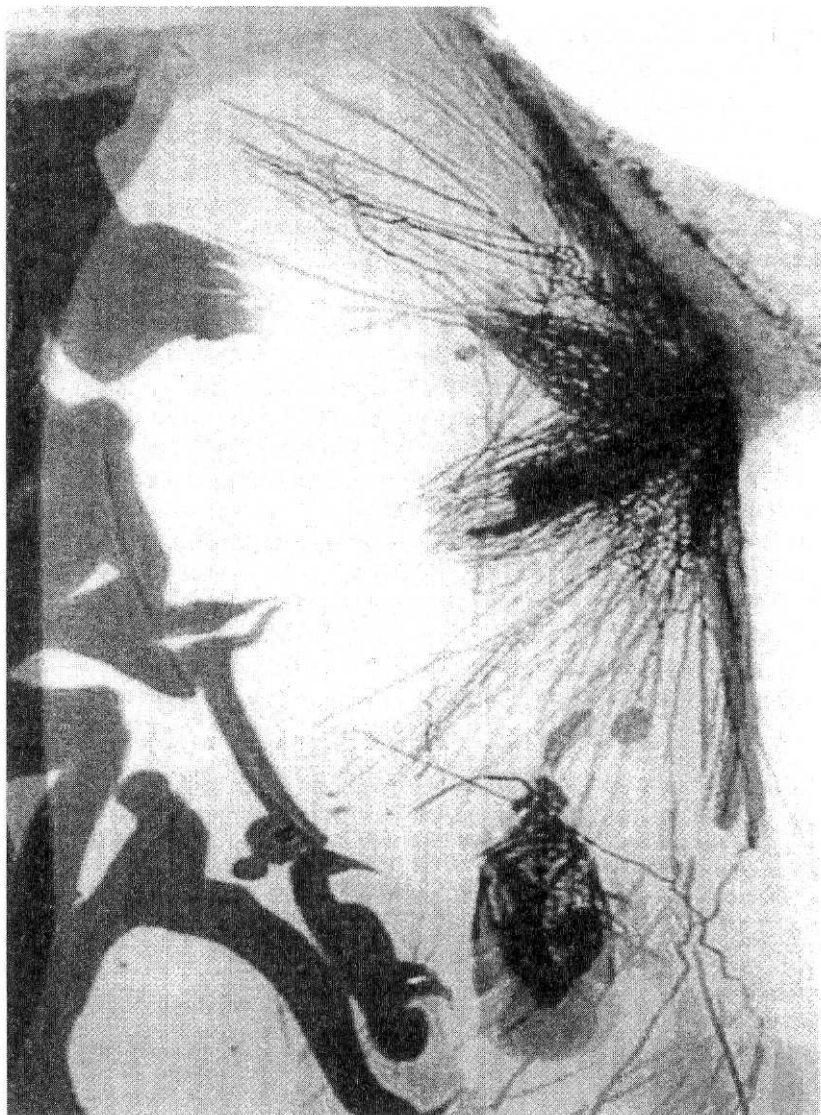
Für andere europäische Bernsteine (Schweiz, Österreich, Frankreich, Spanien, Balkan, Tschechien, Ukraine) werden 55 bis 231 Millionen Jahre veranschlagt, für den sizilianischen aber bescheidene 10 bis 20 Millionen. Bernstein erreicht aber auch ein Alter von 400 Millionen Jahren, wenn er in Devon-Ablagerungen steckt. Dahinter zurück geht momentan niemand.

Es versteht sich, dass die Bernsteinatierungen nur so lange halten wie die seit dem 19. Jh. konstruierten Daten für die geologischen Zeitalter. Nun gibt es allerdings mit den Einschlüssen von Fauna und Flora innerhalb des Bernsteins Funde, die immer wieder Fragezeichen setzen hinter die jetzt geglaubten vielen Jahrmillionen. Zwar werden Thesen von einer gleichzeitigen Existenz des Menschen mit Dinosauriern ins Reich der Phantasie verwiesen. Aber vollkommen unstrittig ist, dass heutige Zeitgenossen des Menschen sehr wohl auch Zeitgenossen der Dinosaurier waren. Dazu gehören bekanntlich nicht nur Insekten [Wichard/Weitschat 2002], sondern auch Krokodile [Radke 2002]. Bereits vor 80 Millionen Jahren existieren in Nordamerika und Ägypten die gegenwärtigen Alligatoren (*Alligatoridae*) bzw. *Crocodylidae* und verblüffen seitdem durch noch nicht begriffene Evolutionsresistenz.

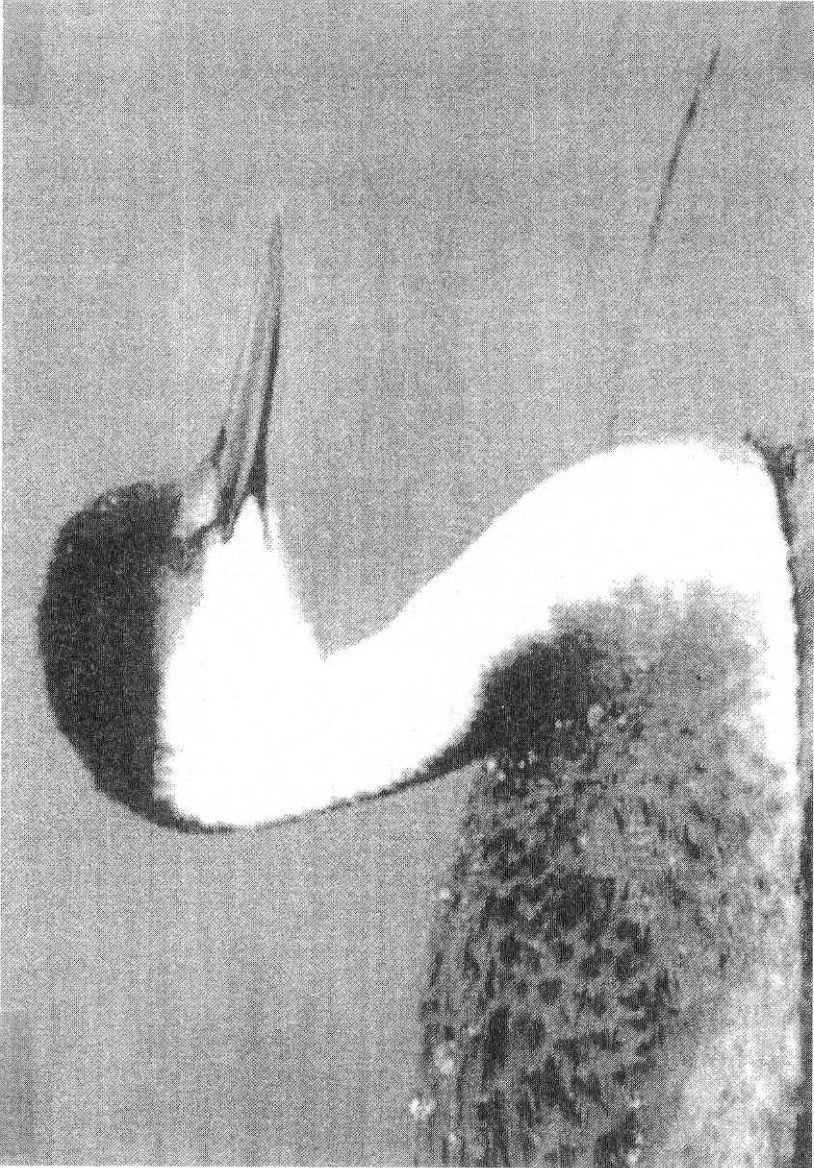
Das 2005 gezeigte flexible Gewebe eines *Tyrannosaurus rex*, das durch Rehydrierung auch nach 68 Millionen Jahren wieder elastisch wurde und nach Demineralisierung sogar Blutgefäße und Knochenfasern freigab [Heinsohn 2006], hat schon einmal eine gewaltige Verjüngung der Erdzeitalter nahe gelegt, soweit man nicht an Wunder des Erhalts organischer Substanz glauben will. Dazu gibt es inzwischen jedoch eine Gegenposition, die etliche dieser Strukturen für bakterielle Biofilme hält [Kaye et al. 2008]. Damit ist die Zeit-Debatte allerdings nicht aus der Welt, denn der Nachweis von Bluteiweißen etwa in Iguanodon-Knochen über mehr als 100 Millionen Jahre hinweg ist bisher



Iguanodon (mit nachgewiesenem Hämoglobin) aus dem belgischen Bernissart in Größenrelation zum Menschen [wikiigua]



Blattwanze mit Feder, die nur bei heutigen Wasservögeln wie dem Lappentaucher bekannt ist. Foto: Ryan McKellar [*feathers*]



Heutiger Aechmophorus-Lappentaucher, der bereits im Pleistozän in bis zu 2,6 Millionen Jahre alten Fossilien vorliegt [seetaucher]

nicht widerlegt [Embery et al. 2003]. Dabei findet die Engländerin Mary Ann Mantell im Jahre 1822 fossile Knochen und Zähne von Iguanodonts im Material für die Ausbesserung eines Feldwegs, also oberflächennah. Ihr Ehemann Gideon Mantell (1790–1852) beginnt an ihnen bekanntlich die wissenschaftliche Dinosaurierforschung.

Noch verwirrender als Freilandfunde erweisen sich gelegentlich vergessene Museumsbestände. In solchen stößt der Biologe Ryan McKellar (University of Alberta in Edmonton) auf elf kanadische Bernsteinstücke mit Federeinschlüssen, denen über ihren spätkreidezeitlichen Fundkontext ein Enddatum von 85 bis 70 Millionen Jahre zukommt [McKellar et al. 2011]. Verwirrung erwächst vor allem daraus, dass die elf Stücke in sich ein rätselhaftes Museum der Federentwicklung darstellen, denn sie reichen von Raubsaurierfedern der „Kreidezeit [145,5 bis 66,5 Millionen Jahre vor heute] / bis hin zu den näßbaren Federn der Tauchvögel von heute“ [Milius 2011]. Wie kann es sein, dass bis vor 80 Millionen Jahren die Federevolution auf gutem Wege zu sein scheint und dann bis heute einfach nicht mehr weiterkommt?

Besonders großes „Erstaunen der kanadischen Forscher“ resultiert deshalb aus den „hochspezialisierten Federn, die bei modernen Wasservögeln wie den Lappentauchern vorkommen“ [Wandtner 2011, N1]. Sie müssen verblüffen, weil sie noch wunderbarer anmuten als bis heute erhaltenes Dinosauriereiweiß. Diese Tiere sind immerhin weg, während die Tauchvögel uns bis in die Gegenwart erfreuen.

Nun sind heute lebende Exemplare der Haubentauchergattung *Podiceps* aus Fossilien (nicht aber aus Bernstein) schon länger bekannt. Über eine Pliozändatierung erhalten sie 5,3 bis 2,6 Millionen Jahre vor heute. Die ebenfalls rezenten Lappentaucher der Gattung *Podilymbus* und *Aechmophorus* sind aus pleistozändatiertem Material bekannt, das sie 2,6 Millionen bis 10.000 Jahre alt macht, seitdem aber evolutionslos belässt [Wikilapp 2011].

Der kanadische Bernstein treibt das Alter der Lappentaucher um den Faktor 30 über das ihrer fossilen Gegenstücke hinaus. Das macht ihre Federn zweitausend mal älter als die Jetztmenschen und bekümmert die Evolutionstheoretiker unter ihnen noch mehr bei ihren Versuchen, überzeugende Theorien des Stillstands vorzulegen.

Natürlich ließen sich die Funde auch vom Minimalalter der Enten datieren. Da kommt der *Aechmophorus*-Lappentaucher immerhin an das jugendliche Alter von 10.000 Jahren vor heute heran. Der Bernstein und die in ihn eingeschlossenen Dinosaurierfedern müssten dann derselben Verjüngung anheimfallen und das Wunder der nicht vergehenden Eiweiße hätte sich weitgehend erledigt.

Literatur

- Embery, G., Milner, A.C., Waddington, R.J., Hall, R.C., Langley, M.S., Milan, A.M. (2003), "Identification of proteinaceous material in the bone of the dinosaur *Iguanodon*", *Connective Tissue Research*, 44 (Suppl 1) 41-46
feathers = com/symbiartic/2011/09/17/dinosaur-feathers-frozen-in-time/
- Heinsohn, G. (2006), „Tyrannosaurus rex und seine taufrischen Blutgefäße“, *ZS* 18 (1) 208-212
- Kaye, T.G., Gaugler, G., Sawlowicz, Z. (2008), "Dinosaurian Soft Tissues Interpreted as Bacterial Biofilms", *Public Library of Science (PLoS ONE)*, 3 (7),
<http://www.plosone.org/article/info%3Adoi%2F10.1371%2Fjournal.pone.0002808>
- McKellar, R., Chatterton, B., Wolfe, A., & Currie, P. (2011), "A Diverse Assemblage of Late Cretaceous Dinosaur and Bird Feathers from Canadian Amber", *Science*, 16 September, 1619-1622
- Milius, S. (2011), "Dinosaur-era feathers sealed in amber", *Science News*, 180 (8), 8. Oktober, S. 5, http://www.sciencenews.org/view/generic/id/334380/title/Dinosaur-era_feathers_sealed_in_amber
- Monoyios, K. (2011), "Dinosaur feathers frozen in time", *Scientific American Blogs*, 17. September, <http://blogs.scientificamerican.com/symbiartic/2011/09/17/dinosaur-feathers-frozen-in-time/>
- Radke, R.(2002), *Krokodile: Expeditionen zu den Erben der Saurier*, Bergisch Gladbach: Lübbe
seetaucher = http://media.kunst-fuer-alle.de/img/37/m/37_2841658~aechmophorus-occidentalis,-westlicher-seetaucher,-seetaucher.jpg
- Wandtner, R. (2011), „Ein funkelnndes Archiv für die Entwicklung der Vogelfeder: Einschlüsse in Bernstein aus Kanada zeigen den Biologen den Stand der Entwicklung zu späten Kreidezeit“, *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (Beilage Natur und Wissenschaft), 21. September, S. N1
- Wichard, W., Weitschat, W. (2002), *Atlas of Plants and Animals in Baltic Amber*, München: Dr. Friedrich Pfeil
- Wikibern 2011 = Bernstein, http://de.wikipedia.org/wiki/Bernstein#Weltweites_Vorkommen_des_Bernsteins
- Wikiigua 2011 = http://en.wikipedia.org/wiki/File:Iguanodon_scale.png
- Wikilapp 2011 = Lappentaucher, <http://de.wikipedia.org/wiki/Lappentaucher>
- Wolfe, A.P. et al. (2009), "A new proposal concerning the botanical origin of Baltic amber", *Proceedings of the Royal Society B: Biological Sciences*, Bd. 276, 3403-3412

Prof. i. R. Dr. Dr. Gunnar Heinsohn, Adresse siehe Impressum

Gespensstische Physik

Die Verleihung des Physik-Nobelpreises 2011

Andreas Otte

„There are some ideas so wrong that only a very intelligent person could believe them.“ – George ORWELL

„If you take a highly intelligent person and give them the best possible, elite education, then you will most likely wind up with an academic who is completely impervious to reality.“ – HALTON ARP

Einleitung

Am 4. 10. 2011 wurde der Physik-Nobelpreis an drei Astrophysiker verliehen: Saul PERLMUTTER (University of California, Berkeley), Brian P. SCHMIDT (Australian National University) und Adam RIESS (Johns Hopkins University Space Telescope Science Institute) teilen sich die stattliche Summe von ca. 1,5 Millionen Dollar. Mit der Verleihung des Preises ehrt das Nobelpreis-Komitee die Arbeit der drei Physiker für den ‘Nachweis’, dass sich das Universum immer schneller ausdehnt. Der folgende Kommentar wurde stark inspiriert durch einen Beitrag von Wallace THORNHILL [2011] zur Verleihung.

Die Beobachtung, die zur Vergabe des diesjährigen Physik-Nobelpreises geführt hat, ist folgende: *Die Lichtstärke der Supernovae vom Typ Ia in hoch rotverschobenen Galaxien ist geringer als erwartet.* Um diese Beobachtung im Rahmen der Big-Bang-Kosmologie erklären zu können, musste man annehmen, dass diese Galaxien viel weiter von uns entfernt sind, als es bisher vermutet wurde. Das wiederum impliziert eine enorm beschleunigte Expansion des Universums. Eine beschleunigte Ausdehnung des Universums erfordert allerdings eine Kraft, die gegen die Gravitationskraft wirkt.

Diese frisch zu diesem Zweck erfundene Kraft wird ‘Dunkle Energie’ genannt. Sie hat per Definition besondere Eigenschaften: Die ‘Dunkle Energie’ ist in der Lage, der Gravitation entgegen zu wirken und damit Materie zu beeinflussen, ohne dass auch nur im Ansatz erkennbar ist, worauf diese Kraft basieren soll. Es könnte sich z.B. bei dieser hypothetischen Kraft um eine Vakuum-Energie handeln, die den Leerraum (materiefreier Raum) füllt, also eine Art Hintergrundenergie. Berechnungen zeigen, dass das Äquivalent von 73 % der gesamten Massen-Energie des Universums für ‘Dunkle Energie’ benötigt wird, um die gewünschten Effekte zu erhalten. Aber wie kann der leere Raum Träger einer Kraft oder Quelle einer Energie sein?

Geisterstunde

Diesen etwa 73 % 'Dunkle Energie' fügen sich nahtlos ca. 23 % 'Dunkler Materie' hinzu. 'Dunkle Materie' ist eine nicht beobachtbare Form von Materie, da sie elektromagnetischer Strahlung nicht zugänglich ist, wohl aber über Gravitation auf Materie wirkt. 'Dunkle Materie' muss geeignet im Raum positioniert werden, um die Beobachtungen des Verhaltens der Materie zu erklären, die wir tatsächlich auch wahrnehmen können. Aber auch da gibt es Schwierigkeiten [BBC News]. Man muss inzwischen zu immer neuen Ausflüchten greifen und ganz neu 'kalte' von 'warmer Dunkler Materie' unterscheiden. Man darf gespannt sein, wann uns die Wissenschaftler mit 'heißer dunkler Materie' überraschen werden. 'Schwarze Löcher' sind nur noch das krönende 'Sahnehäubchen' in dieser inzwischen absolut gespenstisch-unwirklichen Konstruktion.

Anlässlich der Verleihung des Physik-Nobelpreises im Jahre 2006 für den 'Nachweis' der Big-Bang-Kosmologie, basierend auf den COBE-Messungen des kosmischen Strahlungshintergrundes, begründete das Nobel-Komitee: „Messungen [...] markieren den Beginn der Kosmologie als präzise Wissenschaft“ [Thornhill 2006]. In ein paar Jahren werden uns die Astronomen dann verkünden, dass das Universum „ur“-sprüchlich Sonntag morgens um 9:00 „knallte“ Man muss sich allerdings fragen, wie präzise eine Wissenschaft sein kann, die 96 % des Universums durch unerkennbares 'dunkles Irgendetwas' erklären muss.

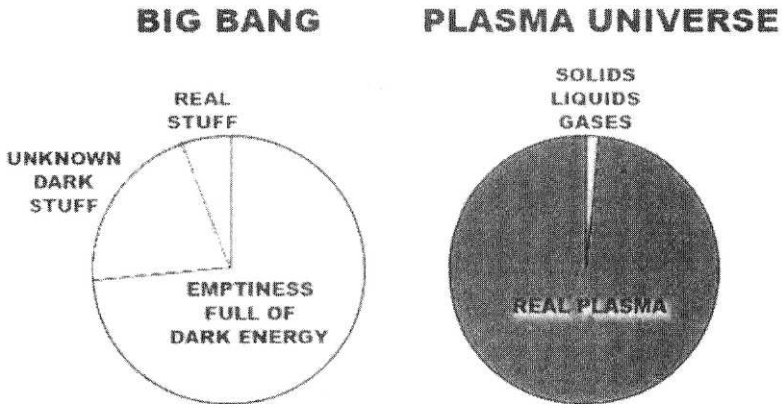


Abb. 96 % imaginäres Etwas im Big-Bang-Universum versus 0 % Imaginäres im Plasma-Universum [Thornhill 2011]

Auch die *Royal Astronomical Society* meldete inzwischen Zweifel an dieser Konstruktion an [RAS]. Und nicht zu unrecht titelte die *Süddeutsche Zeitung* am 05. 10. 2011: „Es spukt im Universum“ [SZ], auch wenn der Beitrag ansonsten wenig Kritisches enthielt. Immerhin scheint sich auch schon in den ‘respektablen’ Printmedien verhaltener Widerstand gegen die aktuelle Kosmologie zu regen, so z.B. ersichtlich in dem im Wissenschaftsverlag Springer erschienenen und kürzlich von Werner FRANK [2011] besprochenen Buch *Vom Urknall zum Durchknall. Die absurde Jagd nach der Weltformel* [Unzicker]. Noch ist der offene Widerstand kaum spürbar, aber eines ist schon jetzt ziemlich sicher: Zukünftige Historikergenerationen werden mit Unglauben und Erheiterung auf den Nobel- wie auch den Wissenschafts-Zirkus der letzten Jahre schauen.

Mythos Big-Bang

Es ist z.B. nicht richtig, zu behaupten, dass Edwin HUBBLE 1930 die Expansion des Universums entdeckt hat. Er fand zwar die augenscheinliche Beziehung zwischen Rotverschiebung und Entfernung (eigentlich Rotverschiebung und Lichtstärke), für die er aber bis zu seinem Tod die Expansion des Universums als Ursache nicht akzeptierte. Der Nachweis, dass diese Relation nicht stimmt und vor allem nichts mit Entfernung oder der Ausbreitung des Universums zu tun hat, wurde bereits 1968 geführt. In diesem Jahr reichte der Astronom Halton ARP seinen Beitrag *Companion Galaxies on the Ends of Spiral Arms* über unstimmmige Rotverschiebungen beim renommierten *Astrophysical Journal* ein. Der Artikel wurde nicht einmal zum Peer-Review gegeben, da er das Vorstellungsvermögen des damaligen Herausgebers S. CHANDRASEKHAR nach dessen eigenem Bekunden überstieg [Arp 1998, 91]. Inzwischen gibt es einen ganzen Katalog [Arp 2003] über die Beobachtung solcher ‘unstimmmigen’ Objekte. Man muss sich ernsthaft fragen, wie es möglich ist, dass über 40 Jahre hinweg niemand wissenschaftliche Konsequenzen hieraus gezogen hat. Praktisch und konsequent entzog man dagegen Halton ARP seine Teleskopzeit und trieb ihn 1984 ins Exil nach München. Der andere wesentliche Pfeiler des Big-Bang-Universums ist die *Allgemeine Relativitätstheorie*. Albert EINSTEINS Theorie der Gravitation, die darauf basiert, zwei Konzepte, nämlich ‘Raum’ und ‘Zeit’ zu einem vierdimensionalen ‘Ding’, genannt ‘Raum-Zeit’ zu verknüpfen, ist jedoch schon auf Grund dieser unphysikalischen Basiskonstruktion zum Scheitern verurteilt [Otte 2011, 481]. Weil diese Theorie einfachste physikalische Grundlagen verletzt, wird sie niemals die Realität sinnvoll modellieren können.

Der Versuch, die Evolution des Universums auf dieser Basis verstehen zu wollen, kann nur zu einem führen: der Versenkung von Milliarden von Euros

und Dollars in immer neue Versuchsanstalten, um die Phantome zu finden, die sich in endloser Folge aus diesen wahnhaften Theorien über uns ergießen. Seien es Teleskope zur Auffindung der Auswirkungen von Gravitationswellen oder der *Large Hadron Collider* (LHC) für die Suche nach dem mythischen *Higgs-Boson*; immer wieder führt der Fehlschlag der aktuellen Gerätegeneration bei der Auffindung des Gesuchten nur dazu, dass noch mehr Geld für noch genauere und noch präzisere Anlagen ausgegeben werden muss. Die Theorien werden nach einem Fehlschlag eilig angepasst, damit nunmehr erklärbar ist, warum man nichts gemessen hat. Keinem in diesem Zirkus kommt aber offenbar der Gedanke, dass man sich vollständig auf dem Holzweg befinden könnte.

Eine alternative Sicht

Es ist vor allem nicht richtig, dass die Big-Bang-Kosmologie alternativlos wäre, dass die Physiker keine andere Wahl hätten, als den Wahnsinn zur Methode zu erklären. Die Plasma-Kosmologie, inzwischen offiziell anerkannt durch die IEEE (ein weltweiter Berufsverband von Ingenieuren aus den Bereichen Elektrotechnik und Informatik), aber den Big-Bang Enthusiasten entweder unbekannt oder einfach von diesen verworfen, hat sich in den letzten Jahren als ernstzunehmende Alternative etabliert. Basis der Plasma-Kosmologie ist die intensive Beschäftigung mit der Materieform, die mehr als 99 % der sichtbaren Materie ausmacht: *Plasma*.

Die Berücksichtigung elektrischer Effekte auf makroskopischer Ebene führt zu interessanten Ergebnissen: Die Plasma-Kosmologie kann z.B. sowohl im Experiment als auch in Simulationen die Entstehung und das Rotationsmuster von Galaxien demonstrieren. Ein wesentlicher Anteil an hypothetischer 'Dunkler Materie' erweist sich bereits damit als überflüssig. Die elektrischen Eigenschaften erlauben es zudem, den verbliebenen Rest der 'dunklen Wissenschaften' zu entsorgen. Auch die Vorgänge im Zentrum von Galaxien sind im „Elektrischen Universum“ erklärbar, Schwarze Löcher braucht man hierfür nicht. Die 'Entdeckung' der beschleunigten Ausbreitung des Universums basiert ausschließlich auf dem unbewiesenen Standardmodell der Sternentstehung und -funktion. Eine Typ Ia Supernova ist in diesem Modell eine hypothetische Folge völlig unglaublicher Vorgänge, in die mindestens ein weißer Zwergstern verwickelt ist [wiki → Thermonukleare Supernovae vom Typ Ia]. Doch auch hier gibt es bereits genügend Beispiele, die zeigen, dass das Standardmodell der stellaren Evolution nicht stimmig ist [Otte 2008, 770].

Im „Elektrischen Universum“ sind Sterne dagegen ein elektrisches Phänomen, versorgt vom galaktischen Stromkreis. Eine Supernova ist in diesem Fall die elektrische Explosion eines Sternes, vergleichbar mit den auch auf

der Erde gelegentlich sichtbaren, spektakulären Übertragungsfehlern auf Stromleitungen. Die Lichtstärke der Supernova ist daher durch die Parameter des galaktischen Stromkreises bestimmt. Halton ARPS Modell für die Erklärung der Rotverschiebung als eine Eigenschaft von Materie [Otte 2009, 19-23] liefert auch für die leuchtschwächeren und kurzlebigeren Supernovae in hoch rotverschobenen Galaxien eine Erklärung. Nach ARP werden diese Objekte, z.B. Quasare, periodisch aus den Kernen aktiver Galaxien geboren und ausgestoßen. Mit der Zeit werden sie heller und verlangsamen, so als ob sie an Masse gewinnen würden, um sich schließlich z.B. zu Begleiter-Galaxien zu entwickeln. Eine Abnahme der Rotverschiebung erfolgt in diskreten Schritten, die auf einen Prozess hindeuten, bei dem die Bestandteile der Materie in kleinen Resonanzschritten an Masse zunehmen, während parallel Stromdichte und elektrischer Stress im Objekt ansteigen. Die Materie altert und verändert dabei ihre Masse.

Basierend auf ARPS Beobachtungen bzw. Überlegungen und der Theorie der elektrischen Natur der Sterne sind in hoch rotverschobenen Galaxien durch die geringere Stromdichte und geringere Masse/Energie die Supernovae weniger stark leuchtend und von kürzerer Dauer. Diese Erklärung benötigt weder ein expandierendes Universum mit einem Anfang noch irgendwelche 'Dunkle Energie', um die nicht vorhandene beschleunigte Ausbreitung zu erklären. Das „Elektrische Universum“ ist nach derzeitigem Verständnis weder zeitlich noch räumlich begrenzt. Natürlich gibt es auch in diesem Modell noch viele offene Fragen. Aber es steht auch erst am Anfang seiner Entwicklung. Schon heute ist jedoch sichtbar, dass es wesentlich stärker auf Beobachtungen basiert und nicht auf phantasievollen mathematischen Modellen. Abb. 1 macht noch einmal einen entscheidenden Unterschied zwischen der heutigen Big-Bang-Kosmologie und der Plasma-Kosmologie des „Elektrischen Universums“ deutlich: Die normale Materie in ihren vier Zustandsformen macht 100 % des Universums aus.

Ein- und Aussichten

Das Nobelpreis-Komitee hatte die Gelegenheit, eine Reihe von Gegenthesen in Betracht zu ziehen, die konträr zu einem sich beschleunigt ausbreitenden Universum aufgestellt sind:

1. Einsteins Allgemeine Relativitätstheorie ist falsch – wir haben keine Ahnung, was Gravitation wirklich ist. Selbst Brian SCHMIDT [2000] erwähnt diese Möglichkeit, bezeichnet sie jedoch als *häretisch*. Die gewählte Sprache spricht Bände. Wie kann in der Wissenschaft etwas *häretisch* sein? In einer Religionsgemeinschaft ist das dagegen durchaus möglich. Hier zeigt sich deutlich, dass Bill GAEDE durchaus richtig liegt, wenn er die mathematische

Physik als eine Religion bezeichnet [Otte 2011]. Die 'Mathematische Physik' der *Allgemeinen Relativitätstheorie* kann allein schon vom fehlgeleiteten, unphysikalischen Ansatz der Theorie her keinen Bezug zur Realität haben.

2. Supernovae sind weiterhin unverstanden. Dies sollte offensichtlich sein, weil die aktuelle Supernova-Theorie zu komplex ist und so viele freie Variablen enthält, dass man nicht in der Lage ist, mit ihrer Hilfe irgendetwas vorherzusagen.

3. Das Universum expandiert nicht. Der größte Teil der Rotverschiebung verweist auf eine der Materie innewohnende, noch zu entdeckende Eigenschaft. Der klassische Doppler-Effekt liefert nur einen geringen Beitrag.

Indem das Nobelpreiskomitee die Beobachtungen ignoriert, die zu diesen Thesen führen, dokumentiert und unterstützt es auch weiterhin den sichtbar fehlenden Fortschritt in der Physik der letzten 100 Jahre. Zusätzlich sind Wissenschafts-Animatere wie Prof. Dr. Harald LESCH („Warum ist die Physik so erfolgreich? Schlagzeilen vom Rand der Wirklichkeit“) oder Rangar YOGESHWAR (Quarks & Co) mit Vorträgen und Fernsehsendungen unablässig im Einsatz, dem staunenden Laienvolk längst widerlegte Hypothesen als der Weisheit letzten Schluss und faktische Realität zu verkaufen. Diese Märchengeschichten starten mit dem Big-Bang, der *irgendwie* Galaxien und Sterne aus dem Nichts erzeugt. Galaxien entstehen *irgendwie* in Spiralform. Sterne schaffen es *irgendwie*, dauerhaft zu brennen, obwohl es sich doch um thermokernare Bomben handeln soll. Planeten werden *irgendwie* aus einem stellaren Nebel, bestehend aus Gas und Staub geformt. Die Erde hat aus *irgendeinem* Grund viel Wasser und einen großen Mond, während Venus *irgendwie* höllisch heiß ist, keinen Mond hat und langsam rückwärts rotiert. „*Irgendwie*“ ist anscheinend das operative Wort der Big-Bang-Kosmologie. Da kann es am Ende auch nicht mehr verwundern, dass *irgendwie* Nobelpreise für diesen Unsinn vergeben werden.

Literatur

- Arp, Halton C. (1998): *Seeing Red*; Montreal
- (2003): *Catalogue of Discordant Redshift Associations*; Montreal
BBC News (2011): *Dwarf galaxies suggest dark matter theory may be wrong*;
<http://www.bbc.co.uk/news/science-environment-14948730>
Frank, Werner (2011): Vom Urknall zum Durchknall. Eine Rezension; ZS 23 (2) 505-508
Lesch, Harald (2011): *Warum ist die Physik so erfolgreich? Schlagzeilen vom Rand der Wirklichkeit*; Vortrag am 26. 10. im Bürgerhaus Gräfelting
Otte, Andreas (2008): Das Elektrische Universum. Eine Übersicht. Teil II; ZS 20 (3) 757-777
- (2009): Das Elektrische Universum. Eine Übersicht. Teil III; ZS 21 (1) 4-31

- (2011): Bill Gaede's „Why God doesn't Exist“. Eine Radikalkritik der mathematischen Physik; *ZS* 23 (2) 494-504
- Royal Astronomical Society (2010): *Durham astronomers' doubts about the 'dark side'*; <http://www.ras.org.uk/news-and-press/157-news2010/1836-doubts-on-the-dark-side>
- Schmidt, Brian (2000): *The High-Z SN search*;
<http://msowwww.anu.edu.au/~brian/PUBLIC/public.html>
- SZ (2011): „Es spukt im Universum“; *Süddeutsche Zeitung*, 05. 10.
- Thornhill, Wallace (2006): *Nobel Prize for Big Bang is a Fizzer*;
<http://www.holoscience.com/news.php?article=d4fsrk24>
- (2011): *A Nobel Prize for the Dark Side*;
<http://www.thunderbolts.info/wp/2011/10/11/a-nobel-prize-for-the-dark-side/>
- Unzicker, Alexander (2010): *Vom Urknall zum Durchknall. Die absurde Jagd nach der Weltformel*; Berlin · Heidelberg
- Wikipedia (2011): *Thermonukleare Supernovae vom Typ Ia*; http://de.wikipedia.org/wiki/Supernova#Thermonukleare_Supernovae_vom_Typ_Ia

Andreas Otte, 33813 Oerlinghausen, Dalbker Str. 54 a
andreas.otte@chrono-rekonstruktion.de

Diverses

Leserbrief

Die in ZS 2/2011 von Gunnar Heinsohn aufgeworfene Frage führt zu einigen interessanten Folgerungen.

Lässt sich die Theorie, weitere 300 Jahre wären in unsere Geschichte eingeschoben worden, beweisen, verlieren damit einige weitere schriftliche Quellen ihre Glaubwürdigkeit. Ich würde so weit gehen, *jede* Schriftquelle bis zum absoluten Beweis des Gegenteils als Tendenzroman zu werten.

Gibt es weitere ca 300 erfundene Jahre, verliert ein wesentliches Indiz für die Karl-Phantomzeit seine Basis. Da sich die Gregorianische Kalenderreform aber auf irgendetwas bezogen haben sollte, drängt sich der Schluss auf, dass am Zeitpunkt der Einführung des „Julianischen“ Kalenders (samt Cäsar und weiten Teilen der antiken Geschichte) Einiges nicht stimmen kann.

Heinsohns Vermutung, dass zuerst ein Zeitrahmen abgesteckt werden musste, um ihn mit 'Geschichte' auszufüllen, teile ich nicht. Für eine willkürliche Dehnung des Zeitrahmens ist kein zwingender Grund erkennbar, für Fälschungen und Erfindungen im Interesse verschiedener Mächtigkeitsgruppen sehr wohl. Dass unterschiedliche Interessenten gegeneinander 'Geschichte' erfanden, deren 'reale Existenz' in späterer Zeit (Gregors?) die Konstruktion einer Chronologie erzwang, erscheint, auch wegen der wesentlich geringeren Komplexität des Planungsaufwandes und der oft schwer vereinbaren Inhalte, realistischer.

Unzählige, unglaublich naiv gestrickte Genealogien belegen, dass praktisch jedes Herrscherchen, im Rahmen seiner Möglichkeiten, 'Geschichte' erfinden ließ. Um welche Zehnerpotenzen effizienter konnten die Beherrscher großer Reiche oder unzähliger Klöster arbeiten lassen?

Was unsere Quellen als 'Geschichte' verkaufen, hat flächendeckend für einen deformierten Geschichtsbegriff gesorgt. Derartiger Larifari würde, wäre er etwas aktueller, die Regenbogenpresse zu Jubelschreien hinreißen, für die es von essentieller Bedeutung sein mag, ob Sissi vor oder nach Lady Di ihre belanglose Existenz beendete. Derartige Informationen klären die Ursachen für Ersten Weltkrieg oder Falklandkonflikt keineswegs. Auch wird mein Geschichtsbild durch die Frage, ob Osramses der Düstere vor oder nach Halogenaton dem Helleren „regierte“, kaum beeinflusst.

Wer sich die angeblich österreichische, real die 'Geschichte' der Habsburgersippchaft, intensiver betrachtet, kann der Frage, ob weitgehend verfälschte dargestellte oder erfundene Ereignisse hundert Jahre früher oder später stattfanden, wenig Reiz abgewinnen.

Ich würde gern wissen, was warum wirklich geschah – vermutlich ein unerfüllbarer Wunsch, denn derzeit besteht mein ‘gesichertes Wissen’ aus einer vagen Vermutung: hic sunt leones.

Otto Kustka, Goschenreith 27, A-3843 Dobersberg

*

Bad Neustadt an der Saale

Hier soll die Karlspfalz Salz gestanden haben, zu der sich der Kaiser des Öfteren treideln, staken oder rudern ließ. Lukas Werther vom Römisch-Germanischen Zentralmuseum Mainz gräbt zusammen mit Kollegen der Universität Jena nicht in Bad Neustadt und nicht in Salz, sondern zwei Kilometer entfernt in Hohenroth am Veitsberg. Dort wird eine frühmittelalterliche Anlage freigelegt, an der die 2 m dicke Umfassungsmauer und ein für die Zeit atypischer Rundturm mit 13 m Außendurchmesser imponieren, 1 m mehr als der schiefe Turm von Pisa (ab 1173); die obligate Silbermünze stammt am Veitsberg aus dem späten 10. Jh.

„Seit Jahren geht es in Bad Neustadt und Salz darum, die einstige Kaiserpfalz zu finden und Lukas Werther meint, dass diese Ausgrabungen ganz sicher ein Stück dieser Kaiserpfalz ist [sic]“ [*Franken aktuell Röhn-Grabfeld-Anzeiger* (2011): Grabungen am Berg; 24. 08].

Ein anonym gewordener Fund

*

Lemgo, St. Johann

Neben der evangelisch-reformierten Pfarrkirche steht noch ein Turm, der die Zerstörung der Kirche im Dreißigjährigen Krieg überdauert hat. Bei diesem „Stumpfen Turm“ hat man verschiedene Gräber freigelegt; eines sei um 1020, ein anderes 780 belegt worden. Seit der Radiokarbondatierung eines Knochenfragments im Jahr 2009 wird in Lemgo fabuliert [lipp], Karl der Große hätte damals einen hölzernen Vorgängerbau aufführen lassen, „Ausgangspunkt für die weitere Entwicklung bis hin zur Stadtanlage“ [Pollmann lt. *lemgo*]. Diese Stadtanlage geschah durch Edelherr Bernhard II. um 1190, wobei St. Johannes neu gebaut wurde. So „wird gerade die örtliche Bedeutung des Kirchplatzes von St. Johann den Edelherren“ zur Stadtgründung veranlasst haben [ebd.]. 400 Jahre Differenz zwischen Kirchen- und Stadtgründung und ein ebenso langes Überdauern der Kirche ohne nennenswerte Ansiedlung wirken rätselhaft, für Lemgos Lokalpatriotismus hingegen mehr als plausibel.

Hans-Otto Pollmann fand das auf 780 datierte Grab „unter der Mauer des Chors“ [*aktuell*]. Nachdem die „Gründung des Kirch- und Friedhofsplatzes auf Veranlassung von Karl dem Großen“ erfolgte [ebd.], hätte dieser ein frisches Grab überbauen lassen – wohl ein heidnisches Bau(ern)opfer des allerchristlichsten Herrschers und ein bizarrer Fehlschluss des Archäologen.

Die 2009 bei *Wikipedia* blitzartig erfolgte „Radiokarolingisierung“ Lemgos [Illig, 769] ist noch heute nicht korrekt: Unter dem Stichwort „Stumpfer Turm“ stammt die Frühdatierung von einem Knochenfund, unter „Lemgo“ von einem Grabstein. Grabsteine aus der Karlszeit: noch eine Sensation Lemgos! Dass dort Edelherr Bernhard die Stadt im 11., „möglicherweise auch erst“ im 13. Jh., aber nicht im 12. Jh. gründet, rundet das wiki-Pfuschwerk ab.

Ein Fund von Dieter Helbig, Detmold

aktuell (2011): Knochen geben Hinweis auf Ursprung Lemgos; *Lippe aktuell*, 22. 10.

Illig, Heribert (2009): Leserbriefe und Diverses; *Zeitensprünge* 21 (3) 759-770

lemgo (2011): Karl der Große und die Kirche St. Johann. Archäologe Dr. Hans-Otto Pollmann referiert in der Laubke; *Lippische Landeszeitung*, 21. 10.

lipp (2009): Karl der Große als möglicher Urvater von Lemgo; *Lippische Landeszeitung*, 19. 11.

wiki → Lemgo bzw. ↔ Stumpfer Turm als Wikipedia-Artikel

*

Hedemünden hat eine Tür ins Frühmittelalter:

„Älteste Fundamentreste weisen auf eine romanische Saalkirche um 900 hin. Von dieser kleinen Kirche mit halbrunder Apsis im Osten ist heute noch der Eingang im Westen zu erkennen (Steinbogen mit Tür unter der Orgelempore).“ [*hedemünden*]

Ein Fund von Werner Thiel, Greven

hedemünden = Die Michaeliskirche in Hedemünden, (ohne Autor, ohne Datum, www.hedemuenden-kirche.de)

*

Bis ins 50. Glied

In Aachen werden Todesanzeigen mit Karlsmonogramm samt Vollzugsstrich gedruckt. Daraus lässt sich wohl schließen, dass der Verstorbene mit Karl dem Großen verwandt war oder dies zumindest glaubte.

Vom Anonymus aus Aachen

*

Der Feind aller Fälscher

Theo Kölzer will jetzt die schwierigste Edition meistern, die seit Bestehen der *Monumenta Germaniae Historica*, also seit fast 200 Jahren kein Diplomatiker bewältigt hat: die Urkunden von Ludwig dem Frommen (814–840).

„417 kommentierte Urkundentexte, dazu sechs neuzeitliche Fälschungen, 20 Briefe, 52 auf echten Urkunden beruhende Urkundenmuster zum Gebrauch in der kaiserlichen Kanzlei sowie zirka 240 »Deperdita« (kommentierte Nachweise für verlorene Urkunden)“ [Stienen].

Der Anteil der Fälschungen liegt bei rund einem Drittel der Urkunden; der Anteil der Originalurkunden – die also zur Zeit Ludwigs geschrieben worden sind – liegt nur bei einem Viertel. Kölzer sieht die eigene Arbeit und die seiner Mitarbeiter nicht als karrierefördernd; es sei „heute offensichtlich klüger, im »mainstream« zu segeln. Wer aber zu den Quellen wolle, der müsse gegen den Strom schwimmen“ [Stienen]. Könnten wir uns also zusammentun?

Stienen, Sascha (2011): Detektiv im Namen des Kaisers. Bonner Historiker arbeiten an einer kritischen Edition der Urkunden Ludwigs des Frommen; *Die Zeit*, 06. 09.

*

Sven Schütte, Problemarchäologe, im Landschaftsverband Rheinland (LVR)

„In der Vorlage des LVR wird die Arbeit von Sven Schütte, Projektleiter der Archäologischen Zone, sehr kritisch bewertet. In der Zusammenfassung heißt es, dass »sowohl die von der Projektleitung zu verantwortende Methode als auch die Schlussfolgerungen aus der Grundlage der Befunde dezidiert in Frage gestellt« werden. Kritiker Schüttes sehen in der Übernahme der Trägerschaft durch den LVR die Chance, den umstrittenen Projektleiter loszuwerden. Der Kölner Rat hatte vor der Sommerpause die Entscheidung über die Verlängerung seines Vertrags vertagt.“

Pesch, Matthias (2011): Archäologische Zone. LVR verhandelt über Einstieg; *Kölner Stadtanzeiger*, *ksta.de*, 06. 10.

*

Damnatio memoriae

Bislang verband sich mit diesem Begriff Prof. Dr. Michael Borgolte, der am 29. 06. 1999 öffentlich seine Kollegen aufforderte, über den Urheber des erfundenen Mittelalters zu schweigen. Mittlerweile geht die Ablehnung auf einer anderen Ebene weiter. Als ein Abonnent dieser Zeitschrift vier Patenabos für Bibliotheken spendete, wählte ich auch die Landesbibliotheken in Hannover, Stuttgart und Dresden aus. Die Sächsische bedankte sich höflich für das Geschenk, die Niedersächsische war weniger erfreut: Der zuständige Sachbearbeiter ließ durch seine Sekretärin mitteilen, dass er die Zeitschrift nicht einmal geschenkt ins Magazin nehmen werde. Schließlich erreichte mich ein Schreiben der Württembergischen Landesbibliothek: „Sehr geehrter Herr Dr. Illig, leider kommen die »Zeitensprünge« für unseren Bestand nicht in Betracht! Mit freundlichem Gruß“.

*

Konstantin garantiert 1.700 Jahre alt

1895 stießen Arbeiten im englischen Bishop's Wood auf einen enormen Münzhort: 17.550 römische Bronzemünzen, geschlagen zwischen 307 und

361. 90 Prozent übereignete der glückliche Finder Universitäten und Museen. Seine eigenen 1.661 Exemplare kamen heuer zur Auktion; der Ersteigerer verkaufte sie ab August. Allen Exemplaren wurde eine Expertise beigelegt, die den Satz enthielt: „Jede der alten römischen Bronzemünzen wurde während der Dynastie Konstantins des Großen geschlagen und ist garantiert 1600–1700 Jahre alt.“ Diese Garantie wird laut dem Anbieter *GovMint.com* von der *Numismatic Guaranty Corp.* (NGC) ausgestellt. Erledigen sich damit alle Bemühungen um eine verkürzte Geschichte oder können die Käufer auf Irreführung klagen?

Den Fund der einschlägigen Anzeige machte Eibo Hinrichs, Oytten, in *USA Today (International Edition)*, 10. 8. 2011, S. 10A

*

Der Mann mit dem Cowboy-Hut

Bislang ist **Zahi Hawass** als Generalsekretär der ägyptischen Altertümerverwaltung (*Supreme Council of Antiquities, SCA*) dadurch aufgefallen, dass er immer altägyptische Preziosen für das Land am Nil zurückforderte, immer sensationelle Ausgrabungsergebnisse mit weltweiter Wirkung präsentierte und immer im Hemd mit unübersehbarem Hut auftrat, als wäre er ein Double Erich von Dänikens. Damit einher gingen manifester Größenwahn und Unduldsamkeit. Insbesondere bekämpfte er „die Präsenz einiger Personen, die beabsichtigten, die Geschichte Ägyptens zu ändern. Das musste natürlich um jeden Preis verhindert werden, auch um den Preis der Wahrheit“ [Rétyi 2011b].

Am 25. Januar dieses Jahres wurden die Proteste auf dem Tahrir-Platz gegen Husni Mubarak erstmals unüberhörbar laut. Nach der Ermordung zahlreicher Demonstranten entließ der ‘Pharao’ am 29. 01. sein Kabinett. Dem zwei Tage später neu ernannten Kabinett aus alten Vertrauten gehörte Hawass plötzlich als „Minister für Altertumsgüter“ an. Am 11. 02. trat Mubarak zurück, doch Hawass blieb bis zur nächsten Regierungsumbildung am 03. 03. im Amt. Am 06. 03. nahm er selbst seinen Hut. Kaum entamtet wurde er am 30. 03. wiederum Minister. Ungefähr zwei Wochen später wurde er von einem Strafgericht zu einem Jahr Zwangsarbeit verurteilt, blieb aber gleichwohl im Amt [SZ/dpa], bis er am 17. 07. einmal mehr seinen großen Hut nehmen musste. Schon am 19. 07. nahm er seine Amtsgeschäfte wieder auf.

Sein Nachfolger, **Muhammad Abdel Fatah el-Banna**, wurde am 21. 07. vereidigt, blieb zunächst nur einen Tag, dann immerhin zwei Monate im Amt, um nach einem ersten Rücktrittsgesuch Ende September als Nicht-Archäologe endgültig zurückzutreten (die Zeitungsmeldungen [wie dpa] widersprechen sich permanent). Anfang Oktober wurde **Mostafa Amine** als Spezialist für islamische und koptische Monumente zum Chef des SCA ernannt. Er band seinen

Vorgänger an sich, indem er ihn zum Chef des *NMEC Supreme Committee* beförderte, wobei *NMEC* für das Projekt *National Museum of Egyptian Civilisation* steht. Niemand weiß, wie viele Wochen, höchstens Monate Hawass von seinem ihm lieb gewordenen Amt ferngehalten werden kann. Unwillkürlich denkt man an den Stehaufkreisel (tippe top): Schnell genug gedreht, tanzt er plötzlich auf seinem Stift, mit dem breitrempigen Hut, pardon, Kugelteil scheinbar gegen alle Schwerkraft ganz oben.

Andreas von Rétyi schließt den jüngeren seiner hier herangezogenen Artikel mit einer Frage, die auch in anderen Ländern gestellt werden könnte:

„Und ob auch **archäologische Meinungsfreiheit** wieder im Land Fuß fassen wird, bleibt eine nicht minder spannende Frage, die nur Amine selbst und natürlich die Zeit beantworten können“ [Rétyi 2011b; Hvhg. III].

dpa (2011): Ohne Spielraum. Ägyptens Altertümer-Chef gibt auf; *SZ*, 22. 09.

Rétyi, Andreas von (2011a): Das »Aus« für Dr. Zahi Hawass? *Kopp Online*, 21. 07.

- (2011b): Neuer Herr der Pyramiden. Nachfolger von Zahi Hawass steht endgültig fest; *Kopp Online*, 07. 10.

SZ/dpa (2011): Fluch der Pharaonen. Ägyptens Chefägyptologe Hawass zu Zwangsarbeit verurteilt; *SZ*, 19. 04

Zekri, Sonja (2011): Zäher als die Pharaonen. Ägyptens Antiken-Minister Hawass klebt an seinem Posten; *SZ*, 21. 07.

*

Die langwierigste Malerei aller Zeiten

Der Filmregisseur und -produzent Werner Herzog durfte in der *Harald-Schmidt-Show* am 5. 10. 11 auf SAT1 um 23:15 seinen neuen Film über *Das Geheimnis der Höhle* [Grotte Chauvet] vorstellen. Am meisten hat ihn an den uralten Höhlenmalereien berührt, dass ein nicht fertiggemaltes Rentier von einem anderen Künstler fertiggestellt worden ist – 5.000 Jahre später! In seiner Bewegtheit fand er zu einem schönen Vergleichsbeispiel: Für ihn ist das wie ein auf dem Tisch liegendegebliebenes Kreuzworträtsel, das ein anderer nach 5.000 Jahren fertigstellt! Wie viel einfacher wäre es, anstatt Unmögliches zu glauben, die C14-Datierungen dem Papierkorb zuzuführen und die Eiszeitkunst um viele Jahrtausende zu erleichtern (vgl. *Die veraltete Vorzeit*).

*

250 % älter als gedacht

Bislang sollten unsere Vorfahren vor etwa 20.000 Jahren, also im Jungpaläolithikum gelernt haben, wie man besonders scharfe Steinklingen schlägt: Nach dem rohen Behauen wird mit einem Tierknochen oder dergleichen so viel Druck ausgeübt, bis dünne Steinplättchen absplintern (pressure flaking). Funde in der südafrikanischen Höhle Blombos bestätigen diese Technik nun bereits für das Mittelpaläolithikum und damit für die Zeit vor 75.000 Jahren –

„also mehr als 50.000 Jahre früher als gedacht“. Einmal mehr ist der Alt-
mensch unterschätzt worden.

Ein Fund von Peter Mikolasch, Wien
tasch (2010): Altmeister der Klingentechnik. Bearbeitungstechnik ist 50.000 Jahre
älter als gedacht; *Der Standard*, Wien, 29. 10.

*

„Es sei erstaunlich, wie wenig sich die deutsche Archäologie bislang mit
Zeitkonzepten auseinandergesetzt habe. Und das, obwohl sie selbst doch
mit unzähligen Chronologiesystemen arbeite. So stichelte Sabine Reinhold
von der archäologischen Arbeitsgemeinschaft »Theorie-AG« auf dem
siebten Deutschen Archäologenkongress in Bremen. Lediglich bei der
Interpretation jungsteinzeitlicher Großsteingräber gebe es mit dem Kon-
zept des kollektiven Gedächtnisses Ansätze: Die Monumentalbauten frö-
her Ackerbauern und Viehzüchter in Nordeuropa waren vor rund 5500
Jahren Schauplätze regelmäßiger Rituale.“ [Brock; Hvhg. III]

Die Archäologie hat es erreicht, für ihre vielen Verbände, Vereine und
Gesellschaften einen Dachverband zu gründen: Deutscher Verband für Archä-
ologie e. V. So können nun die Archäologen mit einer Stimme sprechen, wie
Thomas Brock lobend hervorhebt. Doch die Stimme von Sabine Reinhold ist
mit Sicherheit bislang nur eine vereinzelte. Aber auch ihr geht es weniger um
Chronologie als um Zeitkonzepte. Die Vorstellung vom kulturellen als dem
Langzeitteil des kollektiven Gedächtnisses, wie sie Jan Assmann vertritt, ist
allerdings gerade eine Vorstellung, die chronologische Probleme zuverlässig
verschleiert [vgl. Illig, 55-61, in Illig/Siepe].

Ein Hinweis von Erwin Wolferrmann, Dortmund

Brock, Thomas (2011): Archäologen im Verband. Gründerzeit; *FAZ*, 26. 10.
Illig, Heribert / Siepe, Franz (2009): Jan Assmanns „kulturelles Gedächtnis“ im For-
schungskontext; *Zeitensprünge* 21 (1) 052-062

*

Die Schere im Kopf der anderen

„Als Daniel Shechtman am Morgen des 8. April 1982 wieder einmal
durchs Okular seines Elektronenmikroskops blickte, schaute er immer und
immer wieder hin – und schrieb schließlich drei große Fragezeichen in
sein Laborbuch. Das, was der israelische Materialwissenschaftler sah,
durfte es eigentlich gar nicht geben. Die Struktur widersprach allen Lehr-
büchern und, so dachte man bis zu diesem Tag, sie war wider die Natur.
Daniel Shechtman war nicht der erste Forscher, der eine solche verbotene
Struktur zu sehen bekam. Aber während alle anderen entweder ihren

Augen nicht trauten oder ihrer eigenen Experimentierkunst nicht, zog Shechtman statt seiner selbst die bis dato anerkannten Gesetze der Materie in Zweifel. [...]

Doch Shechtmans Chef blieb den alten Denkmustern in seinem Kopf treu. Er legte seinem engagierten Mitarbeiter sogar nahe zu gehen [...]

Viele Jahre sah er sich auch heftigen persönlichen Anfeindungen ausgesetzt, bis die Wissenschaftlergemeinschaft endlich anerkannte, dass es tatsächlich gab, was eigentlich nicht sein durfte. Am Mittwoch nun erhielt, Shechtman, Jahrgang 1941, für seine Entdeckung die höchsten Weihen der Wissenschaften: Die Königlich-Schwedische Akademie gab bekannt, dass er den Chemie-Nobelpreis 2011 bekommen soll.“ [Berndt, Christina (2011): Mosaik der Atome. Mit den von ihm entdeckten Quasikristallen stellte Chemie-Nobelpreisträger Daniel Shechtman die Regeln für den Aufbau aller Materie in Frage; SZ, 6. 10.]

Immer wieder gelingt es einem David, sich gegen Goliath Geistesträgheit durchzusetzen.

*

Einmal mehr entging die Erde dem Einschlag eines **Asteroiden** von 400 m Durchmesser. »2005 YU55« passierte uns am 08. 11. in weniger als Mondentfernung. Und schon stehen Statistiker und Rechner bereit: Zuletzt zog ein Himmelskörper dieser Größe 1976 an uns vorbei, das nächste Mal wird es 2028 sein – und »2005 YU55« wird in den nächsten 100 Jahren noch nicht auf der Erde einschlagen. Das alles gilt natürlich nur unter der Prämisse, dass wir alle größeren 'Irrläufer' bereits kennen...

Heister, Richard (2011): Riesiger Asteroid rast an Erde vorbei; *WELT am Sonntag / WELT ONLINE*, 06. 11.

*

Lunares

Wer dächte, die Erde hätte nur einen Trabanten, der ist nicht auf dem Laufenden. Fünf weitere sind bislang aufgespürt und in zwei Gruppen aufgeteilt worden:

Die vier Hufeisenasteroiden laufen abwechselnd schneller oder langsamer als die Erde und sind erdscheu: Wann immer sie der Erde zu nahe kommen, entfernen sie sich wieder von ihr. So haben sie – von der Erde aus gesehen – eine hufeisenförmige Bahn; in der Öffnung des Hufeisen steht die Erde. Ihr größtes Exemplar (2010SO16) misst zwischen 200 und 400 m, durchläuft seine Bahn binnen 350 Jahren und kommt der Erde nicht näher als 50 Mondstrecken. Der Trojaner-Asteroid 2010TK eilt hingegen der Erde immer voraus, ist so groß wie sein terraphobes Pendant und auch ähnlich weit von

der Erde entfernt. Auch er muss als erdscheu bezeichnet werden. Es bleiben allerdings noch mehr als 8.000 erfasste Kleinkörper, die der Erde auf ihren Bahnen zumindest zeitweise nahe kommen.

Die Muslime plagen derweilen andere Sorgen. Heuer ging es darum, ob der Fastenmonat einen Tag zu früh beendet worden ist. Im Streit liegen die Traditionalisten, die korangerecht dann feiernd das Fasten brechen, wenn die Mondsichel erstmals gesichtet wird, mit anderen ihres Lagers, die vielleicht statt des Mondes den Saturn gesehen haben. Gestritten wird aber auch mit den Reformern, die das Sichtbarwerden des Mondes lieber berechnen und am liebsten Messergebnisse von einem speziellen Satelliten hätten [Schmidt].

hatt (2011): Er lässt von der Erde nicht ab. Ein ausdauernder Begleiter auf der Hufeisenbahn; SZ, 13. 04.

Hattenbach, Jan (2011): Auf der Fährte der Erde. Vorauseilender Asteroid aufgespürt: Wir haben außer dem Mond einen weiteren ständigen Begleiter; SZ, 07. 09.

Schmidt, Janek (2011): Wenn der Mondschein trägt. Muslime streiten über das Ende des Fastenmonats Ramadan; SZ, 07. 09.

*

Zufall oder Absicht?

Für den 28. 8. 2011 hatte der TV-Sender *Phoenix* um 19:15 einen Film mit dem Titel *Mit der Subway durch New York* angesetzt. So wurde er genau an dem Tag gesendet, an dem die U-Bahn dieser Stadt zum ersten Mal in ihrer 107-jährigen Geschichte *nicht* gefahren ist. Bislang ist niemand auf den Gedanken verfallen, aus dieser Koinzidenz eine Verschwörungstheorie dahingehend zu konstruieren, dass der Hurrikan Irene zeitgerecht erzeugt und gezielt geleitet worden wäre. Dabei wollen wir es auch belassen.

*

Telekom als Geschäftsbremse

Manchmal lässt sich die *Deutsche Telekom* etwas Aufwühlendes einfallen: Für den Mantis Verlag hatte sie ein Angebot auf Übertragungsbeschleunigung für Internet und angeschlossenes Telefon. So kam am 29. 09. ein Techniker und wollte die entsprechenden Änderungen, Registrierungen und Freischaltungen vornehmen. Und schon am 11. 10. war es soweit: Telefon und Fax erwachten am 13. Tag aus ihrem Dornröschenschlaf und funktionierten wieder. Was könnte einen Verlag glücklicher machen als Isolationshaft in den Wochen direkt vor der Buchmesse! In der ganzen Zeit wäre bekannt gewesen, dass irgendwo ein Update ausgeführt werden müsste, aber niemand wollte hinter den Kulissen reagieren. Der zweite Techniker konnte beim dritten Versuch das Problem lösen. Eine Entschuldigung? Nur Rechnungen!

Register für den 23. Jahrgang, 2011

1. Aufsätze

Erläuterung: Die durchlaufenden Seitenzahlen verteilen sich auf die drei Hefte wie folgt: Heft 1 bis S. 258, Heft 2 bis 514. Das jeweils aktuelle Gesamtregister findet sich auf der Home-page, s. Impressum.

- Anwander, Gerhard: Kritik am spätantiken Byzanz, insbesondere an Justinian I. 402-423
- : Jahrtausend-Katastrophen. Unwetter, Tsunamis und Impakte in Europa [mit Heribert Illig] 722-728
- Banner, Knut: Griechische Philosophie auf Abwegen 280-284
- Diebitz, Stefan: *Ödipus und Echnaton*. Besprechung eines aktuellen Buches / Erinnerung an ein Werk Velikovskys 260-269
- Dumbs, Mathias: Fragen zum historischen Gehalt der Figur Kaiser Konstantins d. Gr. 581-610
- Fischer, Konrad: Auszug aus G. Le Bon: *Psychologie der Massen* 509-511
- Frank, Werner: *Vom Urknall zum Durchknall*. Die abstruse Jagd nach der Weltformel. Eine Rezension [Alexander Unzicker] 505-508
- Giesinger, Norbert: Mondfinsternisse und Jupiterbedeckungen. Ein Querverweis zur Phantomzeitdauer? 355-366
- Hamacher, Anne: Mittleres Reich und Nubien. Zur neuen Chronologie von Klaus Weissgerber 212-214
- Heinitz, Volker: Rätselhaftes Zinn - eine Fortschreibung 517-520
- Heinsohn, Gunnar: Gilt Asiens chronologische Lücke von 300 bis 600 für die ganze Erde? 164-193
- : „Wie Fischbrut“ im Meer 218-219
- : Ist die Spätantike eine Phantomzeit? 429-456
- : Bato und Attila. Vorschlag zur Lösung des Hunnenrätsels 457-473
- : Österreich ohne Spätantike 618-646
- : Aventicum: Roms helvetische Hauptstadt 647-650
- : Lappentaucher und Dinosaurier 736-741
- Illig, Heribert: 20 Jahre erfundenes Mittelalter. Ein Rück- und Ausblick 5-9
- : Aktuelle Kontroversen 10-28
- : Die Debatte um das erfundene Mittelalter. Stimmen der Gegner und seiner Verteidiger 29-50
- : Aktualitäten aus der Karolingerzeit. Zwischen Madrid, Aachen, Höxter, Dubrovnik – Wikinger und Konstantin VII. 51-64
- : Zwischen den Kalenderreformen von Cäsar und Gregor XIII. liegen nur 1.330 Jahre. Kalendarisch bestätigt: die These vom erfundenen Mittelalter 65-76
- : Vom Palasträtsel zur Null [Heinrich Hemme: *Die Palasträtsel*] 77-82
- : Wahr wird falsch und falsch wird wahr. Eine Preisung [von Rüdiger Schaper: *Die*

- Odysee des Fälschers*] 194-196
- : Keltenausstellung in Völklingen. Ein Bericht 215-217
 - : Waldseemüller, Karten und Amerika. Eine Rezension [Toby Lester: *Der vierte Kontinent*] 249-254
 - : Das Wirken der Zisterzienser. Eine Ergänzung 285-290
 - : *Capitulare de villis* als Verwaltungsorgie. Eine Betrachtung 295-304
 - : Kölns Leiden an der Archäologischen Zone. Eine Zustandsbeschreibung 305-308
 - : Erfundenes England. Zwischen Rekonstruktionskritik und Neuansatz 339-354
 - : Byzanz im Visier. Zwischen Erinnerung und Zukunft 424-428
 - : Starb Karl der Große in Pompeji? Eine Roman-Rezension [Oliver Henkel: *Die Zeitmaschine Karls d. Gr.*] 474 f.
 - : Sieben Severine. Eine Zusammenschau 527-535
 - : Die Befestigungen von Rom und Konstantinopel 536-550
 - : Reichskirche, Konstantin und Theodosius. Gedanken zu einer Konstantin-Biographie [von Rolf Bergmeier] 611-617
 - : Verdoppelte Phantomzeit? Eine Abwägung 651-680
 - : *Das Reich Karls des Großen*. Eine Kritik 715-721
 - : Jahrtausend-Katastrophen. Unwetter, Tsunamis und Impakte in Europa [mit Gerhard Anwander] 722-728
- Kaltenstadler, Wilhelm: Dattenböck und das Nibelungenlied. Eine Buchbesprechung [*Heinrich von Hag/Ofterdingen: Verfasser des Nibelungenlieds*] 476 f.
- Koch, Marianne: Glaube und Kredit. Ein rechtsgeschichtlicher Blick auf die Eigentumsverhältnisse von Kirche und Tempel - Teil 2 134-163
- Kustka, Otto: - [Leserbrief zu Heinsohn 2/2011] 749 f.
- Laszlo, Renate: Der altenglische Gelehrte Alkuin von York (II) 83-106
- : Warum muss Alkuin in der Phantomzeit sterben? 309-338
 - : Der angelsächsische *Codex Exoniensis* 681-698
- Le Bon, Gustave: Beeinflussbarkeit und Leichtgläubigkeit der Massen [Zitat, ausgewählt von K. Fischer] 509-511
- Meisegeier, Michael: Frühchristlicher Kirchenbau ... zu früh! Teil 2: Italien (ohne Rom) und Thessaloniki 375-401
- : Frühchristlicher Kirchenbau ... zu früh! Teil 3: Tebessa, Syrien, Frankenreich 551-580
- Müller, Zainab-A.: Leserbrief [zu K. Weissgerber: „Islamica IX“] 256
- : Leserbrief [zu M. Meisegeier: Frühchristlicher Kirchenbau] 256 f.
- Otte, Andreas: SIS und die Phantomzeit 107-128
- : „Holy Warriors“ von John J. O’Neill. Rezension 129-133
 - : Bill Gaede’s „Why God doesn’t Exist“. Eine Radikalkritik der mathematischen Physik [Rezension] 478-493
 - : Crackpots of the world – unite! Die 18. jährliche Konferenz der *Natural Philosophy Alliance* 494-504
 - : Der 6. Tag der antiken Numismatik. Münzen, Medaillen und Siegel 521-526
 - : Stratigraphie und Chronologie. Prinzipien der natürlichen Stratigraphie, kritisch hinterfragt 729-735
 - : Gespenstische Physik. Die Verleihung des Physik-Nobelpreis 2011 742-748
- Otto, Ernst: Zur Genealogie der Amarna-Herrscher 270-276

- Radke, Ralf: Alles eine Frage des Glaubens? Ein Versuch, die 19. ägyptische Dynastie zu rehabilitieren 206-211
- Ristow, Klaus: Christliche Eremiten auf dem Disibodenberg 291-294
- Spieker, Reiner: Labyrinth des Gilgamesch 220-248
- Suhr, Detlef: Die Karlsleiche Ottos III. Medizinische Wertung einer Gruselgeschichte 705-714
- Thiel, Werner: Datierungspotpourri zur Leerzeitfüllung 699-704
- Voigt, Ulrich: Leserbrief [zur Darstellung seines Vortrages] 255 f.
- Weissgerber, Klaus: Altanatolische Randregionen (II). Neue Bücher zu Troia und Ahhijawa (Hethiter VI / Hellenica IV) 197-205
- : Zu den Fragen eines kritischen Lesers (Aegyptiaca XX) 277-279
- : Zu Kaiser Konstantin VII. Porphyrogennitus 367-374

2. Stichwortverzeichnis

Jede Seitenzahl steht für die erste aller Nennungen innerhalb eines Artikels. Autorennamen werden nur im Zusammenhang mit Hinweisen oder Rezensionen aufgelistet, ansonsten siehe S. 758 ff. unter „Aufsätze“.

Die Stichwortverzeichnisse für alle Zeitschriftenausgaben/*Bulletins* finden sich (ab 1984) genauso wie die Stichwortverzeichnisse aller Mantis-Bücher zusammengefasst unter www.chrono-rekonstruktion.de

Aus der alphabetischen *Liste aller Phantomzeit-Kritiker* (S. 29-50) sind nur solche aufgeführt, die unabhängig davon noch einmal genannt werden.

- | | |
|------------------------------|---------------------------------------|
| Aachen 51, 751 | Ælbert von York 88, 343 |
| Dom 51, 55, 259, 716 | Äquinoktium 65, 120, 655 |
| Dombaumeister 51 | Ahhijawa 197 |
| Eisenringanker 52, 719 | Akademie-Gründung 717 |
| Karlsgrab 705 | Alamannen 637, 647, 652 |
| Kuppel 52 | Aldhelm 310 |
| Mörtel 53 | Alexander d. Gr. 709 |
| spät/römisches 513, 620 | Alexandria, frühe Bauten 405 |
| Thron 222 | Al-Khwarizmi 80 |
| Achter, Irmingard 670 | Alkuin 77, 83, 309, 343, 717 |
| Ademar von Chabannes 80, 707 | Alpheen aan de Rijn, Limeskastell 471 |
| Adrianopel 236 | Altfried, Bischof 93 |
| Aegidius, Herrscher 652 | Althoff, Gerd 11, 30 |
| Ägypten | Altsteinzeitsmalerei 754 |
| Eisenzeit 212 | Amarna 207, 216, 260, 270 |
| 4./5. Dynastie 277 | Amenophis III. 264, 272 |
| 18. Dynastie 270 | Amenophis IV. s. Echnaton |
| 19. Dynastie 206 | Amerika, Entdeckung 249 |

- Ammianus Marcellinus 72, 628, 654
 Anastasios I. 549, 664
 Angelsächsisch 687
Anglo-Saxon-Chronicles 111
 Anicia Juliana 653
 Ankum 699
 Ansgar, hl. 704
 Antiochia, frühe Bauten 405, 560
Antonini Itinerarium 636
 Antoninus Pius 470, 544
 Anwander, Gerhard u. Susanne 5, 30,
 425, 551
 Apollinaris, hl. 378
Apostelgeschichte 135
 Arcadius, Kaiser 665
 Arianer 257, 383, 551, 612
 Aristoteles 281
 Arius 368, 612
 Arp, Halton 744
Artemidor-Papyrus 194
 Artus 234
 Asarhaddon 209
 Assmann, Jan 260
 Asteroidenbegegnungen 512, 756
 Astronomie 115, 281, 355
 Athalarich 665
 Athanasius 144, 612
 Athen, spätantikes 447
 Atlantis 229
 Atom 487
 Atreus 282
 Attila 235, 440, 461, 532
 Augustus 68, 429, 622, 653, 709
 Aunjetitzer Kultur 519
 Aurelian 545
 Aureus 429, 675
 Auxerre, St-Germain 571
 Avenche/Aventicum 647
 Aventinus (Joh. Turmaier) 536

 Bad Neustadt an der Saale, Pfalz 750
 Bali 164
 Bar Kochba(-Aufstand) 223
 Bastian, Klaus 30, 513
 Bato 440, 468
 Beaufort, Jan 6, 22, 30, 70, 258, 615
 Becher, Matthias 31, 715
 Becker, Ulrich 427
 Beda Venerabilis 83, 110, 312, 339
 Beeinflussbarkeit der Massen 509
 Benediktiner 158
 Benevent, Traiansbogen 597
 Benseler, Frank 7, 31
 Bergmann, Werner 11, 31
 Bergmeier, Rolf 611
 Bernhard von Clairvaux 286
 Bernstein 736
 Danziger 620
 Besanter 677
 Bestattung, West-Ost- 662
 Bethlehem, Geburtskirche 408
 Bibliothekenverhalten 752
 Bickerman, Elias J. 109
 Bierbrauen 299
 Big-bang-Hypothese s. Urknall
 Binding, Günter 305, 670
 Birken, Andreas 61, 367
 Black earth s. Dunkle Erde
 Bleckmann, Bruno 606
 Boëthius 444, 637
Vom Trost der Philosophie 449
 Bonifaz, hl. 79, 328, 346, 552, 684
 Bonn, Wikingerausstellung 58
 Boockmann, Hartmut 12, 31
 Borchardt, Glenn 497
 Borgolte, Michael 8, 11, 13, 31, 752
 Borst, Arno 32, 717
 Bradley, Henry 687
 Brakteaten 351
 Brandt, Hartwig 611
 Bregenz/Brigantium 637
 Breuker 468
Brevium exempla 302
 Bronzezeitbeginn 165, 518
 Bruno, Erzbischof 670
 Bruno von Querfurt 709
 Buchhaltung 301
 Buchner, Edmund 32, 68
 Bürgle, Kastell 657
 Byzantion/Byzanz 25, 61, 402, 424,
 444, 653
 Hippodrom 653

- Polyeuktos-Kirche 653
 Valens-Aquädukt 547
 Zeuxippos-Thermen 653
- Caesar 67, 109, 427, 642, 676, 709
 Calder, Nigel 724
 Canterbury 317
Capitulare de villis 295, 717
 Caracalla 544, 636, 709
 Carnuntum 630, 654
 Heidentor 654
 Carotta, Francesco 244, 427
 Cassiodor 71, 648
 Cassius Dio 445
 Castrum Lucullanum 532
 Celtis, Konrad 536
 CERN 507, 508
 Chalukya-Dynastie 176
 Chamisso, Adalbert von 259
 China 181
 Chinesische Mauer 542
 Chlodoard 534
 Chlothar II. 371
 Chola-Dynastie 177
 Christentum, Entwicklung und Häresien
 427, 612
 Christern, Jürgen 557
 Chronologiekritik 618
 -streckung 164, 220
 Cicero 75, 104, 289
 Cimitile/Nola 392
 Citeaux 286
 Civaux, spätantikes 568
 Claudius II. Gothicus 652
 Cluny 157, 286, 565
 Coche de la Ferté, Étienne 402
Codex Exoniensis 79, 101, 321, 681
Codex Sinaiticus 194
Codex Vercellensis 681
 Columban, hl. 578
 Columella, Lucius 69
Continuatio Bedae 343
Corpus juris civile 417
 Crediton, Bistum 684
 Cuthbert, hl. 314, 342
 Cynewulf (Fiktion) 687
- Cyrill, hl. 255
- Dattenböck, Georg 258, 476
 Dayton, John 518
De administrando imperio 61, 245, 368
Decretum Gelasianum 100
 Dekumatsland 655
 Demandt, Alexander 617
 Denar 352
Deuteronomium 228
 Diokletian 390, 424, 546, 608, 636, 655
 Disibod/enberg 291
 DNA-Analyse 512
 Dörpfeld, Wilhelm 726
 Doppelfeld, Otto 665
 Dorestad 59
 Dowdye, Edward H. 498
 Drachenschwanz, großer 251
 Dubrovnik, Dom 56
 Dübell, Richard 8
 Duisburg 723
 Dumbs, Mathias 425
 Dunkle Energie 505, 742
 Dunkle Erde 505, 650, 654, 701
 Dunkle Materie 505, 743
 Dunstan von Canterbury 309, 685
 Durham 314, 342
 Dursthoff, Lutz 7
- Ebner, Martin 57
 Ech Cheliff (in Algerien) 556
 Echnaton 206, 260
 Ehlers, Caspar 716
 Eickhoff, Ekkehard 13, 32
 Eifel-Impakte 727
 Eigentum 134
 Einhard (Eginhard) 715
 Eining, Kastell 655
 Einstein, Albert 744
 Eisenzeitbeginn 212, 215
 Eiszeitende 166
 Eiszeit, Kleine 724
 Elefanten-Ära 256
 Elektrizität 489
 Empedokles 282
 England 311, 425, 566, 681

- Missionierung 682
 Ephesos, Johannes-Basilika 410
 Erde als Scheibe 252
 als sich drehende Kugel 254
 Eupippius 531, 660
 Eusebius von Caesarea 603, 613
 Evolution, biologische 512, 736
 Exeter 684

 Fabius Pictor 524
 Fälschungen 73, 80, 109, 158, 194, 207,
 523, 751
 Fatimiden 368
 Faußner, Hans Constantin 130, 613
 Feder-Evolution 736
 Fegefeuer 316
 Feudalismus 149
 Fibonacci 80
 Fießinger, Helmut 51
 Fischamend 654
 Fischer, Ellinor 700
 Fischer, Robert 203
 Flachenecker, Helmut 11, 33
 Flacius Illyricus, Matthias 303
 Flagge, Ingeborg 7, 33
 Flutüberlieferungen 168, 725
 Föbel, Amalie 19, 33
 Fomenko, Anatolij 446, 515
 Fossa Carolina 16, 229, 655
 Frank, Werner 69, 744
 Franken 656
 Frankenreich, Christianisierung 563
 Franz, Dietmar 5
 Freud, Sigmund 206, 260
 Fried, Johannes 7, 10, 20, 34
 Friedell, Egon 4
 Friedrich I. Barbarossa 718
 Friedrich II. 81, 242, 258
 Friedrich III. 711
 Friedrich, Horst 5, 35
 Friedrich, Volker 466
 Friesland, Missionierung 332
 Frischmut, Barbara 8
 Fundleere, erfundene 15, 24

 Gaede, Bill 478

 Gaisbauer, Ingeborg 627, 654
 Galerius, Kaiser 616
 Galla Placidia 375
 Gallienus 545, 652
 Gemmen-Geschichte 642
 Georgios Synkellos 451
 Germanen 190, 644, 652
Germania 74
 Gero, Markgraf 513
 Geschichtsfälschung 207, 613
 -fiktionen 511
 Gewölbebau, römischer 584
Gilgamesch 218, 220
 Ginental, Charles 514
 Glockenbecherkultur 518
 Gold 226
 Gosbert, hl. 704
 Goten 190, 454, 652
 Ost- 239, 390, 563, 622
 West- 232, 390, 565
 Grässlin, Matthias 11, 35
 Grand Canyon 501
 Granitbearbeitung 212
 Gratian, Kaiser 146, 657
 Gravitation 488, 505, 742
 -slinse 498
 Gregor I. d. Gr. 681
 Gregor XIII. 65
 Gregor von Tours 514
 Gregorovius, Ferdinand 588
 Grenoble, St-Laurent 569, 572
 Guido von Vienne 158

 Habsburger 238, 749
 Hadrian, Kaiser 224, 544, 642
 Hadrian I., Papst 676
 Hahn, Heinrich 91, 323
 Haithabu, Glocke von 61
 Halleyscher Komet 115
 Hankel, Wilhelm 676
 Han-Kultur 182
 Harappa-Kultur 168
 Hartmann, Wilfried 717
 Hauser, Georg 665
 Hawass, Zahi 258, 753
 Hedemünden 751

Heinrich II. 706
 Heinrich von Ofter/d/ingen 258, 476
 Heinsohn, Gunnar 5, 12, 36, 134, 210,
 216, 249, 402, 424, 513, 518, 531,
 551, 614, 651
 Heinsohn, Ulf 513
 Helbig, Dieter 54, 751
 Helena, hl. 567, 609, 615
 Hellenkemper, Hansgerd 305
 Hemme, Heinrich 77
 Henkel, Oliver 474
 Heraklius I. 444
 Heribert, Erzbischof, hl. 670
 Herkulesssäulen 230
 Herrmann, Dieter B. 21, 36
 Herzinger, Richard 13, 37
 Herzog, Werner 754
 Hethiter 197
 Heuer, Rolf-Dieter 508
 Higgs-Teilchen 507, 508, 745
 Hildebald, Bischof 668
 Hildesheim 55
 Antoniuskirche und Kreuzgang 55
 Dom 55
Hildesheimer Annalen 705
 Hinrichs, Eibo 753
 Hinterindien 170
 Hisarlık 201
 Histamedon 678
Historia Augusta 451
Historia Ecclesiastica Gentis Anglorum
 325, 342
 Höxter 54
 Hoffmann, Karl 4
 Homer 204, 229
 Howard-Johnston, James Douglas 462
 Hubble, Edwin 744
 Hugo d. Gr. 370
 Hugo Capet 371, 565
 Hugo, Abt von Cluny 157
 Humbaba 220
 Hume, David 3
 Hunnen 440, 457, 674
 iranische 463
 Hurrican Irene 757
 Hydatius 23, 361
 Iguanodon 736
 Île St-Honorat 577
Ilias 201
 Illich, Ivan 717
 Illig, Heribert 5, 85, 107, 198, 220, 309,
 355, 367, 444, 513, 514, 552, 578,
 626, 719
 Impakte 219, 727
 Indiktionsrechnung 111
 Industalkultur 168
 Industrialisierung 288
 Inflation, römische 678
 Ingelheim 716
 Iroschottische Christianisierung 291,
 311, 348, 564
 Ischtar 218
 Islam 129, 224, 364, 757

 Jahrtausend-Überschwemmung 722
 Japan 184, 454
 Jarrow 315
 Jeanne d'Arc 235
 Jerusalem, spätantikes 450
 Jesus (Christus) 427, 612
 Johnson, Robert 498
 Jordanes 622
 Jouarre, merowingisch 568
 Juden 135
 Judenchristen 138
 Julian (Apostata) 234, 546, 656
 Jupiterbedeckung 355
 Justin I. 654
 Justinian I. 114, 257, vor 258, 382, 402,
 551, 614
 Juthungen 660

 Kämmerer, Jens 16, 56
 Kairo, Genisah 306
 Kalat Siman (in Syrien) 560
 Kalender/reform, gregorianische 65
 julianische 65, 749
 Kaltenstadler, Wilhelm 514
 Kambyses 210
 Kamel 77, 258
 Kammeier, Wilhelm 74
 Kappadokien, frühe Kirchen 404

- Karl I. d. Gr. 115, 129, 150, 223, 258,
295, 323, 341, 415, 474, 514, 525,
534, 617, 703, 705, 715, 750
- Karl III. d. Einfältige 231, 565
- Karl V. 598
- Karl Martell 564
- Karlsgraben s. Fossa
- Katalaunische Felder 235, 466
- Kat Arabas 256
- Katastrophismus 218, 280, 722
- Katzinger, Willibald 7, 38, 710, 716
- Kaundinya, König 170
- Kelten 215
- Kepler, Johannes 245
- Kerner, Max 38, 710
- Kija, Nebenfrau 270
- Kilikien 202
- Kirchenbau, frühchristlicher 375, 551
- gut 134
- recht 159
- Klimakatastrophe 724
- Kloster 143, 286, 291
- Kluge, Alexander 8
- Knud, König von Dänemark 704, 719
- Koch, Marianne 208, 402, 417, 425
- Köln 54, 722
Archäologische Zone 54, 305
Dom/grabung 236, 665
Alter Dom 669
Ambo 667
Baptisterium 669
Dunkle Erde 668
Fürstengräber 665
Ringatrium 668
Schola cantorum 668
frankenzeitliches 620
Historisches Archiv 527
Jüdisches Museum 307
Pfalzkapelle 670
Praetorium 671
St. Pantaleon 426
St. Severin 529, 671
Synagoge 306
- Kölzer, Theo 12, 39, 751
- Kolb, Frank 197
- Kolumbus 230, 252
- Konstantin I. d. Gr. vor 514, 425, 429,
547, 581, 611, 653, 752
Bildnisse 602
- Konstantin VII. Porphyrogenetos 61,
367, 441
- Konstantinische Schenkung 591, 715
- Konstantinopel 228, 405, 424, 603, 725
Apostelkirche 440, 614
drei frühe Bauten 418
Hagia Sophia 414
St. Polyuktos 653
Stadtmauer 547, 674
- Konstantius Chlorus 546, 660
- Kopernikus, Nikolaus 254
- Korea 178
- Korfmann, Manfred Osman 197
- Korth, Hans-Erdmann 4, 6
- Krefeld-Gellep 662
Fürstengrab 664
- Kreuzsymbol 615
- Kreuzzüge 224
- Krojer, Franz 21, 39, 361
- Kupfer-Zinn-Problem 517
- Kuschiten 212
- Labyrinth 221
- Lactantius 73, 100, 613
- Lamina 730
- Lange, Kathrin 8
- Lange Mauern 549, 674
- Langobarden 370, 440, 630
- Lappentaucher 736
- LaRouche, Lyndon 720
- Laszlo, Renate 79, 121, 339, 425, 552
- Latacz, Joachim 198
- Latein 648
- Lausanne 648
- Lecce di Salento 452
- Legler, Rolf 40, 329
- Lehmann, Tomas 394
- Lelarge, Günter 6, 727
- Lemgo 750
- Leo III. 715
- Leofric, Bischof 683
- Leptis Magna 554
- Lesch, Harald 747

- Lester, Toby 249
Liber Pontificalis 112
 Licht, physikalisch 487
 Licinus, Kaiser 612
 Liesching, Birgit 41, 107
 Liesecke, Christian 277
 Limes 447, 471, 647, 651
 Gesamtlänge 542
 alle Teilabschnitte 536
 Lindner, Theodor 712
 Lobbedey, Uwe 670
 Loh, Werner 7
 Lohrmann, Dietrich 12
 Lomello, Otto von 705
Lorscher Evangeliar 717
 Lothar I./II. 371
 Lucas, Charles W. 497
 Ludwig der Fromme 160, 295, 751
 Lüling, Günter 228
 Lüttich, Dom 670
 Luxeuil, Kloster 578
 Lyell, Charles 729
 Lyon, spätantikes 620
- Maas-Befestigungen 660
 Maciejewski, Franz 260, 270
 Madrid, frühmittelalterliches 51
 Magnentius 656
 Magnetismus 489
 Magnus Maximus 666
 Mailand, fünf frühe Bauten 389
 Mainz, Helmut 41, 51
 Mainz, frühmittelalterliches 335
 Malmesbury 310, 342
 Mancus 118
 Manetho 208
 Mantell, Gideon u. Mary Ann 740
 Marius Aventicensis 648
 Mark Anton 446
 Mark Aurel 525, 544, 629
 Markomannen 652
 Marquardt, Peter 497
 Mars 283
 Marseille, St-Victor 575
 Martin, hl. 382
 Martin, Paul C. 303
- Masken
 Bronze- 216
 Gold- 216
 Massenpsychologie 509
 Matthiesen, Stephan 13
 Maximinus Thrax 191, 545, 629
 Medaillen-Geschichte 640
 Meeus, Jan 355
 Meisegeier, Michael 130, 256, 402, 425,
 590, 615
 Mekong-Delta 171
 Meroë 213
 Merowinger 12, 56, 151, 227, 342, 426,
 651, 667
 Methode, Historisch-kritische 19
 Meulen, Jan van der 12, 41
 Michelangelo 601
 Mikolasch, Peter 249, 755
 Mitchell, Steve 42, 108
 Mittelalter, erfundenes s. Phantomzeit,
 mittelalterliche
 mmg 10
 Möller, Frank 19
 Mohammed 129, 368
 Molekularstruktur 756
 Molkenthin, Ralph 14, 42
 Monaldi, Rita 249
 Mond-Begleiter 756
 -finsternis 355
 Muck, Otto 727
 Müller, Zainab-Angelika 5, 42, 220
 Müller-Götz, Matthias 10
 Münster 524
 Münzbilder, christliche 434, 643, 675
 Münzen 124, 300, 351, 521, 657, 752
 angelsächsische 351
 englische 351
 gefälschte 523
 keltische 217
 römische 522, 351
 samarische 525
 überprägte 522
 Münzhorte 642, 656
 Multipla 677
 Mumien 512, 710
 Myrrhe 226

- Natural Philosophy Alliance* 494
 Neapel, Baptisterium 398
 Nibelungenlied 258, 476
 Nicäa, Hagia Sophia 409
 Konzil von 65, 109
 Niemitz, Hans-Ulrich 5, 25, 43, 108,
 513
 Nimbus, rechteckiger 413
 Nîmes, spätantikes 452
 Noeske, Hans-Christoph 657
 Nofretete 270
 Nola/Cimitile 392
 Noricum 533
 Novalesse, Chronik von 707
NPA 494
 Nubier 213
 Null 80, 120
 Numismatik s. Münzen

 Oc Eo 171
 Octavian s. Augustus
 Odoaker 375, 532
Odysee 229
 Ödipus 260
 Oestrich-Winkel, Graues Haus 54
 Offa 119, 351
 Olympia / Spiele 724
 Pelopion 726
 Tsunami 725
 O'Neill, John 129
 Opll, Ferdinand 43, 625, 654
 Orange, Stadtgründungsbogen 592
 Osmanen 224
 Osabrück, frühmittelalterliches 700
 Dom 700
 Osterberechnung 66, 255
 Ostgoten s. Goten
 Otte, Andreas 5, 43, 70, 347
 Otto I. 513, 553, 563, 712
 Otto II. 699
 Otto III. 63, 339, 705, 716

 Pacioli, Luca 78, 304
 Paläohydraulik 732
Palasträtsel 77
 Palingenesie 223

 Palmer, James T. 108
 Palmer, Trevor 44, 108
 Pandya 177
 Pannonien 465
 Papsttum 564
 Paris 232
 spätantikes 534, 568, 622
 Paterfamilias 134, 208
 Paul III. 598
 Paulus, hl. 613
 Pavić, Izida 56
 Pavlovic, Markus 514
 Peiser, Benny 44, 726
 Penny 351
 Perlmutter, Saul 742
 Perugia, Sant'Angelo 400
 Pest, Große 722
 Peutinger-Karte 536, 639
 Pfünz, Limeskastell 470
 Phantomzeit,
 frühmittelalterliche 3, 5, 10, 29, 51,
 65, 83, 107, 129, 134, 291, 295, 305,
 309, 339, 355, 367, 375, 402, 527,
 551, 581, 611, 681, 699, 705
 spätantike 164, 429, 457, 529, 618,
 647, 651, 749
 Pharao 208
 Philippi, Basilika 414
 Philosophiegeschichte / mit Leere 17,
 280
 Phryger 197
 Physik-Kritik 478, 494, 505
 Alternativ- 484
 Pilgram, Wilhelm 727
 Pippin d. Bucklige 373
 Pirenne, Henri 129
 Pirling, Renate 662
 Plasma-Kosmologie 745
 Platon 229, 280, 725
 Plichta, Peter 4
 Pluto, Ex-Planet 514
 Poggio Bracciolini, Gian F. 71
 Poitiers, spätantikes 570
 Pollack, Gerald 502
 Pollmann, Hans-Otto 750
 Pompeius 676

- Poreč, Euphrasius-Basilika 411
 Pompeji 474
 Postumus, Herrscher 545, 652
 Prag, Moldaubrücke 723
 Probus, Kaiser 536, 545, 655
 Prokop von Caesarea 241, 417
Prologus Sancti Cyrilli 255
- Qalat Siman s. Kalat Siman
 Qalb Lhoze 562
 Qatna 216
 Quaden 627
 Quinarius 677
 Quirin, Heinz 65
 Quirinus 524
- Rade, Claus-Dieter 188
 Radke, Ralf 263
 Raetien 536, 640, 659
 Rätselgedichte 321, 681
 Raum-Zeit-Konzept 744
 Ravenna, 14
 frühe Bauten 375, 411, 622
 Recht, römisches 153
 Reconquista 132, 242
 Regensburg, Castra 658
 Reichmann, Christoph 662
 Reichskirche 257, 562
 Reichskrise, große 618, 649, 652
 Reinhold, Sabine 755
 Reisanbau 166
 Relativitätstheorie 498, 744
 Rethel, Alfred 714, 716
 Reynolds, Susan 149
 Rhein-Befestigungen 660
 Riess, Adam 742
 Ringkrypta 382
 Ringmann, Matthias 249
 Ristow, Sebastian 665
 Römer 18, 53, 66, 99, 120, 214, 224,
 282, 289, 293, 348, 424, 463, 513,
 531, 598, 618, 647, 651, 685, 720
 Rom 223, 396, 453, 457, 563
 Alt-St. Peter 587
 Augustus-Bogen 440
 Caracalla-Thermen 582
 Bogen des Septimius Severus 593
 Konstantinsbogen 436, 591
 Laterans-Basilika 588
 Maxentius-Basilika 583
 San Paolo fuori le mura 585
 San Pietro in Vincoli 599
 SS. Quattro Coronati 591
 Stadtmauer 546, 674
 Traians-Basilika 585
 Romulus Augustulus 532
 Rotverschiebung 502, 746
 Russell, David G. 502
- Säulenbasilika 586
 Saint-Maurice-d'Agaune 534
 Salmanassar 228
 Salomo 231
 Salona 57
 Salurn 643
 Salutati, Coluccio 73
 St. Galler Klosterplan 668
 Sassaniden 463
 Satamun 270
 Sceattas 351
 Schaper, Rüdiger 194
 Schaub, Andreas 514
 Schieffer, Rudolf 9, 13, 45, 299, 670,
 715
 Schlosser, Wolfhard 12, 46
 Schmidt, Bryan 742
 Schmiedeeisen 288
 Schneidmüller, Bernd 718
 Schrott, Raoul 201
 Schütte, Sven 47, 54, 305, 752
 Schumacher, R. 4
 Schwarzes Loch 434
 Sedimentierung 730
 Seligenstadt 55
 Sellner, Alfred 5
 Semenckare 277
 Sennhauser, Hans Rudolf 671
 Septimius Severus 444, 522, 544, 554,
 593, 636, 653
 Severin von Köln 527
 Severin von Noricum 531
 Shechtman, Daniel 755

Siebenschläfer 265
 Siepe, Franz 5
 Silvester I. 606
 Silvester II. 63, 81, 339
 Simeon Stylites 560
 Simeon von Durham 326, 355
 Simonidis, Konstantin 194
 Sinai, Katharinenkloster 407
SIS 107
 Simmering, Klaus 8
 Singer, Wolf 21
 Skylax 240
 Soisson, Robert 57
 Solidus 429, 675
 Sol Invictus 235, 436, 613
 Sonderreich, gallisches 652
 Sonnenfinsternisse 21 f., 115
 Sorti, Francesco 249
 Spätantike, fiktive 529
 Spangenhelm 60, 664
 Spessart 723
 Spieker, Reiner 4
 Squillace 648
 Starke, Ronald 21, 47, 513
 Staubforschung 501
 Steeger, Albert 662
 Steiger, Otto 134
 Steinbacher, Michael 498
 Stensen, Niels 729
 Stichling 512
 Stollmann, Rainer 7, 48
 Stratigrafie 164, 729
 String-Theorie 506
 Sulla 676
 Super-Nova-Theorie 747
 Syagrius 652
 Symphosius 103
 Synagoge 135
 Synoche 220

 Tacitus 74
 Talbott, Dave 502
 Tamerl, Alfred 5
 Tang-Dynastie 182, 453
 Tebessa (in Algerien) 551
 Teje 271

 Telekom, Deutsche 757
 Tenochtitlan 231
 Tetarteron 678
 Tetricus, Herrscher 652
 Thales von Milet 281
 Theoderich 375, 532, 622, 648, 664
 Theodosius I. 256, 613, 657, 724
 Theodosius II. 146, 547, 603
 Theophanes Confessor 63, 367, 451
 Thessaloniki, Demetriusbasilika 400
 Thiel, Werner 5, 521, 751
 Thietmar von Merseburg 705
 Thornhill, Wallace 502
 Thorpe, Benjamin 686
 Thrymsas 351
 Thüringer 441
Thunderbolts Project 495
 Tischendorf, Konstantin 194
 Tollmann, Alexander 727
 Traian, Kaiser 543, 622
 Trautmann, Moritz 687
 Trier, spätantikes 452, 567, 611, 620
 Troia 197, 223
 Tsunami 218
 Tuschratta 210
 Tutanchamun 216, 258, 512
 Tyrannosaurus rex, Gewebe 737

 Überschwemmung 218
 Ulm, Pfalz 56
 Universum, akzelerierte Expansion 742
 elektrisches 745
 Unzicker, Alexander 505
 Urknall 505, 742
 Ursus, Bischof 378
 Utrecht, Schiff von 60

 Valentinian I. 546, 654
 Valentinian II. 657
 Valentinian III. 377
 Vandalen 674
 Veldidena, spätantikes 635
 Velikovsky, Immanuel 26, 202, 206,
 260, 280, 498
 Venedig/Venetien 373
 Venn, Hubert vom 8

- Venus 283
 Verdrängung 260
 Vespasian 647
 Vienne, St-Pierre 575
Viktoria Augusti 429
Vita Bonifatii 317
Vita Karoli 715
Vita S. Dunstani 310
Vita S. Liudgeri 93, 346
Vita S. Severini 531, 660
 Völker, Thomas 261
 Völklingen, Keltenausstellung 215
 Vött, Andreas 724
- Waldseemüller, Martin /Karte 249
 Walter, Uwe 199
 Weidemann, Konrad 674
 Weihrauch 226
 Weinfurter, Stefan 49, 723
 Weissgerber, Klaus 5, 49, 190, 206,
 212, 256, 263, 346
 Welcker, Roland 324
 Westgoten s. Goten
 Whelton, Clark 50, 108
 Whitby, Synode von 312
 Wien,
 spätantikes 618, 648, 654
 Peterskirche 626
 Stadtmauer 625, 654
 Wigand, Marion 7
 Wigg-Wolf, David 657
Wikinger am Rhein 57
- Wilfrid von York 114, 348
 Willehad, hl. 704
 William von Malmesbury 84, 311 343
 Willibald 317, 684
 Willibrord 332
 Wilten/Innsbruck, spätantikes 635
 Wiluša 200
 Winfried s. Bonifaz
 Winzeler, Peter 220
 Wolfemann, Erwin 755
 Wolff, Arnold 665
 Würch, Dieter 196
- Xi'an 453
 Xiongnu 440, 457
 XP ($\chi\rho$ = Chi-rho)-Zeichen 427, 436,
 614
- York 83, 324
 Münster 90
 Schule 98
- Zeising, Gert 50, 717
 Zeitkonzepte 755
 -maschine 259
 Zeller, Manfred 5
 Ziegelbrennen 53
 Zinn 517
 aus Thüringen/Sachsen 519
 Zinsverbot 675
 Zisterzienser 286
 Zosimos 629

Mantis Verlag (Preise für Abonnenten inklusive Inlandsporto)

- Illig, Heribert (2011): **Aachen ohne Karl den Großen**. Technik stürzt sein Reich ins Nichts. 200 S., 56 Abb., Pb., 14,90 €, für Abonnenten 13,90 €
- Illig, Heribert (2011): **Die veraltete Vorzeit**. Eine neue Chronologie der Prähistorie. 240 S., zahlreiche Abb., Pb., 17,90 €, für Abo. 15,- €
- Illig, Heribert (2010): **Geschichte, Mythen, Katastrophen**. Über Velikovsky hinaus. 360 S., 62 Abb.-Seiten, Pb., 22,90 €, für Abo. 21,- €
- Heinsohn, Gunnar · Illig, Heribert (2010): **Wann lebten die Pharaonen?** 503 S., 192 Abb., Pb., 27,61 €, für Abo. 24,- €
- Heinsohn, Gunnar (2009): **Wie alt ist das Menschengeschlecht?** 158 S., 42 Abb., Pb., 13,90 €, für Abo. 12,- €
- Kerner, Martin (2009): **Bronzezeitliche Astronomie**. Die Bronzescheibe von Nebra. 368 S., ca. 85 Abb., Pb., 24,90 €, für Abo. 22,- €
- Illig, Heribert (2008): **Die Chiemseelöcher**. Neue Sicht auf alte Kunst, 150 S., 49 Abb., Pb., 14,90 €, für Abo. 13,50 €
- Franz, Dietmar (2008): **Rätsel um Potsdams Ersterwähnung**. Urkundenfälschungen auf Otto III., 135 S., 11 Abb., Pb., 12,90 €, für Abo. 11,50 €
- Kerner, Martin (2007): **Vom Steinbeil zum Pantheon**. Kulturgeschichte der Kalendarik. 197 S., ca. 55 Abb., gebunden, 18,90 €, für Abo. 17,50 €
- Heinsohn, Gunnar (2007): **Die Sumerer gab es nicht** 311 S., Pb.; 19,90 €, für Abo. 18,50 €
- Thiel, Werner (2005): **Schwert aus Pergament**, Roman, 200 S., Pb., 7,90 €
- Heidrich, Specht K. (2004): **Mykenische Geschichten: Von Phoroneus bis Odysseus, von Atlantis bis Troia**. 416 S., 24,50 €, für Abo. 21,50 €
- Illig, Heribert · Löhner, Franz (2003): **Der Bau der Cheopspyramide nach der Rampezeit**. 270 S., 127 Abb., Pb., 18,41 €, für Abo. 16,- €
- Weissgerber, Klaus (2003): **Ungarns wirkliche Frühgeschichte** 325 S., 35 Abb.seiten, Pb. 19,80 €, für Abo. 9,80 €
- Illig, Heribert · Anwander, Gerhard (2002): **Bayern in der Phantomzeit** Zwei Bände, 958 S., 346 Abb., 2 Pb.; 29,80 €, für Abo. 25,- €
- Menting, Georg (2002): **Die kurze Geschichte des Waldes**. Plädoyer für eine Kürzung der Waldgeschichte, 170 S., Pb., 14,90 €, für Abo. 7,90 €
- Siepe, Franz (2002): **Fragen der Marienverehrung**. Anfänge, Frühmittelalter, Schwarze Madonnen. 240 Seiten, 16 Abb., Pb., 17,90 €, für Abo. 8,90 €
- Tamerl, Alfred (1999): **Hrotsvith von Gandersheim**. Eine Entmystifizierung 327 S., 17 Abb., Pb., 20,40 €, für Abo. 9,90 €
- Illig, Heribert (1996): **Hat Karl der Große je gelebt?** 405 S., für Abo. 5,- €
- Sonnenschmidt, Reinhard (1994): **Mythos, Trauma und Gewalt** in archaischen Gesellschaften 131 S., 25 Abb., Pb., 11,25 €, für Abo. 5,- €
- Zeitensprünge**. Interdisziplinäres Bulletin, 2012 im 24. Jahrgang. Vorauss. mehr als 600 Seiten, innerhalb von Deutschland 40,- €, außerhalb 45,- €.

Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')
Jahrgang 23, Heft 3, Dezember 2011

- 515 Editorial
- 517 Heinitz, Volker: Rätselhaftes Zinn - eine Fortschreibung
- 521 Otte, Andreas: Der 6. Tag der antiken Numismatik. Münzen, Medaillen und Siegel
- 527 Illig, Heribert: Sieben Severine. Eine Zusammenschau
- 536 Illig, H.: Die Befestigungen von Rom und Konstantinopel
- 551 Meisegeier, Michael: Frühchristlicher Kirchenbau ... zu früh! Teil 3: Tebessa, Syrien, Frankenreich
- 581 Dumbs, Mathias: Fragen zum historischen Gehalt der Figur Kaiser Konstantins d. Gr.
- 611 Illig, H.: Reichskirche, Konstantin und Theodosius. Gedanken zu einer Konstantin-Biographie
- 618 Heinsohn, Gunnar: Österreich ohne Spätantike
- 647 Heinsohn, G.: Aventicum. Roms helvetische Hauptstadt
- 651 Illig, H.: Verdoppelte Phantomzeit? Eine Abwägung
- 681 Laszlo, Renate: Der angelsächsische *Codex Exoniensis*
- 699 Thiel, Werner: Datierungspotpourri zur Leerzeitfüllung
- 705 Suhr, Detlef: Die Karlsleiche Ottos III. Medizinische Wertung einer Gruselgeschichte
- 715 Illig, H.: *Das Reich Karls des Großen*. Eine Kritik
- 722 Illig, H.: Jahrtausend-Katastrophen. Unwetter, Tsunamis und Impakte in Europa
- 729 Otte, A.: Stratigraphie und Chronologie. Prinzipien der natürlichen Stratigraphie, kritisch hinterfragt
- 736 Heinsohn, G.: Lappentaucher und Dinosaurier
- 742 Otte, A.: Gespenstische Physik. Die Verleihung des Physik-Nobelpreises 2011
- 749 Diverses
- 758 Register für den 23. Jahrgang
- 771 Verlagsnachrichten

ISSN : 0947-7233